Aus dem

Böhmerwalde.

Bilder und Erzählungen

aus dem Volksleben

von

Josef Rank.

Erste Gesammtausgabe.

Erster Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1851.

Dem Dichter

Ludwig Uhland

in

Tübingen

verehrungsvoll gewidmet

vom

Verfasser.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Schauplatz. 1
Volk. 21
Sitten und Gebräuche.
Der Tanz. 37
Ein Wirthshausgefecht. 41
Die Verlobung. 43
Der nächtliche Besuch. 46
Eine Hochzeit. 51
Brautsteuertransport. 66
Die Pfingstwallfahrt. 69
Der Hexentusch. 72
Die Pfingstsamstagnacht. 75
Das Pfingstwettrennen. 77
Eine lustige Burschennacht. 81
Ein Ernteſcherz. 106
Der Carneval. 108
Das Kirchweihfest. 114
Nächtliches Arbeitsfest. 116
Der Drescherschmaus. 119
Hirtenbrauch. 121
's Christkindlodät'n. 124

Seite

Neujahrsgratulation 128
Namenstagsgratulation 131
Das Schönheit- und Stärketrinken . . . . —
D' Luzia 132
Am Palmsonntage 133
Leichenbrauch . . . . —

Ein Winterabend.

Spinnerinnen, Possen, Romanze, Erzähler 137
Der blutige Mann. Märchen 140
Die Hexenmagd. Sage 144
's Schulmuaderl. Sage 147
Des Windes Weinen. Märchen 154

Sagen, Aberglauben, Volksgespenster, Volkspropheten. 157

Kleiner Anhang von Nationalliedern 171

Erzählungen.

I. Die Auswanderung in das Banat 189
II. Die Geschichte einer Schwester 212
III. Die Heimsuchung 224
IV. Das Hofer-Käthchen 235

Schauplatz.

Fast auf jedem größern Zweige des Böhmerwaldes sitzt eine andere, vielfach eigenthümliche Bevölkerung.

Nicht blos scheidet sich Deutscher vom Czechen durch Sprache, Tracht, Charakter, Sitten und Gebräuche; auch der Deutsche zum Deutschen steht nicht ohne abweichende Färbung vor den Augen des Beobachters. Dies besonders hinsichtlich der Tracht und des Dialekts.

Man vergleiche nur die Deutschen des herrschaftlichen Gebietes Bischof-Teinitz oder Hostau mit denen der Herrschaft Kauth. Des auffallend singenden Dialektes wegen werden jene von diesen „Diazler" genannt.

Nicht minder unterscheidet sich die Tracht. Dieser Umstand drängt daher ebenso zur Ausscheidung der Deutschen, welche sich durch zu auffallende Eigenthümlichkeiten von den in nachfolgenden Schilderungen auftretenden Deutschen unterscheiden, wie zur natürlichen Trennung dieser von den Czechen.

Meine eifrigste und Lieblingsbeobachtung schöpfte vorzüglich aus dem Nationalleben jener Deutschen, welche nördlich bis gegen Tauß, südlich bis zum Ende des Gebietes der sogenannten Freibauern wohnen. In dieser Abgrenzung, östlich durch die anwohnende czechische Bevölkerung, westlich durch den Böhmer-Hochwald natürlich abgeschieden, bewe-

gen sich streng die folgenden Lebensbilder. Hier gleicht sich auch Tracht, Bauart der Häuser, Dialekt, bis auf einige unbedeutende Eigenheiten einzelner Dörfer.

Der Böhmerwald dürfte dieses Schauplatzes entlang am anschaulichsten einer gewaltigen Meereswoge vergleichbar sein, welche plötzlich im Laufe erstarrend als Scheidewand Böhmens und Baierns Halt gemacht hätte. Theils unmittelbar die richtige Grenze bezeichnend, theils mehr oder weniger hinüber- oder herüberfallend, ragen die höchsten Punkte dieses böhmisch-bairischen Scheidungsgebirgs bis zu einer Höhe von 710 W. Klaftern empor. Wie rasch verkleinerte Wellen niedert größtentheils da der Böhmerwald landeinwärts bis zu Hügel- und Thalgrund zurück, wodurch für das Auge eine sehr anziehende Mannichfaltigkeit entwickelt wird. Hoch- und Mittelgebirg bedecken frische Waldungen, welche sich hier und da bis in die Niederungen hinabziehen. Eigenthümlich verschwinden diese von den meisten Höhen und Hügeln, besonders im nördlichern Theile, wo die czechische Bevölkerung beginnt. Man findet noch Stellen mit Urwald bedeckt. Im Norden dieses Böhmerwaldtheils zeigt sich eine bedeutende Unterbrechung durch Hügel- und Thalgrund bis zum nächsten Gebirgsstocke (Czerchow); aber sie dient nur zur wahren Verschönerung des Böhmerwald-Panoramas, indem die aus derselben ohne alle Verbindung majestätisch aufstrebende Bergwand Hochbogen und Burgstall in Baiern das Auge vor einem weithinverlaufenden Hügel- und Flachlande bewahrt. Auf diesem Schauplatze haben sich in physisch-statistisch-geographischer Hinsicht neuester Zeit tüchtige Männer umgesehen, und in dieser das Ausgezeichnetste geleistet. Sommer's „Topographie Böhmens" beweist es. Vom romantischen Eindruck bis zur genauesten wissenschaftlichen Untersuchung findet man bei Gelegenheit

der Besprechung des Pilsner, Klattauer, Prachiner und Budweiser Kreises den Böhmerwald richtig und anziehend dargestellt. Ein schätzbares Verdienst hat sich dabei Hr. Professor F. X. M. Zippe aus Prag durch seine Darstellung erworben, und ich will gern meine Grenzen, die ich für die folgenden Lebensbilder abgemarkt habe, in jeder Richtung erweiternd vorrücken lassen, um aus dem Böhmerwald-Panorama möglichst ein Ganzes zusammenzustellen.*) Vom Süden des Schauplatzes gegen Norden erheben sich einige der höchsten Punkte des Böhmerwaldes, und diese verbreiten ihre Ausläufe und ausgedehnten Abhänge auf diesem Gebiete. In der k. Waldhwozd (auch Künisch oder Freibauerngerichte genannt) erhebt sich an der Westseite der Osser mit zwei zackigen Felsengipfeln, wovon der östliche höhere 673 W. Kl. über der Meeresfläche emporragt, der westliche aber jenseit der Landesgrenze liegt. Von diesen läuft in südöstlicher Richtung ein langer, in der Mitte etwas eingebogener Rücken, der Sattelberg genannt; an diesen Rücken schließt sich unmittelbar die 711,8 Kl. hohe Seewand, ein breiter, aber ganz abgeplatteter, mit Wald und Gebüsch bewachsener Rücken, in gleicher Richtung mit dem vorigen streichend, mit fast senkrechten Felsgehängen an seiner Süd- und Nordseite; östlich schließt sich an ihn der Eisensteiner Spitzberg, ein zugerundet kegelförmiger Gipfel, und über diese beiden geht die Grenze des Gutes Eisenstein. Weiter östlich vom Spitzberge erhebt sich fast zu gleicher Höhe mit diesem der Panzer (600 W. Kl. hoch), und an diesen schließt sich der Brückelberg oder das Brückel; durch ein Thal von diesen geschieden erhebt sich weiter südöstlich der Ahornberg,

---

*) Bei der folgenden Darstellung des Schauplatzes benutze ich vorzüglich Hrn. Professor Zippe's Beobachtungen des Böhmerwaldes.

welcher unmittelbar mit dem Hochrücken zusammenhängt, auf dessen östlichem Ende sich der St.-Günthersfelsen 525,8 W. Kl. über der Meeresfläche erhebt. Von diesen fällt in mehr südlicher Richtung der 572,5 W. Kl. hohe Kiesleitenberg ab, dessen östlicher, niederer Abhang Rothmoosberg genannt wird, mit welchem dieser Gebirgszug östlich im Wattawathale endet. Diese Abfälle desselben nach Süden und Südwesten sind mehr oder minder steil, die Höhe dieses Rückens ist jedoch aus dem Thale an seiner Südwestseite weniger bemerklich, weil dieses selbst über 400 Klafter über der Meeresfläche liegt; nur der Osser und die Seewand, dann der Kiesleitenberg erheben sich mit schroffern Gehängen. Nach der Nordseite fällt dieser Gebirgszug am Osser sehr steil ab, und um ihn liegen nur unbedeutende Berge; die steilste Abdachung und die größte Höhe zeigt dieser Berg an seiner Ostseite, wo er sich 281 W. Kl. über seinen Fuß erhebt; von der Seewand fällt da, wo sie sich mit dem Sattelbergrücken vereinigt, nordwärts ein Gebirgsjoch, das Zwergeck, ab, und da, wo sie an den Spitzberg stößt, ein anderes, der Zelzerberg, ein zwar an seiner westlichen Abdachung sehr steiler, doch nicht sehr hoher Bergrücken, welcher sich bis Palmsgrün erstreckt; mit diesem parallel streicht weiter ostwärts der Hochfiederet oder Gefielderberg, auch Hochgefield genannt (647 W. Kl. hoch), der mächtigste Ausläufer des Hauptgebirgskamms nach Norden; er wurzelt am Panzer und Brückel, mit welchem Namen auch sein östliches, weniger steiles und hohes Gehänge bezeichnet wird; er geht nordöstlich in die Köhlerwastelhöhe über, und an seiner nordwestlichen Abdachung hängt an ihm der Brennet, welcher jedoch größtentheils schon zur Herrschaft Bistritz gehört; noch weiter ostwärts von diesen Rücken finden sich, als nördliche Anhänge des Ahorn-

berges, der Geiersberg und der Hammerberg, vom Hochrücken aber fällt das Gebirge nordwärts sanft ab, ohne weitere Verzweigung. Einzelne Höhen an diesen hier bezeichneten Hauptästen führen noch verschiedene Localnamen, meist nach den Besitzern der an ihnen liegenden Feld- und Waldgründe. — Mit diesem Hauptgebirgszuge streicht ein anderer, nicht minder hoher parallel, welcher dann weiter auf die Herrschaft Stubenbach ostwärts und auf das Gut Deffernik westwärts fortsetzt, und dessen südliche Gehänge dem Nachbarlande zufallen; hierher gehören von diesem Gebirgszuge der Hohenstockriegel; er hängt mit dem Steindlberge auf der Herrschaft Stubenbach zusammen, und westlich schließt sich an ihn der Lakan oder Lakaberg, und an diesen der Fallbaum und der Stefanik, von welchen sich ein niederer Rücken nördlich quer durch das Thal bis zum Panzer und Brückel erstreckt, und so diese beiden Hauptgebirgszüge miteinander verbindet. — Niedere Berge und Anhänge der genannten sind noch der verborgene Riegel am Lakaberge, der Hurkenthaler Riegel am Hohenstockriegel, dann der Frauenwald, eine ziemlich isolirte Gruppe von niedern Bergen, welche sich im Thale zwischen dem Kiesleiten- und dem Steindlberge erheben; sie hängt mit dem Seerücken auf der Herrschaft Stubenbach zusammen, ist aber davon durch eine weite und niedrige Einsattelung getrennt; das Grubbergel, ein kleiner Anhang am Seerücken, der Sattelberg, welcher sich im Winkel, den der Kieslingsbach mit dem Widrabache bildet, erhebt, der felsige Schlösselwald, welcher das linke Ufer des Widrabaches bildet. — Das Stachauer Gericht wird nördlich von den Abhängen und Ausläufern des Jawornik, westlich vom Stachauer- und Aschenberge, welcher mit dem Knappenberge auf der Herrschaft Bergreichenstein zusammenhängt;

südlich von der hohen Waldfläche von Planie, auf der Herrschaft Großzdikau, und östlich von den niedern Bergen bei Melhüttel eingeschlossen. — Diese gleichsam in sich abgeschlossene Gebirgslandschaft gewährt einen sehr großartigen Eindruck. Im südlichen Theile des Gebirgs erhält man auf einigen Höhen nicht nur einen Ueberblick über die niedrigern Bergzüge, welche den Prachiner Kreis durchstreichen; das Auge schweift auch über die angrenzenden Kreise bis tief in die Mitte von Böhmen, von einigen bis an die südlichen, von andern bis an die nordwestlichen Grenzen des Landes, wo das Erzgebirge wie ein Nebelstreif mit dem Gewölke des Horizonts verschmilzt. Von mehren Punkten reicht der Blick weit über die Nachbarländer Baiern und Oestreich, und wird am südlichen Horizonte von den schneebedeckten Gipfeln der Alpen gefesselt, welche in unabsehbarer Ferne sichtbar werden, und gleich einem Zauberbilde das Gemüth mit staunendem Entzücken erfüllen. Von den nördlichen Höhen dieses Gebirgstheils gewähren die mehr durch ihre Größe und Ausdehnung anziehenden Massen des Böhmerwaldes ein großartiges Bild, dessen ernster Charakter durch die Schattenseite, welche von hier aus betrachtet sich dem Beschauer zuwendet, noch erhöht wird; sie bilden den Hintergrund einer großen Landschaft, welche durch eine Menge größerer und kleinerer Wasserspiegel, durch zahlreiche mit Flächen abwechselnde Berg- und Hügelzüge, die den Vordergrund und den mittlern Theil erfüllen, einen eigenen Reiz von Mannichfaltigkeit erhält. Die in früherer Zeit verrufenen, abschreckend finstern Wälder sind nun größtentheils gelichtet und haben zahlreichen Ansiedelungen Platz gemacht; da, wo sie noch die weitausgedehnten Bergrücken bedecken, bringen sie von außen betrachtet durch ihre Größe, in ihrem Innern aber durch den Anblick ihres Urzustandes, über welchen der Mensch

noch nicht Meister werden konnte, einen eigenthümlichen, keinesweges unangenehmen Eindruck hervor. Auf den höchsten Gipfeln und Gebirgsrücken hat der Urwald bis auf die unzugänglichsten Stellen meist sehr üppigen Beständen Platz gemacht, welche der Cultur und regelmäßigen Benutzung anheimgefallen sind. Im Waldboden, besonders in den moorigen Thälern, zeigen sich die Reste des Urwaldes in den Stöcken, Wurzeln und vermoderten Stämmen in mehren Schichten übereinanderliegend; so fand man bei Urbarmachung einer solchen Strecke in Leonorenhain an der Moldau, welche durch einen sehr bedeutenden Kostenaufwand in eine Wiese von beiläufig 100 Joch Area umgeschaffen wurde, fünf Schichten von Wurzelstöcken erster Größe als Ueberreste natürlich abgestorbener Generationen des Waldwuchses, welcher wahrscheinlich seit dem Anbeginn der geschichtlichen Periode unserer Erde diese Regionen bedeckt hat. Der Baumwuchs auf den höchsten Höhen ist freilich nur kümmerlich im Vergleiche zu den tiefer liegenden Stellen. Der dort noch vorhandene Urwald gibt daher nur ein schwaches Bild von dem ehemaligen der niedern und der Thalgegenden; doch sieht man Bäume jedes Alters auf halb oder ganz vermoderten, vom Sturme niedergestreckten, nebenstehenden, oder oben herab abgestorbenen und ganz mit Bartmoos behängten Stämmen, welche insbesondere, nebst der fast gänzlichen Unwegsamkeit und dem gänzlichen Mangel jeder Spur von menschlicher Einwirkung auf die Cultur oder das Lebensende der Pflanzen, den Hauptzug in der Physiognomie des Urwaldes bilden. In solchen Waldstrecken sterben noch alle Bäume durch Elementarereignisse oder eines natürlichen Todes durch Alter, und damit wäre mit wenigen Worten der Charakter des Urwaldes bezeichnet. Die noch vorhandenen Strecken des Urwaldes dürften sich noch geraume Zeit in

diesem Zustande erhalten; denn es ist nicht zu erwarten, daß, obwol der Verbrauch des Holzes gegen frühere Zeiten um das Mehrfache gesteigert worden, die Preise desselben so hoch steigen werden, daß der Abtrieb dieser Strecken die Kosten, welche der Transport des Holzes von diesen unwegsamen und zum Theil unzugänglichen Stellen verursacht, ersetzen werde. In der k. Waldhwozd beträgt der Flächeninhalt der Waldung immer noch den größern Theil des Ganzen. Sie bedeckt im Zusammenhange den südwestlichen Gebirgskamm an der Landesgrenze, und verbreitet sich von da auch auf den nordöstlichen, auf den Panzer und Hochfiederet; sonst finden sich im größten Theile des Gebiets mehr vereinzelte, wiewol ziemlich ansehnliche Strecken, die größten am Frauenwald und am Kiesleitenberge. Der vorherrschende Waldbaum ist die Fichte, nächstdem die Tanne; auch Buchenbestände zeigen sich hier und da. Zum Theil ist die Waldung hochstämmig, zum Theil finden sich auch junge Bestände; sie ist nicht in Reviere getheilt, da sie jeder Besitzer nach Bedarf benutzt, doch ist in jedem Gerichte ein Waldaufseher angestellt. Die Verwerthung geschieht bei einigen größern Besitzungen durch Glas- und Spiegelhüttenbetrieb, etwas wird verflößt, das meiste aber zu Hause verbraucht. Sonst findet sich auch viel Dominicalwaldung. — Die Felsarten dieses Hochgebirgs sind Glimmerschiefer, Gneus, Granit. Ersterer herrscht im höchsten westlichen Theile, am Osser und seinen Vorbergen, an der Seewand, am Panzer und den Ausläufen dieses Rückens nach Norden, bis über die Grenzen des Klattauer Kreises, also in dem Katbariner, Hammer, Eisenstraßer und dem größten Theile des Seewiesener Gerichts; er ist meistens höchst ausgezeichnet, und bildet oft schroffe Klippen am Zelzerberge, Osser und dem Böhmischen See, welche merkenswerth sind;

hier und da enthält er kleine Krystalle von Granat eingeschlossen; doch sind diese mehr in den losen Blöcken, welche an den Gehängen zerstreut sind, als auf ursprünglicher Lagerstätte zu finden: am Panzer enthält er Kianit, in Quarzmassen eingebettet, und in Eisenstraß scheinen häufig Gänge von Quarz und Turmalin in ihm zu streichen. Der Glimmerschiefer geht in weiterer Verbreitung nach Osten und Norden mit allmälig abfallendem Niveau unmerklich in Gneus über, und eine Grenzlinie zwischen diesen beiden Felsgebilden ist nicht aufzufinden. Dieser herrscht dann weiter östlich am Kiesleitenberge und im größten Theile des Neustadler Gerichts bis auf das Hochgebirge der Herrschaft Stubenbach. Granit ist in zwei ansehnlichen Gebirgsstrichen verbreitet, der nördliche bildet den Günthersfelsen, den Hochrücken, westlich bis über den Ahornberg, und südlich über den Frauenwald, findet sich im Thale und an den Gehängen des südlichen Gebirgskammes an der Landesgrenze, als am Formberge (dem nördlichen Abhange des Steindlberges) und westlich von Hurkenthal bis über den Stefanik; er ist größtentheils grobkernig, geht am südlichen Kamme sehr häufig in Gneus über und wechselt auch wol mit dieser Felsart. Die zweite Partie verbreitet sich von Chinitz und Tettau über Schlösselwald, Rehberg und den Sattelberg oder den östlichen Theil des Neustadler Gerichts; er ist größtentheils grobkernig und porphyrartig und bildet ansehnliche Felsmassen am linken Ufer des Widrabachs zwischen Schlösselwald und Rehberg. Er ist in beiden Districten seiner Verbreitung in zahllosen Felsblöcken zerstreut, und enthält am Günthersfelsen Quarzgänge. Im Stachauer Gericht ist Gneus die vorherrschende Felsart, doch findet sich auch hier ein Stock von Granit. Kalksteinlager finden sich im Kocheter und im Stachauer Ge-

richt, und Quarzlager am Kiesleitenberge und an mehren Orten im Eisenstraßer und Hammer Gericht.

An dieses Gebirgspanorama schließt sich gegen Norden eine zweite, vielleicht durch mehr Abwechselung interessantere Partie des Böhmerwaldes, welche ich gleich anfangs nach ihrem romantischen Eindrucke geschildert habe. Von nennenswerthen Bergen schließt sich zunächst an die beschriebene Gebirgskette die Saucbene. Von da und weiter auf der Strecke der Unterbrechung durch Hügel- und Thalgrund bis zum hohen Czerchowgebirge zeigen sich nur einzelne oder gruppirte Bergkegel: der Silberberg, eine hohe runde Kuppe, weithin sichtbar im angrenzenden flachen Lande; der Fuchsberg; nördlicher der Holi, bei Wirow; der Czihadlo, bei Melhut; der Bezni, der Hluboker Berg an der Südseite; die Hori (Berge) an der Nordseite von Hluboken; dann die Gruppe von höhern Bergen nördlich und östlich von Neugedein, als der Skarmann, der Riesenberg, der Stanetitzer Berg, welcher mit dem Niemczitzer Bergrücken auf der Herrschaft Chudenitz zusammenhängt; der Slupnei, der Przikopj, der Kuhberg, der Dreifaltigkeitsberg, der Kozetitz, der Barak mit dem niedrigen Pfaffenberge; westlicher der Marberg und der Chodenschlosser Berg. Der hohe Böhmerwald beginnt nach seiner Unterbrechung den Lauf nach Norden mit dem Großen und Kleinen Czerchowberge, dem höchsten Punkte des nördlichen Theils des Waldgebirgs, welcher sich 3300 W. Fuß über die Nordsee erhebt. An diesen reiht sich nördlich der lange hohe Rücken des Schauerbergs; er ist durch den Paß von Klentsch vom vorigen getrennt und erstreckt sich in nördlicher Richtung auf eine Meile in die Länge. Ein Ausläufer davon in westlicher Richtung heißt der Heinrichsberg. Im Westen vom nördlichen Ende des Schauerbergs beginnt der gleichfalls an-

sehnlich hohe Rücken des Herrsteiner Gebirgs mit seinem Südende, dem Kuhberg. Nebst diesen seien noch der Seeger Berg, Hochwald oder Steinfels genannt. — Auf diesem Terrain sind die Waldungen bedeutend gelichtet und außer einigen Dominicalwaldungen in Reviere getheilt. Sie enthalten größtentheils Fichten, Tannen, Kiefern, Birken und Erlen, auch einen großen Theil Buchen. — Der Wildstand besteht auf den k. Freigerichten in etwas Rehwild, mehr Hasen, etwas Auerwild, wenig Hirschen. Nördlich von den Freigerichten findet man Rehwild, Hasen, Rebhühner, Auer-, Birk- und Haselhühner. Die nördlichen hohen Gebirgswaldungen haben einen bedeutenden Stand von Hochwild.

An der nördlichen Grenze der Freigerichte beginnt die Gneusformation, welche sich bis in die Fläche des Angelthals herab erstreckt. Es kommen in derselben hier und da mächtige Lager von Quarzfels vor. Bei Eichen und Auborska tritt Thonschiefer an die Stelle des Gneuses, welcher auch dann weiter nördlich herrscht. Auf dem Gute Janowitz ist feinkerniger Granit die vorkommende Felsart, bei den vom Hauptkörper getrennten Ortschaften Aulikow und Sedlitz aber der Thonschiefer und Grauwackenschiefer des Uebergangsgebirgs. — Die Felsarten der nördlichern verschiedenen Gebirgszweige sind mannichfaltig. Im hohen westlichen Gebirge ist Gneus die herrschende Felsart; er geht öfters in Glimmerschiefer und Thonschiefer über, enthält auch Stöcke von Granit. Am Fuße des Czerchowbergs, in der Thalebene bis gegen Chodenschloß, findet sich grobkerniger Granit, welcher aber an den Höhen und Bergen, die diese Niederung umgeben, nicht mehr vorkommt. In dem niedern Landstriche, von Czerchow südöstlich, herrscht ebenfalls Urschiefer, welcher bald gneusartig, bald glim-

merschieferartig sich zeigt. Bei Neumark wird die Schieferformation durch Trappgesteine unterbrochen, welche sich im Zusammenhange bis Springenberg und Friedrichsthal, und von da über Steffelhof, Melhut, Tannaberg, Neudorf, Hluboken und die kugelförmigen Berge bei Wegrow und Putzeried verbreitet und auch den größten Theil der Berge bei Neugedein bildet, mit Ausnahme des Riesenbergs, des Slupnei und des Stanetitzer Bergs, an welchen Grauwackenschiefer als Felsart sich zeigt. Dieser geht bei seiner Verbreitung durch das flache Land bei Kauth, dann im niedern Gebirge bei Klitschau und Tilmitschau allmälig in Urschiefer über.

Unter den lebenden Gewässern eilen die Bäche des südlichen Terrains der Wattawa zu; nordwestlich davon vereinigen sich alle mit der Angel, die theils am Hochfiederet, theils aus vielen Quellen am Abhange des Spitzbergs bei Storn, Frischwinkel und Fürstenhütte sich bildet. In die Angel ergießt sich der Seebach oder Rieselbach aus dem merkwürdigsten Gewässer des ganzen Böhmerwaldes, dem Eisenstraßer See (auch Bistritzer oder Böhmischer oder wol blos der See genannt), kommend. Dieser befindet sich an der Nordseite der Seewand, welche über seinen Wasserspiegel gegen 100 Kl. fast senkrecht emporsteigt, und ihn auch zum Theil an der Ost- und Westseite mit Felsgehängen umfaßt. Sein Niveau übersteigt die Meeresfläche um 526,5 W. Kl. Sein Spiegel hat 64 Joch Flächeninhalt; die Tiefe scheint, nach dem Abfall der Seewand zu urtheilen, sehr beträchtlich, ist aber nicht ausgeforscht. Die Sagen davon finden keinen Glauben mehr. Seine Riesel treibt Schwemmholz in die Angel.

Der ackerbare Grund auf dem Gebiet der k. Freigerichte ist fast überall mager, häufig schotterig, seicht, und der

Untergrund felsig; nur stellenweise findet sich lehmiger tieferer Boden, im Neustadler Gericht ist er vorherrschend sandig; fetter schwerer Boden findet sich fast nirgend; es ist daher überall fleißige Bearbeitung und starke Düngung erforderlich; im Ganzen ist er nur mittelmäßig fruchtbar; nur wenige in den Thälern und an der Mittagsseite der Gehänge liegende Gründe gehören zu den bessern. Der größere Theil der landwirthschaftlichen Gründe besteht aus Wiesen und Hutweiden. Es werden von Getreidearten etwas Weizen, mehr Korn und Hafer, sonst aber besonders Flachs, Kraut und Erdäpfel erbaut. Obstbau wird fast blos im Stachauer und im Hammerer Gerichte betrieben. Nördlicher ist der landwirthschaftliche Boden nach Verhältniß der Lage von sehr verschiedener Beschaffenheit, im Ganzen aber ziemlich fruchtbar. Er liefert vorzüglich Korn und Hafer, auch Weizen und Gerste. Obstbäume sind in einzelnen Hausgärten, neuester Zeit auch Aepfel-, Birnen-, Zwetschken- und Kirschbäume in Alleen zu finden.

Das Klima ist in den Waldhwozder Gerichten der hohen Lage wegen ziemlich rauh; auch liegen da nur wenig Feld- und Wiesengründe unter 440 W. Kl. Meereshöhe, die meisten haben beiläufig 500 W. Kl., einige Wiesen und Hutweiden liegen auch noch höher. Dieses Waldgebirge zieht häufig furchtbare Gewitter zusammen und sendet Hagelschlag auf das Flachland nieder. Durch Lichtung der Wälder wird sich das Klima nach und nach mildern. In den flachern Gegenden gegen Norden ist das Klima bedeutend milder.

In kleinen Thalstrecken, besonders die vor Nord- und Ostwinden geschützt sind, erreicht der Sommer einen hohen Grad von Hitze.

Der Winter dauert länger als in andern Gegenden Böhmens. Der Frühling ist meistens sehr unfreundlich,

Mai und Juni gewöhnlich kühl, und die Fröste dauern oft fort bis in die zweite Hälfte des Mai. Eichen und Erlen werden oft erst Ende des gedachten Monats grün. Die Schneedecke auf dem Hochgebirge im Westen des Kreises absorbirt eine beträchtliche Menge von Wärme und bleibt gewöhnlich bis zum Anfange des Sommers liegen, daher die niedere Temperatur des Frühlings in der Nachbarschaft des Gebirgs. Die größte Wärme übersteigt gewöhnlich nicht 22 bis 25 Grad Réaumur und ist nicht anhaltend. Der Monat September ist auch hier, wie überall in Böhmen, derjenige, in welchem die schöne Witterung sich am beständigsten zeigt. Ueberhaupt pflegt der Herbst lange zu dauern, und die größte Winterkälte findet sich meistens erst im Januar ein; sie erreicht gewöhnlich 14 — 16 Grad und übersteigt selten 20 Grad Réaumur. Gewitterwolken, am Waldgebirge gebildet, entladen sich gewöhnlich im Donaugebiete, und ziehen dem Striche der hohen Gebirgsrücken entlang entweder südlich oder nördlich; den Klattauer Kreis treffen dann blos Streifregen. Bei Südwestwinde jedoch werden diese Wolkengebilde gegen das Innere von Böhmen getrieben und entladen sich dann hier zuerst, oft schon, wenn es im Innern von Böhmen noch heiter ist. Nordostwinde bringen gewöhnlich die Nebel, welche sich in den Wäldern des mittlern Böhmens gebildet haben, und die sich dann hier zu Gewitterwolken mit vorübergehenden Regen gestalten, worauf meistens anhaltend schöne Witterung folgt.

Hinsichtlich der Flora scheint zwar im Vergleich mit andern Hochgebirgen der Böhmerwald keine große Mannichfaltigkeit zu besitzen, hat aber einige ausgezeichnete Gebirgspflanzen aufzuweisen. Am Teufelssee bei Eisenstein wächst Isoëtes lacustris, eine sonst fast in ganz Deutschland

nicht vorkommende Pflanze; Soldanella alpina findet sich in ansehnlicher Menge in verschiedenen Gegenden des Gebirgs; Arnica montana kann als die, die Flora des Böhmerwaldes charakterisirende Pflanze angesehen werden; sie findet sich im ganzen Gebirge verbreitet. Seltener erscheint Doronicum austriacum. Lindaker bemerkte mehre Arten von Aconitum, Phyteuma, Gentiana purpurea, Lichnis alpina u. a. Unter den Kryptogamen erscheint auch hier der wohlriechende Byssus Jolithus ungemein häufig. Ueber die Flora des Böhmerwaldes im Allgemeinen hat Hr. A. J. Corda, Custos am Vaterländischen Museum in Prag, ein genügend vollständiges Verzeichniß zusammengestellt.*) — Als besondere

---

*) Es ist dies eine Zusammenstellung der seltnern ausgewählten Pflanzen dieses Waldgebirges aus dem Verzeichniß aller auch allgemein verbreiteten Pflanzengattungen, welche Hr. M. Dr. Ign. Duschek, Professor der Naturwissenschaften am fürstl. Schwarzenberg'schen ökonomischen Institute zu Krumau, aufgezeichnet hat. Die Auswahl nennt folgende besondere Böhmerwaldflora: Antoxanthum odoratum. Phleum Böhmeri. Chilochloa Michelii (Smith). Phalaris arundinacea. Digitaria humifusa (Pers.). Agrostis alpina. Apera spica venti. Andropogon Ischaemum. Poa distans; serotina; nemoralis. Festuca rubra; nemoralis. Bromus racemosus; erectus. Arundo Phragmites. Triticum pinnatum (Mönch). Lolium temulentum. Carex Davalliana; Buxbaumii. Juncus effusus. Typha latifolia. Sparganium ramosum. Acorus Calamus. Triglochin palustre; hybridum. Alisma Plantago. Convallaria multiflora. Paris quadrifolia. Ornithogalum pyramidale; umbellatum. Hyacinthus comosus. Leucojum vernum. Galanthus nivalis. Gladiolus communis. Orchis globosa; ustulata; Morio. Epipactis ovata; microphylla. Betula nana. Mercurialis annua. Asarum europaeum. Daphne Mezereum. Soldanella montana. Pinguicula vulgaris. Orobanche major. Lathraea squammaria. Linaria minor; genistefolia. Antirrhinum majus. Digitalis ambigua. Lycopus europaeus. Ajuga alpina. Teucrium Chamaedrys. Galeobdolon luteum. Mentha sylvestris. Nepeta nuda. Dracocephalum moldavicum. Prunella gran-

Vorkommnisse des Stockauer und Bärnsteiner Gebirgsrückens wurden vom Hrn. Abbé F. Hocke in Ronsperg folgende Pflanzen verzeichnet:

Circaea alpina.	Carex strictifolia.
— intermedia.	Galium Cruciata.
Pinguicula vulgaris.	Menyanthes trifoliata.
Veronica latifolia.	Thesium ramosum.
— scutellata.	— alpinum.
Valeriana dioica.	Atropa Belladonna.

---

diflora. Atropa belladonna. Datura Metel. Pulmonaria officinalis. Cuscuta europaea. Gentiana acaulis? Menyanthes trifoliata. Vinca minor. Erica herbacea. Carlina acaulis. Achillea Ptarmica. Arnica montana. Tussilago nivea. Cineraria campestris. Conyza squarrosa. Eupatorium deltoideum. Valeriana officinalis; dioica; Phu. Astrantia major. Sanicula europaea. Pimpinella magna. Bupleurum falcatum. Athamantha Libanotis. Thalictrum aquilegifolium; angustifolium. Aquilegia vulgaris. Aconitum Napellus. Actaea spicata. Adoxa moschatellina. Impatiens noli me tangere. Linum catharticum. Cardamine pratensis. Alyssum sexatile; calycinum. Helianthemum vulgare. Drosera rotundifolia. Parnassia palustris. Viola hirta. Cucubalus Behen. Saponaria officinalis. Silene viridiflora; nutans. Chrysosplenium alternifolium. Crataegus monogyna. Spiraea Aruncus. Geum urbanum; rivale. Comarum palustre. Alchemilla Aphanes. Sanguisorba officinalis. Anthyllis vulneraria. Astragalus glyciphyllos. — Diesen können, nach der Angabe des Hrn. Corda, als in andern Gegenden des Böhmerwaldes und des Budweiser Kreises vorkommend noch beigefügt werden: Polypodium ilvense. Lycopodium inundatum. Rhynchospora fusca. Eleocharis Baeothryon. Sparganium nutans; ramosum. Arundo Halleriana. Uvularia amplexifolia. Aconitum Halleri; multifidum. Orchis viridis. Gentiana purpurea; pannonica. Meum Mutellina. Chaerophyllum aureum. Peucedanum sylvestre. Cirsium affine (Tausch.). Cacalia alpina. Senecio alpinus. Doronicum austriacum. Molinia varia; altissima. Cardamine trifolia, bei Hohenfurt. Droseria anglica und Tillaea muscosa, bei Wittingau.

Gentiana pneumonanthe.
— amarella.
Adoxa moschatellina
Daphne Mecereum.
Polygonum bistorta.
Pyrola uniflora.
Cerastium aquaticum.
Oxalis stricta.
Ranunculus lanuginosus.
— auricomus.
— sceleratus.
Thalictrum flavum.
Digitalis lutea.
Pedicularis silvatica.
Scrophularia aquatica.
Arabis Halleri.
Cardamine impatiens.
Erysimum Barbarea.
Turritis glabra.
Corydalis fabacea.
— bulbosa.
Orobus vernus.
Polygala vulgaris carnea.
— montana.
— oxyptera.
Arnica montana.
Achillea ptarmica.
Scorzonera angustifolia.
Prenanthes purpurea.
Erigeron acre.
Solidago Virgaurea.
Orchis maculata.
— conopsea.
— sambucina.
— ustulata.
Epipactis latifolia.
Sparganium simplex.

Volk.

Volk.

Die deutschen Grenzbewohner dieses Schauplatzes im Böhmerwalde behalten hinsichtlich der Körperbildung die sprechendsten Spuren ihrer deutschen Abkunft bei. Die Männer, im Durchschnitte über die mittlere Größe, haben blondes Haar, lieben unter den geistigen Getränken besonders Bier. Von Natur heiter und kräftig, äußern sie bisweilen in ihren Gebräuchen Derbheit, was man aber, als Bewohnern rauherer Gebirgsgegenden, gern an ihnen entschuldigen wird, wo man im Körper den gesunden Kern entdeckt, und um so mehr, als nur selten eine wirklich verdorbene Gesinnung derlei rauhen Aeußerungen zu Grunde liegt. Die Frauen erreichen im Durchschnitte nur die mittlere Größe, theilen aber häufig das blonde Haar, welches besonders bei der Jugend so allgemein ist, daß man ganze Scharen spielender Knaben und Mädchen mit schneeweißen Köpfen erblickt, und wegen seiner Seltenheit einen Schwarzkopf als Spitznamen seines Hauses gebraucht. Mehre Höfe jener Gegenden heißen „zum Schwoarzschädel". Diese Deutschen besitzen musikalisches Talent und Vorliebe für die Musik gleich den Czechen. Fast jedes Dorf hat seine Musikanten. Spielt der gegenwärtige Bauernsohn nicht Geige oder Clarinet, so beweist eines dieser Instrumente, in der Stube unter verschiedenen Hauswerkzeugen hängend, daß der Vater oder Großvater spielte. Nicht minder sind sie für Nationalgesang eingenommen.

Unzählig sind Volksmelodien und Texte. Auch der Jodler ist da zu Hause. Jährlich componiren die Burschen einzelner Dörfer Melodien und Texte, und die gelungensten werden allgemein. Das musikalische Gehör beweist sich dadurch, daß die schlechteste Stimme im Chor wenigstens keine Mistöne nimmt. Am Tage wiederklingt oft Haus und Feld von Liedern. Nächtlich durchziehen erwachsene Burschen singend die Dörfer. Nicht nur heitere, auch rührende und ernste Lieder werden gesungen, und wenn ein solches durch die Mitternacht tönt, da richten sich Väter, Mütter und Mädchen im Bette auf, bis sich die Sänger entfernen. Häufig sind die einfachen, tief erschütternden Gesänge als Begräbnißlieder jener Gegend im Gebrauche, die sich die Burschen vom Zuhören merken. Einst, als in später Nacht ein solches Lied erschallte, hörte ich in einer Nebenkammer ein altes Mütterlein heftig weinen. Ich stand auf und fragte, was ihr begegnet sei. Sie antwortete, von der Wirkung des Gesanges durchschüttert: „Hört Ihr? Ach, hört Ihr, wie sie mich zu Grabe singen?" Und darin liegt wohl ein Zug deutschen Ernstes. Das Nähern einem deutschen Dorfe bei einbrechendem Sommerabend wird mit jedem Schritt anziehender. Die heimkehrenden Herden, denen Schwärme von Knaben und Mädchen folgen, singend und jubelnd; das Fahren, Zurufen der Landleute, Hämmern und Klopfen auf Sensen und Sicheln, um sie für den nächsten Tag zu schärfen — dieses und mehr gleicht den Scenen der Schweiz und Tirols. Ertönt die Abendglocke, so erlöscht plötzlich das lärmende Leben, die heimkehrenden Kinder gehen schweigend und betend nebeneinander hinter ihren Herden, im Dorfe ruht die Arbeit, Klopfen und Geschrei; Jedermann richtet sich auf zum Gebet. Die Abendandacht wird regelmäßig nach dem Essen und unter Vorbeten des Hausvaters in

Gegenwart der Familie, der Knechte und Mägde verrichtet. So auch das Morgen- und Mittaggebet. — Welch' ein schönes Nachbarverhältniß man da oft trifft, möge Folgendes darthun. Wenn ein ärmerer Hausbesitzer wegen zu wenig Zugvieh und Arbeiter zur Erntezeit in seinen Geschäften zurückbleibt, so unterstützt man ihn allseitig und hilft ihm vor. Nicht selten nehmen erwachsene Burschen in der Nacht einen Wagen, spannen sich selbst vor die Deichsel und schieben an Rad und Leitern; — wenn dann der Hausbesitzer Morgens seufzend aufsteht, sein Getreide mühsam einzuführen, liegt ein großer Theil in der Scheuer, und ein wohlbefrachteter Wagen steht vor der Thür. Zugvieh wird oft stundenweit aushelfend zugesendet. Man kann kaum eine freudigere Bewegung sehen, als wenn Brüder mit ihrem ganzen Hauswesen einander zu Hülfe kommen. Dieser Fall tritt häufig zur Erntezeit ein, und für die Hülfeleistung wird nicht einmal Mittags- oder Abendessen angenommen. Abends kommen die Männer zusammen und sprechen bei einem Kruge Bier über das segenreiche Tagewerk.

Für Böhmen als Vaterland zeigen diese Deutsche keine Vaterlandsliebe. Das ist wohl zu begreifen und zu vergeben. So weit sie mit den anwohnenden Czechen in Berührung kommen, bieten diese wenig Anziehendes. Die drückende Lage macht den czechischen Bauer verschlossen, argwöhnisch, dumpf, oder, wenn er aufthaut, lästig schmeichelnd. Harmlose Fröhlichkeit zeigt der hier anwohnende Czeche nie. Tritt er einmal aus dem Dunkel des Trübsinns, so schwingt er die sausende Fackel wilder Lustigkeit, um dann auf lange wieder seinem Robotpflug in träger Versunkenheit nachzuschlendern.*) Dieser arme Czeche weiß, daß ihn sein Fleiß

*) Wurde lange vor dem Jahre 1848 geschrieben. Wir wollen sehen, wie Neuöstreich ohne Robotpflug das Volk zum Bessern führen wird.

in höchster Potenz auf keinen grünen Zweig bringe; daher kein Funken Neuerungs- oder Verbesserungsgeistes aus seiner Beschäftigung blitzt, wenn ihn nicht Zwang aus seiner lahmen Gleichgültigkeit schlägt. Wenn eine Familie zu zahlreich wird, so treibt man die Kinder wie entbehrliche Schafe in alle Welt. In der Fremde erst, wo sein Fleiß mehr ihm selbst gehört, beweist dieser Czeche die unbändigste Ausdauer, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Ernst, Geschick und Lust zu jeder kräftigen That. Daher muß sich dieser Czeche seine gute Meinung erst aus der Fremde holen. Leider zeigt sich aber in zu vielen Ausnahmen, wie Erstarrung der geistigen und körperlichen Natur durch Druck auch später in den freiesten Elementen nicht mehr freudig aufleben kann. — Die scharfe Verschiedenheit der Verhältnisse und des Nationalcharakters trennt den Deutschen vom Czechen natürlich, nicht aus Haß. Schlimmere Lage drängt diesen auch mehr, jenem sich anzuschließen, und der Fälle gibt es sehr viele, daß böhmische Burschen (fast nie aber Mädchen) und Knaben in den deutschen Dörfern dienen. Sie finden ein lebhaftes Vergnügen am Nationalleben der Deutschen. Ein deutscher Bursch oder Knabe wird kaum im Dienste eines czechischen Hauses gefunden. Wo nicht hier und da die Bevölkerung in einem Dorfe schon gemischt ist, geschehen höchst selten Mischungsheirathen. Der Verkehr zwischen dem Deutschen und Czechen wird, wo er nicht nothwendig ist, nicht gesucht; viel lieber hat man mit dem angrenzenden Baiern zu schaffen, weil hier das Nachbarvolk viel Uebereinstimmung in Tracht, Dialekt, Sitten und Charakter zeigt. Es leiten auch viele dieser Deutsch-Böhmen aus der Oberpfalz ihre Abstammung her. Man rückte im Böhmerwalde immer weiter vor, bis gewisse Schranken gesetzt wurden. Für die Urbarmachung des Böhmerwaldes aber ertheilte man ihnen Privilegien. Diese Deut-

schen waren anfangs ganz steuerfrei, hatten freie Waldung und nicht die geringste Frohnverpflichtung. Eigenthumswaldung und Frohnfreiheit besitzen die Freibauern und die Kammeraldörfer (jetzt der Stadt Tauß unterthänig und unmittelbar an der Grenze liegend, welche erst bei der Grenzberichtigung im Jahre 1766 zum Gebiete Böhmens geschlagen wurden) gegenwärtig noch; die meisten übrigen Dörfer begünstigt nur mehr ein äußerst wohlfeiler Holzbezug. Die Frohnverpflichtung verbindet nur hier und da zu unbedeutenden Leistungen.*) Mit der Besteuerung sind viele Neuerungen vorgefallen. Privilegien in mannichfachen Beziehungen für Gewerbe u. s. w. finden sich viele, manche sind in Processen verloren gegangen; wenige haben eine Umgestaltung erlitten.

Sowie aber Privilegien aus der Bewohnung des Urböhmerwaldes sich herschreiben, so blieb diesen Deutschen auch ein auffallend origineller Hang zum Aberglauben zurück, der wol gegenwärtig schon merklich die von Wald gelichtetern Dörfer im Mittelgebirge verläßt, weil er auch durch den Verkehr mit der Fremde geschwächt werden muß; aber in den k. Freibauerngerichten (Künischen), wo noch viele Einschichten oder Waldhöfe zu finden sind, wurzelt dieser Hang zum Aberglauben noch tiefer und allgemeiner. Unter dem Titel: „Sagen, Aberglauben, Volksgespenster und Volkspropheten" führe ich unten Einiges der Art an. Aus der Bewohnung dieses großen Waldgebirges, wodurch der ansässige Deutsche gegen Westen vom Nachbarlande abgeschnitten wurde und gegen Osten durch seine scharf-verschiedene Nationalität getrennt blieb, läßt sich ferner das vielfach Originelle des hier vorhandenen Volkslebens erklären. Einst erzählte man sich hier Wunderbares

*) Hat nun aufgehört.

von den Nachbarländern, weil selten eine bedeutendere Wanderung dahin geschah. In dieser letztern Hinsicht aber ist gegenwärtig eine gänzliche Umwandelung vorgegangen. Außer der Uebersiedelung vieler dieser Deutschen ins Banat 1827, welche ihnen schlecht bekam, geschah noch keine Auswanderung; aber es begeisterte sie ein eigenthümlicher Drang nach der Fremde. Oestreich vor Allem zieht sie an. Der östreichische Volkscharakter und Dialekt übt einen eigenen Zauber über sie. Von Wien insbesondere kann ein deutsches Mädchen oder ein Bursche so seltsam gemüthlich träumen, daß sich die Sehnsucht oft zum unwiderstehlichen Heimweh steigert. Diese Gemüthsstimmung veranlaßt daher jährlich, besonders im Frühjahre, ein regelmäßiges Wandern nach Oestreich. Von all diesen jährlichen Auswanderungen der Jugend aber ist keine Schwächung der Bevölkerung am Böhmerwalde zu besorgen; denn obwol ohne Vaterlandsliebe für Böhmen, lebt die Liebe zur Heimat um so tiefer und lebhafter in ihren Herzen. Und dieser Umstand läßt sie ebenso freudig wieder heimkehren, als sie fortgewandert sind. Die, welche als Kinder schon in der Fremde leben, harren auch am sichersten daselbst für die Länge aus; Erwachsene kommen fast immer wieder zurück, wenn nicht besonderer Zwang der Umstände sie fern hält. Vorzüglich wenn die Zeiten kommen, wo zu Hause eine oder die andere theuere Volkssitte gefeiert wird (vor allen das Kirchweihfest — o Kirda! o Kirda! wei homa dö gean!), braucht es besondere Selbstverleugnung, sich in der Fremde zurückzuhalten. Solche Gelegenheiten veranlassen viele wunderbare Beweise der Heimatliebe. Nicht blos Burschen, auch Mädchen legen zu Fuß mit einer Wegzehrung von 30 Münzkreuzern und ohne Mildthätigkeit anzusprechen, den 40 Meilen langen Weg von Wien bis in

ihre Heimat innerhalb vier Tagen zurück, um noch zurecht zu kommen bei einem theuern gefeierten Volksbrauch. Die untilgbare Liebe zur Heimat hat daselbst die Nahrungssorgen vielfach erhöht und manche wohlklingende Saite des Volkslebens verstimmt.

Bedeutende Kenntniß des „Reiches" sammeln sich diese deutschen Böhmerwälder durch den Federnhandel, der nirgend sonst so viele Theilhaber findet, als in diesen Gegenden. Er ist seit 150 Jahren ungefähr eine bedeutende Erwerbsquelle. Jedes Dorf zählt mehre Federnhändler. Nicht nur Männer ohne Haus und Grund, auch Besitzer bedeutender Wirthschaften betreiben diesen Handel, obwol seit mehren Jahren die Vortheile desselben merklich unsicherer und geringer werden. In den ersten Jahren dieses Handels konnte jeder eifrige Theilhaber auf nennenswerthe Wohlhabenheit rechnen, und man darf sagen, daß die meisten Wohlhabenden im Böhmerwalde ihr Glück gerade aus dieser Erwerbsquelle schöpften. Reiche Unternehmer, welche an der Spitze dieses Handels stehen, beziehen große Federnmassen aus Ungarn, Böhmen, Mähren und Gallizien für ihre Niederlagen im Böhmerwalde. Hier verkaufen sie ihre Waare an die kleinen Händler zu 10—40 Centner, welche im Auslande durch Hausirer abgesetzt werden. Die Waare wird nach kaufmännischem Interesse gesondert, verschieden benannt und taxirt. Anfangs durchzog man mit diesem Handelsartikel das angrenzende Baiern, kam aber gegenwärtig bereits nicht nur in ganz Baiern, Tirol, Preußen und im übrigen Deutschland hausirend herum, sondern versuchte sein Glück auch in Schweden, in den Niederlanden und in Frankreich. Man hat bedeutende Federnniederlagen in Frankfurt a. M., Lübeck, Bremen, Amsterdam, Köln &c., selbst in Paris.

Auf diese Weise konnte der pecuniäre Vortheil nicht der einzige sein; es haben diese Geschäftswanderungen in jeder Hinsicht energischere Thätigkeit angeregt um den eigenen Herd, und viel richtige Kenntniß des Auslandes unter das Volk zu Hause gebracht; mancher schlichteste Mann äußert recht gesunde Ansichten über das Ausland.

Das Federnschleißen ist am Böhmerwald während der langen Winterabende eine zum Märchenerzählen ebenso geeignete Beschäftigung geworden, wie das Spinnen. In neuester Zeit versucht man eine Unternehmung nach Amerika mit dem Federnhandel. Man kann nicht entscheiden, wie günstig oder ungünstig dieselbe ausfallen werde.

Von sonstigen Gewerben sind nur zu erwähnen eine berühmte Spiegelfabrik und mehre Glashütten; außer diesen betreibt man alle nöthigen Industriegewerbe, Landbau und Viehzucht nach Verschiedenheit der Begünstigung durch die Natur mit verschiedenem Erfolg. Gewerbe und Landbau vereinigt zu betreiben, ist der Bewohner des Hochgebirgs gezwungen, und diesem werden sonst nöthige Dinge durch Hausirer zugebracht. Weiter in den Niederungen hinab, wo erst eigentliche Dörfer bestehen, theilen sich die Nahrungsquellen schon gesondert unter die Bewohner. Wie man im Hochgebirge die einzelnen Gehöfte mit einem Wohnhause für sogenannte Hintersassen (Inwohner, welche sich vom Tagwerken an jedem betreffenden Hofe nähren) findet, so stehen sie auch in ganzen Dörfern, und die Hausnamen, nicht immer von des ersten Besitzers rechtem, oft von dessen komischen Spitznamen hergenommen, bleiben den Wirthschaften für alle Zukunft.

Die katholische Religion ist die allgemein verbreitete. Man denkt nicht mehr zu sehr überspannt. Der Gewissensgurt hat ein Löchlein weiter gesteckt, ohne deshalb der ge-

sunden Sittlichkeit nachtheilig zu sein. Dessenungeachtet geht nichts über den Mutterwunsch, daß ein Sohn dem geistlichen Stande sich widme. Deutsche Studirende aus dem Böhmerwalde kennen recht wohl die Worte: „Weast a Pfoarerl wean, Beiwl, galt?“ (Wirst ein Pfarrlein werden, Söhnlein, gelt?), welche sie tausend mal hören müssen. Die meisten gerathen. Einer aber, der ein anderes Fach wählt, steht wohl in Respect, aber: „as wa hold doch bössa, wenns a Pfoarerl woan wa“ (aber es wär' halt doch besser, wär's ein Pfarrlein worden), heißt es. Einen merkwürdigen Fall hat dieser religiöse Eifer veranlaßt. Seit einigen Jahren besteht auf Kosten eines wohlhabenden Federnhändlers eine neuerbaute Kirche, und leben auf dessen Faust zwei Geistliche daselbst. No! No! Jetzt haben sich diese auch ein Weiblekloster dazugebaut — No! No! — Und zwar von allerlei geheimen frommen Geldern — No! No! — Und jetzt liegt's auf der Hand, daß es Jesuiten sind. — No! No! Ein ander mal mehr davon. — No! No!

Die Männertracht gleicht so ziemlich der steirischen: weiße Strümpfe mit Schuhen oder Halbstiefeln, schwarzlederne Kniehosen, an der rechten Hüfte eine Schlitztasche mit silberbeschlagenem Eßbesteck, schwarze oder blaue Jacken von Manschett, Tuch oder Sammt, an Festtagen meist rothseidene Westen mit silbernen Knöpfen. Die Frauen binden über den Kopf ein farbiges Tuch, und lassen nur an den beiden Schläfen ein wenig Haar hervortreten. Ihr Halstuch gleicht dem der Männer, aber ihre Zeuch- (auch Tuch-)Jacke reicht nicht ganz bis an die Hüfte, ist um die Brust nicht stark ausgeschnitten, und läßt oben über dem Ausschnitt das bis fast an den Hals reichende Hemde sichtbar werden. Diese Jacke ist um den Ausschnitt breit garnirt. Unter der Jacke ziehen die Mädchen

das Mieder an, das kaum ein Viertel des Rückens deckt, mit Goldborden belegt und an der Brust stark ausgeschnitten ist. Die Farbe bleibt fast allgemein die karminrothe, öfters zu finden ist auch die schwarze. Mittels eines kreuzweis über die Schulter gezogenen weißen Bandes wird der Rock gehalten, der sonst aus starkem rothen Zwirnzeug bestand, und kaum über die halbe Wade hinabreichte; jetzt aber findet man verschiedenstoffige, meistens Kattunröcke, welche über die ganze Wade hinabreichen und vorne durch ein farbiges breites Vortuch von gleicher Länge mit dem Kittel (Kidl, Weiberrock) überhüllt werden. Die Strümpfe sind meistens weiß und dazu tragen sie Schuhe. — Wenn die Männer blaue Strümpfe tragen, so ziehen sie darüber Halbstiefel an, welche faltig bis unter die halbe Wade hinabfallen. Oft gebraucht sind auch solche Stiefel, deren weiches Röhrenleder weit über das Knie hinaufgezogen werden kann.

Jetzt nur noch einen Blick auf die Bauart der Häuser. Sie zeigt sich am eigenthümlichsten durch die Dächer, welche von den Kaminen gegen die Dachrinnen eine Fläche von geringem Abfall bilden. Die Schindeln sind auf den vielen Querbalken neben- und aufeinander gelegt, und zur Befestigung mit gewichtigen Steinen beschwert. Der Schutz solcher Dächer steht jenem der schneidigen hohen nicht nach. Gegenwärtig baut man die Wände aus Steinen und Ziegeln, und das Dach nicht mehr flach. Aeltere Häuser sind alle aus Holz gezimmert.

Und nun wollen wir dieses deutsche Volk in seinen Nationalgebräuchen auftreten, und dessen Charakter thätig entfaltet sehen.

Sitten und Gebräuche.

Der Tanz.
Ein Wirthshausgefecht.
Die Verlobung.
Der nächtliche Besuch.
Eine Hochzeit.
Brautsteuertransport.
Die Pfingstwallfahrt.
Der Hexentusch.
Die Pfingstsamstagnacht.
Das Pfingstwettrennen.
Eine lustige Burschennacht.
Ein Ernteścherz.
Der Carneval.
Das Kirchweihfest.
Nächtliches Arbeitsfest.
Der Drescherschmaus.
Hirtenbrauch.
„'s Kristkindlodätn."
Neujahrsgratulation.
Namenstagsgratulation.
Schönheit- und Stärketrinken.
„D' Luzia."
Am Palmsonntage.
Leichenbrauch.

Der Tanz.

(Da Toz.)

Wenn ein solcher angesagt ist, so finden sich die Musikanten am bestimmten Sonntage um 1 Uhr Nachmittags in der Dorfschenke ein. Die Burschen in schönen weißen Strümpfen, schwarzledernen Kniehosen, roth- oder grünseidenen Westen und karminrothen Halstüchern, ziehen haufenweis über Wiesen und Felder, von fern und nahe herbei, und sammeln sich in der Wirthsstube. Geschämiger und ängstlicher gelangen die Mädchen auf Umwegen und hinter den Häusern heran. Vor der Stubenthüre im Vorhaus bleiben sie stehen, und Keine will den Anfang machen einzutreten. Während sie nun kichernd sich hier zusammendrängen, lassen die Burschen Musik von innen ertönen, weil sie die Gegenwart der Tänzerinnen merken. Die Aufregung der Musik belebt die Mädchen mit Muth. Es wagt die Kühnste ihre Hand auf die Klinke zu legen — patsch! schlägt eine Zweite ihr die Hand nieder, und der Andrang schleudert nun die Thüre weit auf, daß die Vordersten bis in die Mitte des Zimmers vorgestoßen werden, die sich verlegen wieder zurückzudrängen suchen. Allein schon hat dem verlegenen Gekicher und Gewirr der tanzlustige Bursche abgeholfen, indem jeder einer

Gewissen winkt oder pfeift oder sie bei Namen ruft. Die Gemeinte springt frisch zum Tänzer hin, und sogleich geht es voll Leben in der holperigen Stube herum. — Der beliebteste Tanz ist der Ländler. Er wird auf steierische Weise getanzt von Denen, die im Rondeau sich bewegen; allein innerhalb des Kreises stellen sich zugleich so viele Paare auf als nebeneinander Platz finden, um sich herumdrehen zu können. Dieses Herumdrehen geschieht taktmäßig so, daß ein Takt zu einer ganzen Wendung hinreicht, und der Schluß jedes Taktes wird durch einen Stampf und gleichzeitiges Senken des Paares markirt. Mit diesem eigenthümlichen Tanze ist ein häufiges Aufschwingen der Tänzerinnen verbunden, und man nennt das: „af oan Eartl" tanzen. — Originell ist der musikalische Vortrag des Ländlers. Der erste Theil wird zwei mal gespielt, wobei Clarinet das Hauptinstrument ist; eine Flöte secundirt harmonisch, und zwei Violinen, ein Zimbal und Baß accompagniren piano dazu. Ist der erste Theil zwei mal gespielt, so wird er gleichsam umgekehrt und wieder zwei mal vorgetragen. Hierauf wird die Geige das Hauptinstrument, und verändert denselben ersten Theil des Ländlers in ein willkürliches Gefiedel, aber in veränderter Tonart (z. B. aus C-Dur in G-Dur übergehend). Mit dem Vorgeiger klimpert nun auch das Zimbal die gleiche Partie, die Secundgeige und der Baß arbeiten lebhaft mit, wozu sich das Schmettern einer Trompete gesellt. Klarinet und Flöte rasten. Während der zweite Theil des Ländlers abermals vierfach abgefiedelt wird, gehen die Tänzerpaare im Rondeau wenig angeregt, nur langsam herum, oder stehen, ein Gespräch unterhaltend, zur Seite. Die Tänzer „af oan Eartl" (oder auch „af oan Platzl") treten nur von einem Fuß taktmäßig auf den andern, ziehen abwechselnd eine Hand der Tänzerin nach der andern ebenso taktmäßig an sich

und stoßen sie wieder ab, sodaß die Tänzerin in einer Halbdrehung erhalten wird. Wie man aber die Schlußkadenz des zweiten Theiles merkt, und das Clarinet-Flötensolo mit leisem, harmonischem Accompagnement der übrigen Instrumente beginnt: da scheint eine entzückende Raserei in Tänzer und Tänzerinnen zu fahren; es entsteht ein Jauchzen und Springen, viele brechen vor Entzücken in ein durchdringendes, grelles Pfeifen aus, andere singen den Ländler mit. Je wilder sich da der Bursche äußern kann, desto willkommener ist es ihm. Bei stark gefüllter Stube ist dann der Tanz eine wahre Schlacht. Einer sucht den Andern aus Reih' und Glied zu schleudern. Mancher bleibt im Rondeau voll seligen Uebermuthes stehen und beginnt „af oan Eartl" zu drehen. Die Nachtänzer schwellen hinter ihm an, und sind gezwungen, um das schöne Solo nicht unbenutzt zu lassen, ebenfalls „af oan Platzl" anzufangen, sodaß auf einmal im ganzen Zimmer ein Heben und Senken sichtbar wird. Die Tänzerinnen schweben häufig über den Köpfen, und die Scene gleicht einem Wasserwirbel, auf den ein heftiger Platzregen fällt, wo die stark aufschlagenden Wassertropfen über der drehenden Masse hüpfende Figürchen bilden. — Vier Ländler machen eine Tour, während welcher kein Bursch seine Tänzerin wechselt oder aufhört. Beim letzten Klang der Musik faßt jeder Bursch seine Tänzerin, führt sie in die Kammer, wo die Tische von den eigentlichen Trinkgästen besetzt sind, reicht ihr sein Glas zum Trinken, und läßt sie dann laufen, wenn sie ihm gleichgültig ist, oder setzt sie zu sich an einen Tisch, wenn sie so glücklich ist, seine Dulcinea zu sein. In der Tanzstube aber gruppiren sich mehre Burschen um die Musikanten, indem sie sich gegenseitig die Arme um den Hals schlingen, und singen verschiedene Volksmelodien, denen sie stets neue Texte unterlegen. Nach abgesungenem Text

spielt ihnen die Musik die Melodie nach, welche gesungen wurde, und die Burschen springen und jauchzen dazu oder schnalzen mit der Zunge nach dem Takt. Die Mädchen aber hängen sich zwei und zwei zusammen mitten in der Stube, tanzend nach der gesungenen und gespielten Melodie. Verliebte Paare sitzen die meisten schäkernd an den Wandbänken herum. Beispiel solcher Liedertexte:

Deanal gei hea zon Zau,
Lauma dö rächt oschau,
Wos du füa Augerln host:
Schwoarz oda brau?

Als Antwort darauf folgt diesem immer folgender Text:

Augerl mai is nöd schwoarz,
Augerl mai is nöd brau,
Augerl mai is o krod,
Di onzuschau! —

Gegen die Tanzlust der übrigen Anwesenden darf der Gesang nicht sündigen, und man endet ihn, nachdem alle Sänger die Musik gezahlt haben, mit folgendem Texte:

Spielläd spielts ummat um,
Doß i zo man Deandla kum,
Sitzt af da r Ofabonk,
D' Zät is ia long!

Bei einbrechendem Abend wird es etwas leer in der Tanzstube; die Knechte gehen füttern, die Mägde melken. Bauernsöhne und Töchter sind von der Arbeit dispensirt und bleiben, wenn sie auf das Nachtessen verzichten wollen, beim Tanz. Aber sie wissen recht wol ihrem Hunger abzuhelfen durch heimlich mittels jüngerer Geschwister herbeigeschafften Proviant von Mehlgebäck. Hartnäckig behaupten auch die alten Weiber ihren Platz auf der Ofenbank. Ihr Amt ist

scharfe Kritik. Nachts übergeben die Hausfrauen ihre Kinder und das Haus der Wache und Aufsicht einer alten Magd oder Inwohnerin, und erscheinen dann, ihren Männern folgend, gleichfalls im Wirthshause, wo jede am Tische ihres Mannes Platz nimmt, und sich mit Eifer und Kühnheit in das Gespräch mischt, auch dem Glase gehörig zuzusprechen nicht unterläßt. Geht ein reicherer Bursch oder Mann nach Hause, so nimmt er das halbe Orchester mit, und läßt sich auf dem ganzen Weg vorspielen.

Ein Wirthshausgefecht.

(A Ghraff.)

Streit zwischen den Burschen und Männern ist regelmäßig bei einem Tanze; Schlägereien, die mit bedenklichen Folgen enden, sind nicht selten. Als Repräsentanten solcher Auftritte stelle ich folgenden her, dessen Augenzeuge ich war. An einem Ecktische in der Tanzstube saß ein Schmied, groß und knochig, dessen ein Auge stark schielte. Ihm gegenüber hatte ein breitschulteriger, stämmiger Wirth Platz genommen. Beiden drückte sich im Gesicht die Wirkung bereits übermäßig genossenen Getränkes ab. Ein kleiner Wortwechsel hatte sie schon früher gespannt gemacht, weshalb sie sich nicht ansahen, und weder zueinander noch zu den Umsitzenden ein Wort redeten, sondern dumpf vor sich auf den Tisch hinstarrten, und sich aufrichteten, wenn sie tranken. Ihr Bewußtsein erlosch mehr, ihr Groll aber nährte sich tiefgeheim und wuchs. Ein hagerer Freund des Wirths, der gern die Beiden thätlich aneinander gebracht hätte, winkte

einem Zweiten seines Gelichters mit den Augen, und Beide gingen schweigend hinaus. Als sie zurückkamen, nahmen sie schweigend ihre Plätze wieder ein. Der Hagere fing nach Kurzem an, hetzende Worte fallen zu lassen. Das merkte des Schmieds Weib, das neben seinem Manne saß und bereits über den früher geschlichteten Streit froh war. Sie sprang also jetzt zornig auf, und sprach zu dem hagern Anstifter: „Wos hoſt du im Sinn, Halunk! Is da nöd rächt, doß da Larm an End hod? Lump! Mochst du mia dö zwai Mona do wild, so heng' a dö af, du Nochtgoid, du ninxnutzös, du!" (Was hast du im Sinn, Halunk! Ist's dir nicht recht, daß der Lärm ein Ende hat? Lump! Machst du mir die zwei Männer da wild, so häng' ich dich auf, du Gespenst, du nichtsnutziges, du!) Dabei schlug sie mit der flachen Hand auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. — Der Wirth hatte drei Söhne beim Tanz, die ihn von fern sorgfältig bewachten. Der älteste, ein lieber Bursch, kam jetzt hinzu, lehnte sich seinem Vater über die Schulter, sprach mild und besänftigend, aber Allen hörbar, und trug sich an, mit ihm nach Hause zu gehen. Der Wirth ward davon so ergriffen, daß ihm zwei große Thränen über die Wangen liefen. Er erhob sich aus seinem Hinbrüten, stand auf und sagte mit verweisendem Blick auf den hagern Aufwiegler: „Na, na, na! Fronz, haind nimma!" Dann reichte er die Hand über den Tisch dem Schmied und sagte: Schmied — gi ma d'Händ — 's is ninx — sa ma guat!" Der Schmied stand also auch auf, indem mehre Stimmen riefen: „So is rar — kemts zom!" Wie sich die Versöhnenden aber die Hände halten, thut der Wirth die arglose Frage: „Schmied, weiviel Finga hoſt du?"*) Der Schmied, welcher

*) Schmied, wieviel Finger hast du?

sich in der Jugend den Mittelfinger verstümmelt hatte, meinte das als Spott. „Himmelsakrment!“ donnerte er, riß seine Hand zurück, ergriff ein Glas und schleuderte es dem Wirth nach dem Kopf, der sich aber bückte, daß es an der Wand in tausend und tausend Scherben zersplitterte. Man tanzte eben. Die Burschen ließen ihre Tänzerinnen los, im Augenblicke waren alle Stühle zerschmettert und die Stuhlfüße zu Waffen geworden. Wie durch langes Verständniß bildeten sich schnell zwei Parteien. Der Schmied und seine Anhänger wurden in die Flucht getrieben.

Die Verlobung.

Dazu wird immer eine Nacht bestimmt. Gegen Abend begibt sich der Bursch, welcher daran ist Bräutigam zu werden, mit drei oder mehren verwandten Männern zuerst in das Nachbarhaus der künftigen Braut und schickt Einen der letztern an den Vater der zu verlobenden Tochter, daß er anfrage: „ob man kommen dürfe? ob es nun eben recht wäre, wenn man käme? wie man dächte?“ Der wohl vorbereitete Vater ladet natürlich sogleich freundlichst ein: „man möchte nur kommen; sei ihm ja immer lieb, den Burschen und die Männer zu sehen; und wenn man in Freundschaft und guter Absicht komme, ehre man ja immer sein Haus...“ Auf diesen Bescheid hin kommen die Angemeldeten. Die Begleiter des Burschen heißen Beistände. Solche Beistände aber treffen nun auch von Seite des Brautvaters ein. Nach wechselseitiger Begrüßung setzen sich beide Parteien um zwei getrenntstehende Tische. Weder die Mutter noch die

Tochter lassen sich blicken; aber um die Fenster von außen drängen sich neugierige Zuschauer in Menge und in die Fensterrahmen drücken sich so viele Köpfe, als nur Platz finden. Nachdem die beiden Verlobungsparteien sich abgesondert im Geheimen verabredet haben, beginnt der Vater der Braut von seinem Tische hinüber zu reden nach dem Tische der Bräutigamspartei: „nun, und wie es denn stünde mit des Burschen Habe und Mitgift?“ Einer der Beistände zergliedert die Habe und Mitgift des Bräutigams. Ueberlegen der Brautpartei; dann Debatten, bis man einig ist. Hierauf erhebt ein Bräutigamsbeistand die Frage an den Brautvater: „nun, wie es denn stünde mit der Habe und Mitgift seiner Tochter?“ Ein Beistand zergliedert die Habe und Mitgift der Braut. Ueberlegen der Bräutigamspartei; dann Debatten, bis man einig ist. Jetzt werden beide Tische zusammengerückt und die Hausfrau, welche bis jetzt in der Küche sich umgethan hat, erscheint, geschäftig grüßend, und den Tisch deckend. Die Musikanten treten herein und spielen auf (starkes Boxen der Köpfe in den Fensterrahmen; die alten Weiber müssen sich zurückziehen). Ein Faß Bier, welches der Bräutigam bereits einen Tag früher in das Haus der Braut bringen ließ, wird nun gezapft und die Verlobungsparteien sprechen voll hoher Fröhlichkeit zu. Sobald die Speisen aufgetragen werden sollen, wird nach der Braut gefragt, die nun vorgeführt werden muß. Musik ertönt und aus der Kammer wird ein Mütterlein geführt und dem Bräutigam vorgestellt mit der Frage: ob *die* wol die rechte sei, oder ob er auf eine *Andere* warte? Der Bräutigam meint: daß die Vorgestellte zwar kein übles „Trutscherl“ sei, und daß er sie wol heirathen würde, wenn er nicht schon eine Andere im Herzen hätte. Das Mütterlein stellt sich beleidigt und fodert Genugthuung. Ein Ver-

sprechen des Bräutigams beruhigt es. Nun ertönt wieder Musik und die wirkliche Braut wird aus der Kammer geführt; sie ist in schönem Sonntagsputz. Wie man sie dem Bräutigam vorstellt mit der Frage: ob die es sei? steht jener auf und gibt ihr die Hand mit der Antwort: „dö is!" (die ist's), indem er ihr zwei bis vier Kronthaler (Brautthaler, Brottola) zugleich in die Hand drückt. So lange diese von der Braut nicht zurückgegeben werden, bleibt der Verlobungsvertrag giltig. Den Beiständen werden schöne Schnupftücher als Präsente auf die Teller gelegt, und nachdem Bräutigam und Braut am Tische nebeneinander Platz genommen haben, beginnt unter Musik ein reichlicher Schmaus. Während dieses versammeln sich tanzlustige Burschen und Mädchen draußen, die nach aufgehobener Tafel hereingelassen werden und oft den meisten Theil der Nacht durchtanzen. Begibt sich der Bräutigam nach Hause, so wird er eingefangen von seinen Kameraden, und nur ein Lösegeld macht ihn wieder frei. — Am folgenden Morgen werden die Verlobungspunkte zu Papier gebracht. Wenn hierauf das Brautpaar eine Religionsprüfung beim betreffenden Pfarrer bestanden hat, so dürfen die Brautleute mit ihren Heirathsbedingungen beim Oberamte eingetragen und mit dem Erlaubnißscheine versehen werden, daß sie, als Willens in den Ehestand zu treten, vom Geistlichen drei mal an hintereinander folgenden Sonntagen öffentlich aufgeboten werden. Acht Tage nach dem letzten Aufgebot folgt gewöhnlich schon die Hochzeit. Während dieser letzten acht Tage ladet der „Hochzeitlader" die Gäste zusammen, indem er nebst einer mündlichen in Verse gesetzten Rede noch auf jede Stubenthüre eines Gastes einen kleinen Kranz zeichnet, woraus sich ein Rosmarinstrauß erhebt. In den Kranz

schreibt er den Preis, welchen jeder Gast am Hochzeitstische zu entrichten hat. Gewöhnlich beträgt die Summe 1 Fl. 12—20 Kr. C. M.

Der nächtliche Besuch.

('s Fensterln — 's Schrä.)

Um folgenden Tags eine Hochzeit zu sehen, blieb ich in einem Dorfe über Nacht. Das Haus, wo ich zu bleiben beschloß, war klein und aus Bäumen gezimmert, mit flachem Dache, wie dort fast durchaus die Bauart ist, und zur Befestigung der Schindeln mit vielen gewichtigen Steinen beschwert. Man räumte mir auf dem Boden über dem Wohnzimmer ein Bett, und der Laternenschein aus der Hand des Wegweisers ließ mich merken, daß die Hälfte des reinlichen Bodens mit Heu gefüllt war, übrigens aber einer netten Kammer glich, zum Schlafe einladend, und äußerst erquickend durch die allseitig hereinstreichende Luft der Frühlingsnacht. Die blühenden Kirschbäume um das freundliche Haus, und duftige Kräuter thaten dem Geruchsinne wohl, als ich die Bettdecke bis an die Brust über mich schlug, und während das Ohr angenehm erregt ward, dem Lispeln und Plätschern eines vorübereilenden Mühlbaches zu horchen, goß der Mond unzählige Strahlen durch die feinen Fugen des Daches, und mein Auge hatte einen zauberhaften Himmel voll Kometen und Sternlein über sich, auf den schwarzen Grund des Daches gemalt. — „Wann wird die gesprächige Welle, deren Klang ich jetzt höre, das Rad der nahen Mühle erreichen, und jählings die Rinne hinabstürzend dessen Umschwung

befördern? — Noch betet man laut in einem fernen Bauernhofe — verschlagene, unverständliche Worte kommen aus der Weite — geisterhaft klappen die hölzernen Hausthüren zu — die Riegel werden vorgeschoben, und wie ein Schwarm Hühner schläfrig plaudernd im Winkel der Steige sich setzt und anschmiegt zum Schlafe, so thun die Bewohner des Dorfes. Alles ist heim und sucht den Schlaf." — So denkend, schlief ich ein. Allein mein Erwachen folgte bald. Ich hörte in der Ferne eine Schar Burschen jauchzen, lärmen und singen. Sie kamen bald näher, bald entfernten sie sich, und endlich zerschlug sich die Versammlung; denn nach allen Seiten und Fernen jauchzte man einzeln und zusammen. Die Stille, die jetzt eintrat, unterbrach eine andere Scene. Im Nachbarhof erscholl erst ein leises, dann stärkeres Klopfen am Fenster. Eine Männerstimme rief: „Lena! Lenarl! Moch af! I bin's — Jokob, da Mo (Mann)." — Nach einer Pause klopfte es wieder, und wieder sagte die Männerstimme: „So kennst mö denn nöd? Lena! Lenarlo! Afmocha sollst, mia, dan Mo!" Drauf hörte ich ein Fenster öffnen und eine Weiberstimme rief: „Aha! Eiz kamst? Kost dö furtmocha, eiz broch i dö nöd! Gsuffa heist — und eiz kamst, wo's To (Tag) wiad, und d' Hona (Hähne) kra'nt!" — „Sakra!" sagte der Mann mit Nachdruck, als ihm das Fenster vor der Nase zugeschlossen ward. „Lenarl! sog (sage) i nomol (nochmals)", fuhr er fort mit etwas erzwungener Mäßigung — „moch ma r af! Sa guatwillö — i bi nöd lüadala gwöst." — „Wast nöd lüadala gwöst, wast zätlana käma", antwortete aus der Kammer das Weib, und die unsichere Stimme, die von einer Anstrengung zeigte, ließ mich meinen, daß Lenerl, das Weib, gleichgültig das Bett wieder besteige, und den Mann vor dem Fenster seinem Schicksale überlasse. Jetzt fing ein Bursch an, in der Nähe zu jauch-

zen und dann eine Melodie zu pfeifen. Der Mann rief ihm zu: „Fronz, bist du's?" — „Jo, Voda (Vater)", antwortete der Bursch. „Wei kimst denn du dohea?" sagte der Erste wieder. — „Wei kemt's denn ös dohea?" erwiderte der Sohn. „Strächst ma wieda r um?" — «No (nun) Voda, sat's denn ös im Bött?» — „Stad (still) eiz (jetzt), und scho (schaue), doß ma r in's Hos kemma!" — «Stägts am Gog (ein hölzerner Balcon), und zuigt's (zieht) a Spogotschnüa'l nieda, dös vom Düa'l owahängt. Guatö Nocht! Hod eng d' Muada kreigt? Gschid eng rächt — d' Mona keant hoam.» — „Wo willst denn du no hi?" — «Stad — i woas scho wohi. Guatö Nocht.» — Der Bursch pfiff nun die unterbrochene Melodie weiter, doch mit abnehmender Stärke, und schwieg endlich ganz. — Eben überkam mich wieder ein leichter Schlummer, als ein Krachen und Knistern mich plötzlich wieder munter machte. Schweres Athmen verrieth einen Menschen in der Nähe, nur war nicht gleich zu entscheiden, ob der Nachtwandler über das Dach schreite, denn Schindeln am Rande des Daches wurden rauschend verschoben — oder ob Jemand am Holzstoß um die Fenster nach dem Balcon steige. Ich saß auf und horchte. In der Kammer unter mir schnarchte man behaglich, Kinder dehnten sich und raunzten, sich umwendend, oder träumten, halbe Worte schwerzüngig plaudernd. „Was ist das?" dachte ich, und war nicht ganz ohne Sorgen, denn jetzt hatte sich offenbar Jemand gerade in der Nähe meines Bettes außen auf dem Balcon festgemacht. Ich erwartete den nächsten Schritt, den der Nachtwandler vorhatte, um darnach mein Benehmen zu regeln. In der Nähe meines Kopfes griff eine Hand nach dem Strohbündel, der ein rundes Wandloch verstopfte, und er fiel rauschend auf den Boden herein. Ich erwartete, eine Hand werde hereindringen

(und mein Kopf wäre zu erreichen gewesen), allein es begann eine zärtlich wispelnde Stimme: „Liab's Margarl! Margarlo! Heast? Sogst a ninx? — Polömargarl (zusammengesetzt aus Polö — der Name des Bauernhofes — und Margarl)! Bist denn trutzö häd? Margarlo! Schom dö, dost ninxö sogst! Heast a nöd? Owa (aber) woart (wart)! Woart no!" — Als ich so zärtlichthun hörte, verstand ich wol gleich, daß ein Bursch zu mir „Fensterln" komme, in der Meinung, Margerl liege statt meiner im Bett. Auch erklärte ich mir nun die Verlegenheit dieses Mädchens am Abend, als man nach einigem Berathen in der Familie mir endlich nicht ohne Scherz ihr Bett angewiesen hatte. Sie mochte den nächtlichen Besuch und die Folgen vorausgesehen haben. Und ich brauchte nicht länger zu zweifeln, denn aus der Kammer war ein Hüsteln und Keuchen hörbar, was ein mit dem Polster unterdrücktes Lachen war, zu heftig, um ganz verhalten zu werden. Die Maid ist also wach geblieben aus Besorgniß, und hörte nun wirklich die zärtliche Ansprache des liebenden Burschen, die er an einen Mann und Fremden richtete. Der Bursch aber fuhr fort, aus zartem in wehmüthigen Ton überzugehen, weil er bei meinem sehr leisen Athemholen auf Wachsein schloß und meinte, die Liebste wolle sich nicht melden. Um ihn zu trösten, schnarchte ich ein wenig — worauf er begann, von neuem das Liebchen zu wecken. — Mir war schon anfangs der Gedanke gekommen, ihm zu antworten, und ich begann nun nach leichtem erzwungenen Gähnen und Raunzen mein Erwachen anzuzeigen, und in der Rolle der Geliebten, kundig des Dialekts, und weil das Wispern der Stimme mich nicht verrathen konnte, Antwort zu geben, und ein Gespräch zu führen. Das verstohlene Gekicher aus der Kammer wurde nun fast laut, weil ich das Liebchen vorstellte. Der Inhalt unsers

Gesprächs war anfangs sein milder Vorwurf, daß ich so lange keine Antwort gegeben, und meine Entschuldigung, weil ich zu tief geschlafen und ihn nur nicht gehört hätte; darauf eine Versöhnung, und hierauf folgte ein gegenseitiges Befragen über das Erscheinen bei der Hochzeit am folgenden Tage. Die Familie unsers Liebhabers war geladen, und er war die theilhabende Person. In „Margarl's" Namen aber wußt' ich nicht zu antworten mit Bestimmtheit, log also einige Bedenklichkeiten, von Seite des Vaters und der Mutter herleitend. Darauf schied er, die Hand zum Wandloch hinreichend: „Gi ma d' Hend, Margarl! Guatö Nocht!" — Es lag herzliche Kraft in seinem Händedruck. Die Schindeln am Dache rauschten, Breter und Balken krachten wieder, der Bursch pfiff unten und ging. Seinem Jauchzen aber antwortete kein Bursch in der Nähe und Ferne mehr — er schwieg nun auch, während ich, eine liebe Aussicht durch das offene Wandloch gewinnend, im Mondenschein die klappernde Mühle stehen sah, ganz von Fliederstrauch umgeben und silberähnlichem Rasengrund, auf welchen nordwärts das Schattenbild von Mühle und Gebüsch fiel. — Mit diesem nächtlichen Abenteuer wurde mir der Begriff des „Fensterlns" recht deutlich, und, wie ich erfuhr, bezeichnen diese Grenzler es mit dem Ausdrucke „'s Schrä" — von Schreien, Anrufen zu einem nächtlichen Plausch zwischen Bursch und Liebchen.

Eine Hochzeit.

(A Hauzat.)

Am folgenden Morgen weckte mich Löffelgeklirr, das aus der Wohnstube scholl. Man reinigt da unmittelbar vor Tisch das Eßzeug, und wirft es klingend auf die Tischecke, die nach der Mitte des Zimmers zeigt. Dieser Schall dient statt einer Glocke, um diejenigen zu rufen, welche im Hause gegenwärtig sind, für Entferntere muß Jemand vor die Hausthür treten. In meinem Falle war es ein blonder Knabe, der auch mit unterspreizten Armen schrie, daß er bis unter die Blondlocken roth wurde, während die Mutter zum Kammerfenster hinaus dasselbe Amt verrichtete: „Seit's zon Össn! Kemts zon Össn zom!" — Als ich in die Stube trat, saß die Familie bereits um den Tisch, Milchsuppe (den fast unumgänglichen Bestandtheil des Frühstücks und Nachtmahls) aus Einer Schüssel essend. Man verrichtet dieses Geschäft langsam und gemessen. Mit jedem Löffel Suppe fischt sich Jeder einen Brocken Brod heraus, und während das Kauen geschieht, wird der Löffel vor sich auf den Tisch gepflanzt. Und das ist der Moment, wo man fragt und antwortet, und dem Tischgespräch huldigt. Vor und nach Tisch wird der englische Gruß, bisweilen noch ein anderes Gebet gebetet, und zwar vor Tische still, nach Tische gewöhnlich laut. Der Hausvater ist immer der Vorbeter. — Ich suchte „'s Margerl", denn ich dachte über den nächtlichen Besuch zu scherzen; allein sie fehlte beim Essen, auch fragte Vater und Mutter nach ihr: „Mö (warum) kimt denn 's Margerl nöd zon Össn? Wo is denn dö wieda? Hans'l gei sauch's (suche sie)!" — Der zurückkehrende kleine Bote sagte: „Sie steit hintan Bianbam und sogt, doß sa sö schomt!"

(Sie steht unterm Birnbaum, und sagt, daß sie sich schäme!) Ich theilte die Ursache mit, und man lachte laut und lange. Der Hausvater war bereits im Sonntagskleid, denn er war Hochzeitsgast. An die Thür war mit Kreide der erwähnte Kreis gezeichnet mit dem Strauß, und darin stand: „1 Fl. 30 Kr. C.-M.“ geschrieben. Gegen 9 Uhr früh nahte Musik, Pistolenschüsse erschütterten nah und fern die Luft. Unser Hausvater selbst streckte jetzt einige male sein Geschütz knallend aus dem Fenster. Mit dieser Ceremonie grüßte er der Musik entgegen, welche kam, ihn in das Haus des Bräutigams abzuholen, weil er diesem verwandt war und also gleichsam dessen Gast bei der Hochzeit vorzustellen hatte. Der Musik folgten mehre Gäste, welche bereits abgeholt waren. Das Ganze hatte ein feiertägliches Ansehen. Vor jeder Hausthür standen gruppirt die ungeladenen Bewohner des Dorfes im Halbsonntagskleid, um die Hochzeiter vorüberziehen zu sehen. Nach jedem Pistolenschuß tönte ein anhaltendes Jauchzen; selbst von den entfernten Feldern tönte Jubel in das Dorf hinein. Aus dem Nachbarhofe hatte man eben jetzt einen jungen Burschen abgeholt, den ich für den nächtlichen Besucher halten mußte. Eine schlanke Gestalt, fromm-jugendliches Aussehen im wohlgestalteten, blühenden Gesicht, machte den Jungen für jedes Auge angenehm. Aus seiner Hand krachten einige Pistolenschüsse schnell aufeinander. Sein halbmuthwilliges Leben, Jauchzen und Springen hob ihn vortheilhaft hervor vor den Uebrigen. Plötzlich ließ er jetzt die Musik mitten in einer Melodie anhalten, bestimmte das folgende Musikstück, jauchzte, knallte einen Pistolenschuß in die Luft und schrie: „Eiz spielts ma r af, ös Sakra! Lustö und frisch!“ Die Musik klang durch die heitere, ruhige Luft, aus Fenstern und von Hausthüren her rief und lachte man dem lustigen Burschen zu. Dieser

aber sang zur gespielten Melodie mit heftigen Geberden eines natürlichen Entzückens:

Wenn i zo man Deanla gei
Nim i ma Hearzerl mit;
Woas ma goa r oftmol nöd,
Wos eam koa Doarat gschiht!

Mein Hausvater zog jetzt seinen Rock an, um Musikanten und Gäste zu empfangen. „Margerl" lief herein und kichernd durch die Stube nach der Kammer. Aber die Mutter brachte einen großen Laib schönes Weißbrod, schnitt ihn nach einer Bekreuzigung darüber oben ein wenig an, legte ihn sammt einem großen, frischgeschliffenen Messer auf den Tisch. Man spielte und jauchzte zur Thüre herein und schwang die Hüte. Der lustige Bursch aber war auf einmal zahm und trat zuletzt ein, nicht ohne flüchtig-forschendes Umhersehen. Die Männer drückten sich die Hände. Musik schwieg jetzt. Die Hausfrau war geschäftig im Anordnen: „Sötzts eng, schnäds o a Braud! Olta (zum Vater) schenk' ä! (zu den Männern) Willts ös denn zwoamol hean, Mona? Ößts und trinkts, doß da Mei (Mühe) weart is!" — Man aß und trank etwas. Dann wurde ein Ländler gespielt, den der Hausvater mit seinem Weibe tanzte. Der lustige Bursch ging frisch nach der Kammer, und holte sich's „Margerl", die indeß sich nett angezogen hatte. Nach dem Tanz wurde eine Art Marsch gespielt, man brach auf, und an der Thür sprengte die Hausfrau etwas Weihwasser über ihren Mann, der andächtig das Kreuz machte und hinausschritt. — Unter Schießen und Spielen ging der Zug in das Haus des Bräutigams. Indeß hatte die andere Hälfte der Musikanten die Verwandten der Braut in ihr Haus zusammengeholt. Sowol hier wie dort wurde den versammelten Freunden jetzt

ein Frühstück vorgesetzt, bestehend aus einer sehr kräftigen Rindsuppe mit eingebrocktem Weißbrod oder Semmeln, Rindfleisch „Wacka"*), Würsten und Kuchen. Dieses Frühstück heißt man „Saklhenn", und findet es nur bei größern Hochzeiten. Wecken und Bier stand sonst noch reichlich auf dem Tisch, und man sprach letzterm bis zu einiger Betäubung zu. Nach Tisch wurde ein wenig getanzt, doch auf einen Wink schwieg die Musik, alle Gäste wurden plötzlich ernst, der Vater des Bräutigams nahm diesen am Arm, indem eine tiefe Blässe sein Gesicht überzog, und große Thränen stürzten über seine Wangen. Die Gäste nahmen feierlich die Hüte ab. In der Kammer stand die Mutter mit den Geschwistern des Bräutigams, die beim Eintritt des Vaters mit dem Sohne zu weinen und schluchzen anfingen. Der Bräutigam kniete nieder, indem er unter Weinen den Kopf senkte und kaum die Worte reden konnte: „Göts ma engan Sögn, Voda und Muada!" — Die Mutter besprengte mit einigen Tropfen Weihwasser sein Haupt, indem ihm der Vater händeauflegend den Segen gab: „Sei in Got's Nom! unsa keast Du eiz nimma; an ondas Hos kreigst Du, a Wä kreigst, und Kina kost kreign. Holt af ollö, wei's unsa Heargotl will; sa guat und vonünftö. Unsa Hear is durt, wo mia rächtschoffa san, gwis mit Glück und Sögn. Eiz stei af — i ho da r eiz ninx mea zon sogn."**) Viele Thränen liefen bei dieser Rede dem Vater aus den Augen,

*) Eine fette, gähe Mehlspeise aus Semmelschnitten, Eiern, Milchkäse, Gewürz rc.

**) Geh' in Gottes Namen! Uns gehörst Du jetzt nicht mehr; ein anderes Haus bekommst Du, ein Weib bekommst Du, und Kinder kannst Du bekommen. Halte auf Alle, wie es der Herr haben will; sei gut und vernünftig. Unser Herr ist dort, wo wir rechtschaffen sind, gewiß mit Glück und Segen. Jetzt steh' auf — ich hab' Dir nun nichts mehr zu sagen.

und er sprach mit oftmaligem Unterbrechen. Während die weinenden Aeltern den scheidenden Sohn segneten, beteten in der Stube alle versammelten Hochzeitsgäste laut, ernst und langsam für des Bräutigams Wohl. Dann erschienen Vater, Mutter und Geschwister mit dem Bräutigam wieder in der Stube. Dem letztern reichten der Reihe nach alle Gäste ihre Hände und sagten ihm freundliche Glückwünschungsworte: „No — so wünsch' i dia ollas Guatö —" oder „viel Glück!" — „mächts da krodn und guat gei" — „No, so wollt i hold" — — Dankend erwidert der noch tief gerührte Bräutigam: „I donk eng, Vöda — Basl — Vöda" — — Die Musikanten hatten sich indeß vor das Haus gestellt, den Aufbruch erwartend. Wie der Bräutigam an die Stubenthür trat, sprengte die Mutter noch einmal Weihwasser über sein Haupt und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über ihn, alle Andern aber folgten ihm. Die Musik begann jetzt eine marschähnliche, heitere Melodie. Pistolen verkündeten mit lufterschütterndem Knallen weit hin, daß der Bräutigam seinen Zug in das Haus der Braut beginne, um sie zum Kirchengang abzuholen. Hier, im Hause der Braut fanden während dieser Zeit dieselben Ceremonien statt, wie im Hause des Bräutigams: „Gaklhenn", Segenertheilung und vor beiden ein kurzer Tanz. In der Stube erwartete die Braut den Bräutigam. Beide reichten sich die Hand und hielten sich dieselbe gegenseitig so lange, bis der Hochzeitlader, dessen erste Amtshandlung jetzt begann, folgenden Spruch gesprochen hatte:

Glück af! Holt's eng im Hearz so föst wei mit 'n Händn,
Füa r ollö Naud und ollö Löbnszät;
Denkt's 's nämlö To füa To; laußt's eng nöd wendn,
Das nöd vom odan nöd, wenns rengt, wenns schnät;

Holts zom! Holts zom! wei Stoi in föst'n Moan,
Wei Bama mit'n Wurzln i da r Ead,
Doß enga Glückshos, enga Stombam doan —
Dös globts no! bis zon Gro und länga wead.
Ös willts doch glückla sa — no jo! no fralö!
Ös willts doch oas vom onan eng nöd trenna?
Jo no — so sats no oas 'n onan halö:
So hots ös scho! Holts zom! Holts zom, mogs schnä'm,
mogs renga!!

(Glück auf! Faßt Euch im Herz so fest wie mit den Händen,
Für alle Noth und alle Lebenszeit;
Denkt gleich von Tag zu Tag; laßt Euch nicht wenden,
Das Eine von dem Andern nicht, ob's regnet, schneit;
Haltet zusammen, fest wie Steine in sichern Mauern,
Wie Baumeswurzeln in der Erde,
Daß Euer Glückshaus, Euer Stammbaum dauern,
Das glaubt nur! bis zum Grab und länger werde.
Ihr wollt doch glücklich sein — nun ja! nun freilich!
Ihr wollt doch Eins vom Andern Euch nicht trennen?
Nun ja, — so seid nur Eins dem Andern heilig:
So habt ihr's schon! Vereint Euch fest, mag's schnei'n, mag's
regnen!)

Im Hause der Braut wollen wir nun, während sich die Gäste der Bräutigams- und Brautpartei begrüßen und langsam zum feierlichen Kirchengang anschicken, einen Blick auf das Brautpaar werfen, und die einzelnen Würdenträger und Würdenträgerinnen erwähnen. Der Bräutigam war durch einen Rosmarinstrauß am Hute erkennbar, wodurch dieser mit vielen frischen Zweigen ringsum verhüllt wurde, und die hundertfachen Flitter und Gegenstände am Strauß (wie Fluggold, silberner Zitterdraht, kleine weiße Täubchen

mit vergoldeten Herzlein im Schnabel, Kunstblumen u. dgl.) brachten einen angenehm heitern Effect hervor. Da wo der unterste Stamm des Rosmarinstraußes befestigt war (nämlich über der Stirn des Bräutigams) prangte eine aus dunkelrothem Seidenband künstlich geformte Pfingstrose, dort „Bobl" genannt. Wo der Bräutigam stehen mochte oder gehen, versammelte sich um ihn oder lief ihm eine Schar Kinder nach, die mit andächtigem Vergnügen das ewige Schwanken und Zittern der glänzenden Flitter von Silber und Gold betrachtete, und nach den lieben Täubchen und Blümlein lächelte, die Hände darnach streckend, ob nicht eines herabfallen und zwischen ihren Fingern hängen bleiben möchte. Außer dem Hutstrauß hatte er noch einen kleinen Rosmarinzweig am rechten Rockärmel befestigt. Ein schweres, hellkarminrothes Seidenhalstuch, wohl anschließend und vorn zu einer buschigen Masche gebunden, über welcher die zwei blendend weißen Hemdkragen heraus- und herabgeschlagen waren, gaben dem ernst-wehmüthigen Gesicht des Bräutigams einen zarten, lieblichen Schein. Zum Unterschiede von den ledigen Burschen war auch seine rothseidene Weste bis an den Hals mit einer Reihe stark versilberter Zwanzigerknöpfe sittsam geschlossen. Die hirschlederne Hose von frischer Schwärze, deren Nähte durch einen schnurähnlichen Streifen Weißleder hervorgehoben wurden, schloß wohl unter dem Knie, die weißen Strümpfe fest aufrechthaltend. Sein Tuchrock lag besser als gewöhnlich, und übertraf die aller Gäste an Qualität. — An der Braut fiel wol besonders der Kopfputz auf. Die Haare waren von allen Seiten nach dem Wirbel gekämmt, dort zu einem Nest gewunden, dessen ganze äußere Fläche mit kleinen Maschen rosenfarbener Seidenbänder und dazwischen befestigten Rosmarinzweiglein bedeckt war. Rings um das Haargeflecht und dessen Verzier wand sich ein Blumen-

kranz aus Kunstblumen, woraus sechs silberglänzende Getreideähren in gleicher Entfernung von einem Ohr bis zum andern über das Haupt herüber hervorstanden. Das Haar war leicht bepudert. Weil die Braut blond und ihr Haar sehr zart war, so hatte sich der feine Flaum desselben um die Stirne von dieser ungewöhnlichen Zwangfrisur losgemacht und bildete in gewisser Beleuchtung einen Marienschein um ihr Gesicht. Gleich ihrem werdenden Gemahl trug sie ein rothseidenes Halstuch, nur sehr locker geschlungen und doppelt grün verbrämt. Ueber das rosenfarbene Mieder hatte sie noch eine schwarzseidene Jacke, die knapp anschließend bis zu den Hüften hinabreichte und um die Brust wenig ausgeschnitten und garnirt war. Der Rock und das Vortuch, ebenfalls von schwarzer Seide, reichten bis an die Knöchel hinab; ein rothseidenes Band hielt das Vortuch, und rückwärts hingen die Maschen und die beiden Enden des Bandes hinab.*) — Die Art des Kopfputzes theilte, nur vereinfachter, mit der Braut die sogenannte „Brautmaschl" (Brodmaschl)**) oder „Kranzeljungfer" (Kranzljungfa), die nebst der „Brautmutter" (Brodmuada)***) zu dem höchstbewürdeten Frauenpersonale gehörte. Unter den Männern standen obenan: der „Brautvater" (Brodvoda)****), der „Brautweiser" (Brodwäsa)†); als dirigirende, feierliche Person oder Ceremonienmeister der „Hochzeitlader" (Hauzatloda), und endlich die beiderseitig nächsten Verwandten. Die

---

*) Sonst (und noch jetzt an manchen Orten) trug die Braut einen dunkelbraunen oder hellrothen Rock, der wenig über die mittlere Wade hinabreichte. Die Jacke, gewöhnlich aus Tuch, ging kaum über die Hälfte des Rückens hinab. Am Kopfputz fehlte sonst der Kranz.

) Schwester des Bräutigams. *) Taufpathin der Braut.

****) Taufpathe des Bräutigams. †) Ein Bruder der Braut.

weiblichen Gäste trugen an der Brust Bouquete und Rosmarinzweige, auf den Hüten die Männer. Dieses Zeichen zeichnete sie eben als Gäste. — Auf einen Wink und Ruf des Hochzeitladers mit einem großen Stock, von dem oben ein rothes Seidenband herabhing, wurde es nun in der Stube still. Er nahm den Hut ab, desgleichen alle andern Gäste, und hielt folgende Anrede:

Eiz heit ma Zät! Mia kantn gei und trochtn;
Foa r ollen is doch Sögn und Kircha z ochtn:
Wea nöd mit Got ofongt und Gota's Liab,
Dea r is — ös wißts! — am oigna Glück sa Diab.
Drum schots eiz nöd goa dz viel zätlö Dinga,
Wos äbba falt, dös laußt sö nochö bringa,
Und git da Himml eng (dem Brautpaar) san Sögn,
So bringts ös lächt und gwis a 's Zätlö zwögn.
Mochts! Af! Mia r ollö weama's no dalö'm,
Da Himml wiad eng frummö Kina gö'm.
Ös weats goa dzfrin sa, weats koa Naud nöd kenna,
Und longö Gohr wead eng da Taud nöd trenna.

(Wir hätten Zeit! Wir könnten geh'n und trachten,
Vor allem muß man Seg'n und Kirche achten:
Wer nicht mit Gott beginnt und Gottes Lieb',
Der ist — Ihr wißt's! am eignen Glück sein Dieb.
Drum schaut jetzt nicht zu viel nach ird'schen Dingen,
Was etwa fehlt, das läßt herein sich bringen,
Und spendet Euch der Himmel seinen Segen,
So bringt Ihr leicht das Ird'sche auch zuwegen.
Macht! Auf! Wir alle werden es erleben,
Der Himmel wird Euch fromme Kinder geben.
Ihr sollt zufrieden sein, die Noth nicht kennen,
Und lange Jahr' wird Euch der Tod nicht trennen.)

Hierauf ordnete sich der Zug, die Musikanten gingen voran, eine marschartige, heitere Melodie spielend, hinter ihnen folgten: der Bräutigam mit der „Brautmaschl", dann Braut und „Brautweiser", dann die übrigen Gäste. Heftiger begann das Pistolenfeuer und Jauchzen, die nahen und fernen Anhöhen bedeckten sich mit Scharen von Zuschauern. Das Dorf mit der Pfarrkirche war nur durch eine Wiese getrennt. Unter diesem Jubel und Schießen klang die Kirchenglocke, die nahe gottesdienstliche Feier verkündend. — Nachdem man bis zur Kirche gelangt war, verstummte plötzlich Spielen und Schießen, die Brautleute nebst den wichtigsten Personen der Hochzeit begaben sich in den Pfarrhof, um sich immatriculiren zu lassen. Von da ging man in die Kirche. Beim Eintritte in dieselbe schieden sich die männlichen von den weiblichen Gästen. Rechts im vordersten Stuhle saß der Bräutigam, „Vorgeher" (Foageia) *) und „Brautweiser"; hinter diesen die übrigen männlichen Gäste. Links im vordersten Stuhle ließ sich die Braut, „Brautmaschl" und „Brautmutter" nieder, hinter ihnen die übrigen weiblichen Gäste.

Nach dem Hochamte wartete Musik und Pistoliade auf das junge Ehepaar und begrüßte dessen Austritt aus der Kirche; dann stellten sich alle Gäste in einen Kreis um dasselbe, und der Hochzeitlader sprach folgende Jubelrede.

Hochzeitlader.

Fifat! Fifat!

Gäste.

Fifat! Fifat!

(Musik.)

*) Taufpathe des Bräutigams.

Hochzeitlader.

No segt's! Do homa 's Paar'l, richtö is!
So schuißt's! So spielt's! So schrät's: Fifat!
Doß d'Luft voll Plödra, Gschroa und Musö is,
Voll Frädngschroa: Fifat! Fifat!

Gäste.

Fifat! Fifat!

(Musik.)

Hochzeitlader.

No, Voderl, Muaderl, no, wei ist denn eng?
Wiad eng um 's Hearz nöd Läwl und Müada dzeng?
Fifat!

Gäste.

Fifat! Fifat!

(Musik.)

Hochzeitlader (zum Brautpaar):

So wät is! Zombrod sats, so bläbts bornona,
Und fräts eng eiz, weit's willts, eng mit anona!
Fifat! Fifat! u. s. f. . .

Jetzt zog man in das nahe Wirthshaus, wo man sich mit Tanz so lange unterhielt, bis ungefähr die Stunde zum Speisen gekommen war, dann kehrte man in das Geburtsdorf der Brautleute zurück, wo im Wirthshause bereits sechs Tische gedeckt waren, jeder für zwölf Personen berechnet. Einer dieser Tische, der „Brauttisch", war für Braut, Bräutigam und die nächsten Angehörigen bestimmt. Bevor man aber zu Tische ging, sammelten sich die geladenen jungen Burschen und Männer zu einem Fußwettrennen, das zu den Hauptceremonien einer Hochzeit gehört. Der beste Läufer

erhält von der Brautmutter 3 bis 4 Fl. C.-M. und ist verbunden, so lange die Brautmutter bei der Hochzeit zugegen ist, ihren Trabanten und Launenbefriediger zu machen, oder, wie man sagen könnte, mit allem Aufwand von Scherz und Geld ihr die Cour zu machen. Der Erfolg des Wettrennens (das man „Ofaschüsselhrenna nennt) entschied für den lustigen Burschen, den wir vom „nächtlichen Besuch" her kennen. Er begann auch seine Rolle mit Geschick und fast ausgelassener Laune, zum Ergötzen Aller. — Bei Tisch erschien zuerst Suppe, allein bevor man zu genießen begann, ging ein Teller auf jedem Tische herum, worauf jeder Gast das bestimmte Geld zu erlegen hatte. Nach der Suppe kam Rindfleisch, und zwar in solcher Quantität, daß kein Gast seinen Theil aufzehren konnte; weshalb vor Jedem ein leerer Teller stand, auf den er das Ungenossene zurücklegen und nach aufgehobener Tafel seiner Familie nach Hause schicken konnte. Nach dem Rindfleisch stand jeder Gast auf (außer denen, die am Brauttisch saßen) und an ihre Stellen setzten sich die „Nachtafelgänger" (d'Nogangla), gewöhnlich Kinder oder Geschwister der frühern, welche nun vieles eingemachte und gebratene Fleisch und Würste, Kuchen, „Wackala", Knödel (Hraudkopfat) u. dgl. genossen und zurücklegten. Unter diesen Nachgängern war auch unser „Margerl" (vom nächtlichen Besuch her bekannt) an die Stelle ihres Vaters zu sitzen gekommen. Bei ihrem Erscheinen ergriff es unsern jungen, lustigen Burschen, den Preisrenner oder Courmacher der Brautmutter, erst recht mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Er ließ am Brauttisch aufspielen, kam dann mit den Musikanten an jenen Tisch, wo „Margerl" saß, und wollte nimmer von ihrer Seite weichen, die halb verlegen, halb erfreut die Huldigung geschehen ließ. Er sprang, jauchzte und sang mehre Lieder, deren Melodie er sich nachspielen ließ.

Deanal, du Hearzagö,
Moist a, i leißat dö,
Moist a, i mächt ma Lö'm
Nöd füa di gö'm?

Deanal, dös Vögal durt
Hötschat dur d'Lüftla furt,
Hea no sa Gsangl o,
Kreigst scho an Mo!

Hitschadö, hotschadö,
Stöckst a da Hearz dawö?
Druckst a da 'n Ogerl zom?
Daustas foa Schom?

Bei Fenstern und Thüren herein schauten Gruppen von Kindern, die von den Gästen reichlich mit Wurst, Wecken oder Kuchen erfreut wurden, und bestimmt waren, die zurückgelegten Speisen nach Hause zu tragen. Einem kleinen Blondkopf sah ich zu, wie er nach einem Bauernhof schlenderte und mit andächtiger Behaglichkeit die besten Stücke des anvertrauten Packes verzehrte. — Nach Tische entstand ein Getümmel um den Brauttisch. Wandbänke und Stühle wurden gedrängt voll von Zuschauern. Der Hochzeitlader begann nun den letzten Spruch, die „Danksagung". Sie war in ähnlicher Manier abgefaßt, wie die vorhergehenden. Es wurde der Reihe nach erst den beiderseitigen Aeltern im Namen des Brautpaares für Erziehung, Erhaltung, Ausstattung und sonstige Gnaden gedankt, dann allen Gästen für ihre warme Theilnahme im Namen der Aeltern und des Brautpaares Dank gesagt, worauf nochmal ein Herzenswunsch des Sprechers folgte, daß die Neuvermählten ihre seligsten Tage von nun an erleben und das Alter der Ihrigen erfreuen möchten.

Nun war es die nächste Aufgabe des Preiswettrenners, die Braut vom Tische herabzubringen. Die Musik spielte eine Melodie, dann fragte der Courmacher die Brautmutter, unter welchen Bedingungen ihm die Braut herabgeführt würde? Diese sagte: „Bring ma r an Äma ohnö Roaf!" (Bringe mir einen Eimer ohne Reif!) Der Bursch jauchzte und rief: „Lustö! Spielts af!" Die Musik ließ sich wieder hören, und der Bursch lief hinaus, kam mit einem Ei, das er wie Columbus an einer Spitze ein wenig einschlug, und vor die Brautmutter hinstellte, fragend: „Is rächt?" — „Rächt is!" sagte diese darauf. — Jetzt besann sich die Räthselgeberin ein wenig und begann: „Wos hrump'lt und pump'lt i da hilzan Kopaln?" Die Musik begann abermals und der Bursch lief hinaus und kehrte mit einem Stempel eines Buttergefäßes zurück, rufend: „Dös hrump'lt und pump'lt im hilzaran Faßl!" — Nach Lösung dieser Aufgaben folgten noch folgende Fragen: „Welche sind die besten Weiberuhren?" — «Haushähne.» „Welches Obst reift drei Jahre?" — «Wachholderbeeren.» — Endlich mußte der Bursch ein Mus bringen, wozu man weder Mehl noch Feuer brauche. Er brachte Honig. Die Aufgabe, ein Rad zu bringen, das kein Wagner gemacht und wozu man kein Holz gebraucht habe, löste er, indem er einen Spritzkrapfen brachte, dessen Form die eines Wagenrades war. Zum Schluß sollte ihm die Braut nur über eine silberne Brücke zugeführt werden. Er legte also eine doppelte Reihe von Zwanzigern auf den Tisch, von einem Eck desselben bis zu jenem, wo die Braut saß. Die Braut stieg darauf und darüber gegen den Brückenbauer, der sie empfing und auf den Boden herabhob. Unter Jubel der Herumstehenden erschallte Musik. Der Bursch sollte nun den Brauttanz mit der Braut eröffnen, allein letztere vermißte einen Schuh, den

man ihr schon früher heimlich unterm Tische vom Fuß gezogen hatte. Nach langem Suchen fand ihn der Bursch. Er tanzte einen Ländler mit der Braut einmal herum, ihm folgte dann der Vater der Braut mit dieser, dann Brüder, nächste Anverwandte und Hochzeitsgäste, nacheinander mit der Braut einmal herumtanzend. Jetzt tanzte der Bräutigam mit der Mutter der Braut, — dann mit seiner eigenen Mutter, und zuletzt mit seiner jungen Angetrauten. Hierauf galt keine ceremoniöse Regel mehr, und das übrige tanzlustige Blut bemächtigte sich des Terrains. Bald hatte der Tanz die Gestalt des früher geschilderten angenommen. Burschen und Mädchen kamen zahlreich dazu. Als „Margerl" und der „lustige Bursch" zum ersten male Muße hatten, länger und heimlich miteinander zu sprechen, entdeckte sie ihm, daß er diese Nacht bei mir fensterln war. Ich beobachtete Beide, wie sie verlegen thaten, dann plötzlich ein helllautes Gelächter aufschlugen. „Wos?" hörte ich den Burschen sagen „ea wa's gwöst? Sakra! Host mö für an Noarn? 's ko nöd sa!? — Dea Hear durt is i dan Bött glögn? — Jessas! Eiz mau ö o glä dafohrenna, und ko 's Locha nimma r afhean!" rief er in höchst ergötzlicher Unruhe. Dann schlich er lachend und stotternd zu mir, den Hut verlegen über die Brust haltend. „Hear — Hear — Hear — i bins gwöst — dös is zon Hautz'schnä! Sakra! Dös fogis ö mai Lötta nöd!"

Brautsteuertransport.

(Da Kommawogn.)

Drei Wochen lang nach der Hochzeit müssen junge Eheleute getrennt bei ihren Aeltern leben. Während dieser Zeit wird das Meiste und Wichtigste der Brautaussteuer besorgt und angeschafft. Die junge Frau mit ihren Aeltern wandert auf Jahrmärkten bei Kaufleuten herum; zu Hause sind Tischler und Schlosser beschäftigt, standesmäßige Hausgeräthe herzustellen. Ist man allseitig befriedigt, so wird der Tag der Vereinigung und Uebersiedelung bestimmt. Die schönsten vier Pferde der Gegend werden zusammengespannt vor den Wagen (Kommawogn), auf den man die neuen, bunten Kästen, Tische, Bettgestelle, kurz die kleinsten und größten Geräthe für das Hauswesen sich aufschichtet nach einer Art Kunsttheorie. Ueber diesen Gegenständen wird das Brautbett befestigt, zu oberst eine bunt bemalte Wiege. Was von Wäsche und andern Gegenständen in den Kästen Platz findet, wird da zusammengepreßt. Zerbrechliche und bestimmte andere Dinge müssen getragen werden. Zu diesem Ende bittet das junge Weib alle ihre Jugend- und Schulfreundinnen, welche noch nicht verheirathet sind, an diesem Tage zusammen und um Beistand. Man kommt nun auch gern, der Freundin den Dienst zu leisten. Jedes dieser Mädchen wird mit einem größern oder kleinern Tragkorbe versehen, um darin einen der von der Sitte bestimmten Gegenstände bei der Uebersiedelung zu tragen. Ist vor dem Aelternhause des jungen Weibes der Wagen mit seinen vier wiehernden, muthigen Pferden, die mit Blumen, purpurfarbenen Tuchlappen und einem Geschirre voll glänzend geputzter Messingrosen an Kopf und

Halse ausgeschmückt sind, zum Fortfahren bereit, und hat die scheidende Tochter weinend Abschied genommen von ihren Aeltern, so schwingt sich der Pferdelenker, einen Blumenstrauß am Hut und ein Seidenband an der Geißel, auf ein Pferd, und lärmend und jubelnd umringt von einer zahlreichen Begleitung beginnt er den Zug. Hinterher kommen die Jugendfreundinnen mit ihren Tragkörben. Die Einen tragen Küchengeräthe, obenauf mit einem ungeheuern Kochlöffel, die junge Hausfrau an ihr Geschäft als Köchin erinnernd, und mahnend, daß man in ihrem Hause künftig „mit dem großen Löffel esse". Andere tragen Flachs, Getreidegarben, Gespinnst von der Hand der jungen Hausfrau, Brod, das sie selbst gebacken, theils um die Wünsche glücklicher Erntejahre, theils die Ermahnung an ihre Pflicht und den Beweis ihrer Tüchtigkeit und Kenntnisse einer Hausfrau anzuzeigen. Den Zug schließt die junge Frau, begleitet von den bei ihrer Hochzeit als Brautmutter, Kranzeljungfer u. s. f. fungirenden Frauen. Ihre Aeltern folgen eine geraume Zeit später nach. Von allen Seiten des Dorfes strömen Zuschauer. Die Burschen, welche mit der jungen Frau aufgewachsen sind, wollen anzeigen, wie ungern sie eine Jugendfreundin verlieren, die nach einem andern, besonders entfernten Dorfe geheirathet hat, und sperren am Ende ihres Dorfes durch aufgehäufte Gegenstände den Fahrweg. Kommt nun der Uebersiedelungszug an, und die Pferde können den Holzdamm nicht durchbrechen, so erlegt der Pferdelenker einen Geldtribut, den die hinzukommende junge Frau vermehrt. Rasch wird die Sperre weggeräumt, die Burschen umgeben die Jugendfreundin und begleiten sie weiter. Auf dem Wege müssen bei bestimmten Veranlassungen gewisse abergläubische Sitten beobachtet werden. Hört man zum ersten male einen

Kukuk rufen, so greift Jedermann in den Sack und rührt das dort befindliche Geld auf, zum Zeichen, wie sehr man die Vermehrung des Wohlstandes der jungen Hausfrau wünsche. Der Kukuksruf gilt als verheißendes Orakel dafür. Hört man eine Wachtel schlagen, so zählt man die Schläge; ihre Zahl bedeutet die künftige Anzahl Kinder dieser jungen Hausfrau. Schlägt die Wachtel in einer Getreideart, so wird diese die ganze Ehe hindurch die günstigste Ernte liefern; schlägt sie auf einem Rain, so bedeutet es Jahre des Miswachses und Unglück mit Kindern. Hört man zum ersten male donnern, so muß die junge Frau den nächsten schweren Gegenstand fassen und zu heben suchen, was ihr Gesundheit und Stärke für alle Verrichtungen sichert. Die Einfahrt in das Dorf des betreffenden jungen Gatten versperren wieder die Mädchen jenes Dorfes, scheinbar erzürnt, daß der Einen aus ihnen ein Gatte entgangen und ein Jugendfreund allen durch eine Fremde geraubt worden. Ein Tribut öffnet wieder den Weg. Die junge Frau ladet zugleich alle diese Mädchen in das Haus ihres Mannes. Nun wird sie auch von diesen begleitet. Einige Hundert Schritte vom Hause entfernt, erwartet den Zug der junge Gatte. Er küßt sein Weib, und führt sie am Arm bis zu seiner Hausthür. Da begrüßt sie Musik; die Aeltern des jungen Gatten sprengen an der Schwelle Weihwasser über das junge Ehepaar und begleiten es in die Stube. Die ganze Begleitung von Burschen und Mädchen beginnt nun etwa eine halbe Stunde zu tanzen; dann werden Alle bewirthet, und man verläßt hierauf glückwünschend das Haus. Der Wagen wird mit Weihwasser übersprengt, und die jungen Eheleute beginnen die Möbeln im Hause zu ordnen. Indeß sind die beiderseitigen Aeltern und nächsten Anverwandten zusammenge-

kommen, und verbringen den Rest des Tages und größten Theil der Nacht mit Essen und Rathgeben über das künftige Hauswesen des jungen Ehepaars.

Die Pfingstwallfahrt.

('s Pfingstwolfort'n.)

In der Woche vor Pfingsten wird jedes Dorf vorzüglich durch drei Dinge belebt: durch die Anstalten zu einer „Wallfahrt", durch die Vorkehrungen zum „Hexentusch" am Vorabend des heiligen Pfingstsonntags — und durch die Proben zum „Pferdewettrennen" am Pfingstmontage. Die Wallfahrt besteht in einem frommen Besuch des sogenannten „Heiligenbergs" (Halöbear) bei Pribram in Böhmen. Ein oder mehre Dörfer unternehmen den frommen Pilgerzug zugleich, an demselben Tage aufbrechend und zurückkehrend. Veranlaßt sind bei den Meisten diese Wallfahrtsbesuche durch Versprechungen in bedrängnißvollen Lagen, z. B. in gefährlichen Augenblicken einer Krankheitskrisis an Aeltern oder Kindern. Man gelübdet mit folgenden Worten: „Halös, hraudguldaras Heargatmuaderl! Half ma r i mana Naud! Moch mi (ma Kid) gsund, so wolfortö zo dia am halö'n Bear!" (Heiliges, rothgoldiges Herrgottmutterl! Hilf mir in meiner Noth! Mache mich (mein Kind) gesund, so wallfahrte ich zu Dir auf den heiligen Berg). *) Die Dorfkirche oder Kapelle

---

*) Die Mutter Gottes vom heiligen Berge ist dargestellt aufrechtstehend, gekrönt sammt dem Jesuskinde, welches sie auf dem linken Arme hält und mit der rechten Hand am Kinn streichelt. Um ihr anliegendes Kleid schlingt sich der Faltenwurf eines Mantels.

versammelt die frommen Wallfahrter; nach verrichteten Gebeten beginnt der Auszug, die Männer unter Leitung eines Aeltesten oder Vorbeters voraus, die Weiber und Mädchen nach, jede den Speisevorrath von Brot und anderm Mehlgebäck in einem Bündel am Rücken tragend. Ueberhaupt ist das Vertrauen auf die Hülfe der Mutter Gottes vielseitig und groß. Wallfahrtsgeschenke, wie: grellgemalte Heiligen-, meistens Muttergottesbilder (Bilgla), bleierne befärbte Heilige (Halän), Kelche, Monstranzen und sonstiges Meßgeräth aus demselben Stoffe, Fingerringlein (natürlich geweihte) für Kinder u. s. w. werden in Menge vom „heiligen Berge" mitgebracht und hoch in Ehren gehalten von Großen und Kleinen. Außer der Mutter Gottes vom „Halänbear" hat man noch vielseitiges Vertrauen auf andere wallfahrtsbeliebte Gottesmütter. Ein Beispiel davon gibt uns gleich das Verfahren bei der Segensheilung eines Auges, in das ein schmerzender Gegenstand fiel. Erst wird das geschlossene Augenlid mit Speichel befeuchtet (in Erinnerung des Verfahrens Christi bei der Augenheilung), dann die Spitze des rechten Zeigefingers leise darauf in einem kleinen Kreise herumgeführt unter dem Segensspruch:

Liabö fro son h a u a B o g n, *)
Is ma r äbbas i's Ogn gfolln;

*) Dieses Gnadenbild stand einst am Fahrwege auf dem Hochbogen (einer bedeutenden Bergwand des Böhmerwaldes, die aber schon zu Baiern gehört). Ein holzfahrender Bauer, den das Gnadenbild im Weiterfahren etwas irrte, hieb mit einem Beile darnach und spaltete der Mutter Gottes den halben Kopf. Augenblicklich erstarrte er und konnte mit seinem Fuhrwerk nicht mehr von der Stelle. Das Gnadenbild befindet sich jetzt in der Klosterkirche von N e u k i r c h e n (einem bairischen Marktflecken am Fuße des Hochbogen) und wird hochverehrt.

Liabö fro fo Possa *),
Dauma's wieda r ossa;
Liabö fro fon halän Bluat **),
Mochma ma Ogn wieda guat!

(Liebe Frau vom Hohen Bogen,
Ist mir was in's Auge geflogen;
Liebe Frauen Passaus,
Thu' mir's wieder heraus;
Liebe Frau vom heiligen Blut,
Mach' mir mein Aug' wieder gut.)

Im Allgemeinen sprechen folgende Zeilen das Vertrauen zur Mutter Gottes aus:

I hon a Fotraua
Af una liabö Fraua,
Ollö To und ollö Stund;
So geiwö nöd z' Grund!

(Ich hab' ein Vertrauen
Zu unser lieben Frauen,
Alle Tag' und alle Stund;
So geh' ich nicht zu Grund!)

---

*) Muttergottes-Gnadenbild von Passau; nähere Legendenangaben davon konnte ich nicht erfahren.

**) Muttergottes-Gnadenbild von Klattau. Von diesem erzählt man, daß es berühmt wurde, als es, von einem freveln Steinwurf getroffen, blutete, zu großem Staunen des Volks und zur Zerknirschung des Thäters.

Der Hexentusch.

('s Häxnostusch'n.)

Burschen und Knaben sind indeß für ein eigenes Fest beschäftigt, das man Hexentusch nennt ('s Häxnostusch'n). Jeder dreht sich nach Verhältniß seiner Kraft große oder kleine Stricke, die gegen das eine Ende hin fast als Schnur auslaufen. Daran knüpfen sie eine wirkliche Schnur von Flachs- oder Seidengespinnst, und schwärzen dann beide Enden mit Räderschmiere, um ein vortheilhaftes Gewicht in die Vorrichtung zu bringen. An einem Peitschenstock befestigt, gibt das ihre sogenannte „Patschn", was eine ungewöhnlich große Peitsche bedeutet, deren einziger Zweck es ist, den Knall auf möglich hohen Grad zu steigern, der auch oft Staunen erregt. Die starken Burschen, auch junge Männer nehmen Theil, einen Tusch mit solcher Riesenpeitsche zu exerciren. Mit beiden Händen wird der Peitschenstock gefaßt, durch Ausfahren rechts und links die Peitsche so gezwungen über dem Haupte zauberhafte Verschlingungen zu machen und sie mit tüchtigem Knalle (oft einem Gewehrschuß an Stärke gleich) aufzulösen. Diesen Tusch führt Jeder so lange aus, bis ihm die Arme zu ermatten beginnen, wo er dann den Schlußknall so bewirkt, daß er, um die letzte Verschlingung der Peitsche zu entwirren, die Peitsche heftig auf den Boden rechts neben sich niederhaut. Die Vorwoche der Pfingstfeiertage läßt von jedem Dorfe her diese „Patschn" hören, und Knaben mit kleinen Geißeln belfern und kneifen dazwischen. Gegen Abend eines jeden Tages, wo das beendigte Tageswerk Zeit gestattet, hört man diese Exercitien eifriger und anhaltender als zu andern Tageszeiten; denn jeder Bursch muß vorm Schla-

fengehen noch auf's „Mangerl" (der Rasenplatz vor Bauernhäusern) — und „d' Patschn probian". — Man kennt genau die vortheilhaften Stellen des Wiederhalles, die auch täglich eine Schar Probehaltender versammeln. Einer nach dem Andern betritt die geeignetste Stelle und tuscht sich müde. So ergibt sich die Meisterschaft eines oder mehrer Burschen, die man stets mit Entzücken auf dem Probeplatze erscheinen sieht. Das eigentliche Tuschfest feiert die Jugend in der Nacht vor dem Pfingstsonntage, und soll das Verjagen aller Hexen aus Wohnungen, Ställen und Scheuern zur Folge haben. — An einem solchen Abende war's, als ich einst noch ein Dorf zu erreichen eilte. Längst schon klang es aus der Ferne wie heftiges Flintenfeuer feindlicher Truppen, und ich stand auf einer Anhöhe horchend still, aufgeregt und eigenen Träumen ergeben; denn vor mir, im Nachtdunkel versunken, nur durch wenige matte Lichtschimmer verrathen, lagen mehre Dörfer, aus denen ein ununterbrochenes Knallen allseitig näher und stärker, oder ferner und schwächer klang. Dazwischen erhob sich Stimmenjubel, Jauchzen und Gesang. Mir verschwamm der Effect im Ganzen, bei einiger Nachhilfe der Phantasie wie Schlachtlärm und Gewehrfeuer. Siegesjubel, Schreien der Flüchtlinge, hier und da noch heftiger Widerstand — die flackernden Fensterlichter, des Schießens blitzende Boten — das Auflachen der Weiber und Jauchzen feiner Knaben- und Mädchenstimmen, fliehender Dorfbewohner Klageschreien und Wimmern — das Anschlagen gehetzter Hunde, die Kunde vom letzten Schützlingseifer der treuesten Hauswächter, die heulend eine Kriegerschar von der Schwelle zu wehren eifern. — Ich stieg mit einer Art Grauen nach der Schlachtscene, denn der Wiederhall in den kleinen Wäldern um mich erfüllte diese mit dem Lärmeffect hervor-

brechender feindlicher Hinterhalte, und allseits stürmte Gefahr scheinbar auf mich ein. Mit meinem Nähern an das erste Dorf vereinfachte sich das Lärmen. Weiber und Kinder gingen nach Hause, denn nur die Zeit der ersten Dämmerung war ziemend ihrer Gegenwart im Freien. Das Abendläuten verlöschte die ganze Scene plötzlich, und ich erreichte bereits das Dorf, ohne Tusch und Lärm zu vernehmen. Beim ersten Hause sah ich einen Mann frischen Rasen vor Stall- und Hausthüre legen, und Weihwasser herumsprengen unter der lauten Zauberformel:

Fluigt's daso Nochtgoid und Häxna!
D' Patschna tuschet eng os,
D' Engl tadet eng zmäxna
I man guat gwätn Hos.

Nicht weit davon stand ein kleines, hölzernes Haus, mit kleinen Fenstern und ganz, fast bis unter das flache Dach von gespaltenem Holze umschichtet. Als das Abendläuten zu Ende und keine Störung der Andacht mehr zu besorgen war, knallten plötzlich um dieses Haus bei zwölf derbe Burschen, die sich in Distanzen herumgestellt hatten, lange, ohne Ermüdung zu beachten, und betäubten mich Nahestehenden so, daß mir lange darnach die Ohren klangen, und eine gellende Stimme, die jetzt aus einem Fenster scholl, fast keinen Eindruck auf mein Gehör machte. Die Bewohnerin des Häusleins galt für eine Hexe in der Gegend, und der Tusch sollte ihr die Macht (Kühe zum Blutstatt Milchgeben zu vermögen — in Feldfrüchte Brand- und Afterähren zu zaubern — mit Nebel hinter ihr und vor ihr, unsichtbar herumzuschweifen u. s. f.) in Zukunft benehmen. Sie aber eiferte wild mit fliegendem Haar aus dem Kammerfenster, bis sich die „Patschnhelden" entfernten.

Die Pfingstsamstagnacht.

(Fortsetzung.)

Bald, wenn die Nacht weiter vorgerückt ist, erstirbt das Knallen allmälig und die am längsten den Schauplatz behauptenden Burschen gehen stille, scheinbar nach Ruhe und Schlaf verlangend, auseinander, kaum hier und dort einmal jauchzend. Doch haben sie ganz andere Schelmenstücke beschlossen, als sie bereits an verrufenen alten Weibern verübt haben. An einem bestimmten Platze versammeln sie sich vor Allem, damit sie sich berathen („doß Roth schlognt“), wie sie sich vertheilen und über die Mittel, welche sie für ihre Schelmenabsichten anwenden sollen. Es handelt sich darum, das Hausgeräthe jeder Art, welches man eben mit aller Vorsicht an diesem Abend in den Häusern verwahrt, herauszukriegen und mitten in dem Dorfsumpf, oder auf einem andern schwer zugänglichen Platz zusammen- und hoch aufzuschichten, wohl achtend, daß ja jeder Schaden der Geräthe verhütet werde. Selten bleibt ein Haus bei aller sorgfältigen Verwahrung den Burschen unzugänglich in dieser Nacht, weil die eigenen Haussöhne und Knechte zu Verräthern und Helfershelfern werden. Haben die Burschen mit bewundernswerthem Eifer die höchstbeschwerliche Arbeit (denn sie schleppen Fässer, Bettgestelle, ja leere Leiterwagen herbei) endlich vollendet, so bleibt eine Wache bei den aufgehäuften Geräthen zurück, theils um zu verhüten, daß etwas entwendet oder von den Eigenthümern vor Tagesanbruch heimlich zurückgeholt werde. — Nach Mitternacht werden die Ställe ganz sachte geöffnet, und das Vieh ohne Geräusch auf die Weide getrieben. Mit Tagesanbruch kehrt man damit wieder zurück. Man spart einen Platz fetter Weide eigens für diese

Nacht. Am Morgen des Pfingstsonntages entsteht großer Tumult um die aufgehäuften Hausgeräthe. Unter Scherzen und Neckereien werden die einzelnen den Eigenthümern zurückgegeben. Man hat eigene Redeformeln, wie:

Eigenthümer (der ein kleines Faß vermißt).
Haz, Saparamenta! Wo is ma Faßl? —
Ma Faßl! Ma Faßl!

Wachhabender Bursch.
No'z, Vöda, wos wa dös? A Faßl? —
A Faßl? A Faßl?

Eigenthümer.
No hea damit! 's Faßl hea! Wa's zon dakreign?

Wachhabender Bursch.
Na, Vöda, koa Faßl! Eng keat o dö Weign!

Eigenthümer.
Potz Vöda und Dorschlo und Stutzn,
Ma Faßl, sist frißa dö mit Stingl und Putzn!

Wachhabender Bursch.
No, no! Satz rauö und taut's nöd so wild,
A Schoißl hod oftmol 'n Boweih scho gstilt!

Nach diesen Worten reicht der Bursch (in diesem Fall das Faßl) herunter. So wird jeder Gegenstand einzeln begehrt und zurückgegeben. Findet sich ein zweideutiger Gegenstand vor (Nachtgeschirr oder dgl.), so meldet sich wol selten der Besitzer, und die Laune der Burschen ergötzt die lärmende Zuschauermenge. Solche Gegenstände werden in der folgenden Nacht zurückgestellt und man findet sie vor den Fenstern oder am Bestimmungsorte wieder.

Das Pfingstwettrennen.

('s Pfingst'lrenna.)

Die Pflege der dazu bestimmten Pferde wird lange vor Pfingsten der Eigenthümer wärmste Sorge. Die erwählten Reiter (Söhne oder andere Burschen) müssen entweder selbst in der Pfingstvorwoche täglich einen Proberitt damit machen, oder durch Andere machen lassen. Zweimal wird Hauptprobe gehalten, wonach sich meistens ziemlich sicher der Erfolg des Wettrennens errathen läßt. Doch wird selten dadurch ein Reiter ganz entmuthigt, daß sein Proberitt weniger günstig war; seine Entschuldigungen sind vielfach, und seine Pferdepflege wird um so eifriger. Am Pfingstmontage versammeln sich die Reiter in jenem Dorfe, in dessen Nähe der bestimmte Rittplatz sich befindet. Der Rittplatz ist ein Brachfeld oder eine Gemeinweide. Zuschauer strömen von allen Seiten herbei, nicht nur Dorfbewohner, sondern auch Herrschaftsbeamte, Provinzstädter und Herren jeder Art. Im Wirthshause ist der Sammelplatz. — Hier klingt heitere Musik für die Ohren, und fallen beachtenswerthe Dinge in die Augen. Eine Fahne, woran die Preise für die Reiter hängen: ein roth- oder blauseidener Westenstoff für den Preisritter; ein karminrothseidenes Halstuch für den zweiten Preisempfänger; ein schöner Hosenträger nebst Strauß von Kunstblumen, der an der Spitze der Fahnenstange prangt, ist bestimmt dem Dritten in der Ordnung. Der Vierte erhält eine unbedeutende Summe an Geld. (Zum Einkauf dieser Dinge und um die sonstigen Ausgaben zu bestreiten, erlegen die Reiter einige Tage vor dem Wettreiten eine Geldsumme.) Unter den Reitern figurirt die komische Person (da Gschboasmocha). Nicht nur er ist ergötz-

lich costumirt, sondern man hat ihm auch das erbärmlichste Schindluderpferd der ganzen Umgegend zugeführt. Als ich einem solchen Wettreiten beiwohnte, sah dieses Pferd solchermaßen aus: wo es den Kopf hatte, da war ein H— von Stroh nachgemacht, und hinter dem Schweife desselben sahen die verschämten Augen hervor; und wo die Mähre wirklich den H— hatte, dort war ein künstlicher Strohhals und Strohkopf angebracht. Mittels einer Leiter bestieg der „Gschboasmocha" seinen Hengst, während drei bis vier Mann von der entgegengesetzten Seite sich mit den Händen an die Rippen des Pferdes stemmten, um es aufrecht zu erhalten während des Besteigens. Ein betäubendes Gelächter zerriß die Luft, als der Hengst mit seinem Reiter einige ehrenrettende Sprünge machte, und mit den Vorderfüßen aufstieg, denn es mußte den Zuschauern scheinen, als bäume es sich mit dem H— und laufe mit ihm voraus. Die Belohnung des Spaßmachers sind gewöhnlich zwölf Päckchen Rauchtaback, oder wenn er will, eine gleiche Quantität Schnupftaback. Die ordentlichen Reiter tragen auf dem Kopfe eine lederne Mütze, die nicht viel mehr als den Wirbel bedeckt, ein nur locker geschlungenes Halstuch, haben keine Jacke an, sitzen ohne Sattel auf dem Pferd, ihre Weißstrümpfe hängen ungeknüpft bis an die Schuhe hinab. Das Pferd ist an Zaum, Mähne und Schweif mit rothen Seidenbandmaschen geschmückt. Ein leichter Zaum dient dem Burschen als Lenkungsmittel. Unter fröhlichem Spiel der Musik beginnt die Reiterschar ihren Aufbruch, und die Zuschauermasse wälzt ihre bunten Haufen nebenher über Hohlwege, Hecken und Zäune; die Weiber schäkern und schreien ihre fröhlichen Launen in die Luft; die Männer streiten, rauchen, wetten trotz Engländern, und das leidenschaftliche Sprechen und beeilte Gehen macht Alle fast athemlos.

Manche leidenschaftliche Aeußerung ergießt sich in dem bekannten Texte:

Laud is, wenn d' Hrössa schei gströckt,
Krod aß wenn's Nochtgoid heid gschröckt,
Äho'nt und pfalgschwing hi fluignt,
Und eng d' Hröda sö fürassö buignt;
Wei eng do 's Nos'nlo schnurrt!
Wei eng dös Taiflsros pfurrt;
Wei sö da Hröda hoisarö keart!
Gschwinka fürö sa Rapperl meart!

(Schön ist's, wenn die Pferde schön g'streckt,
Gleichwie vom Nachtkobold g'schreckt,
Einhau'n und pfeilschnell herfliegen,
Und sich die Reiter vorwärts biegen;
Wie euch da 's Nasenloch schnurrt!
Wie euch das Teufelsroß pfurrt!
Wie da der Reiter, heiser vom Schrei'n,
Schneller zwingt 's Rapperl zu sein!)

Um den Rittplatz ist weit umher die Gegend bunt von Zuschauern besäet. Bis an die Stelle, wo sich die Reiter postiren, begleitet diese Musik; das Ziel ist durch dünne Strohspur markirt, worüber hinweg der letzte entscheidende Sprung der Pferde gehen muß. Wenn die Reiter die möglichst ruhige Stellung angenommen haben, regt sich auch kein Laut mehr unter den Zuschauern, Alles starrt regungslos nach der Reiterfronte, die Pferdeeigenthümer erblassen, gleichwie die Angehörigen der reitenden Burschen von ängstlicher Erstarrung heimgesucht werden, und Niemand erwartet ohne Spannung den Moment, wo das Feuer der Flinte blitzt, und der Knall die Pferde aufschreckt, und plötzlich

unter Peitschenhieben und Schreien abgejagt wird. Dieser Augenblick bringt fieberhafte Bewegung in die Zuschauer. Einige wollen ihren Pferden vorwärts helfen, und starren darnach hin, mit vorgestreckten Händen, die rechte Fußspitze vorwärts biegend und in den Boden grabend; Andere summen heftig durch die Nase, mit den Fingern krabbelnd über die Hose; Viele schreien ein ohrzerreißendes: „Wiah! Wiah! (Vorwärts!) Rapperl! Brail! (Braunes) Schimmerl wiah! Fixl! Ho zau! (Hau zu!) Fronz wiah dö (Franz wehr dich)! 's mö hot 's East (meins hat das Erste, Beste)! u. s. f.; wieder Einige hauen sich mit den Händen über die Schenkel, als säßen sie selbst zu Pferde, und laufen hinter diesen her; im Enthusiasmus sah ich Einen, dessen Pferd dem vordersten sehr nahe war, wie er mit einem dünnen Stabe die Umstehenden auf die Köpfe hieb, und als man aus seiner Nähe wich, stand er allein da, ein schnurrendes Rad schlagend mit dem Stabe. Knaben bilden sich entzückt ein, Pferde zu sein, beißen in die Zügel, schnauben und laufen wiehernd nach dem Ziele. Murren, Geschrei und Rauschen wird von allen Seiten laut; zusammenfließt die bunte Zuschauermasse um das erreichte Ziel. Jedermann sucht dem Preisbetheilten nahe zu kommen, der nun, die Fahne in der Hand, jauchzt und aufspielen läßt. Lob, Tadel, Freude, Zorn äußert sich nun, und in dumpfes Lärmen löst sich die Wirkung der Scene auf. Doch plötzlich knallt ein zweiter Flintenschuß, und der „Towaghräda" oder „Gschboasmocha", oder „Nöstschässa" beginnt nun allein seinen Lauf. Sein Roß läuft mit Anstrengung aller Kräfte etwa zwanzig Schritte, dann steigt der Reiter ab, füttert, und ergötzt einige Zeit die Zuschauer. Wenn er am Ziele anlangt, beginnt er einen heftigen Streit mit dem Preisritter um die Fahne, bis ihm sein Lohn anderer Art zugesagt ist. Unter Musik,

Jauchzen und Lärmen feiert man den Triumphzug nach dem Dorfe. Nach kurzem Tanze reiten die Burschen durch das ganze Dorf unter Musik, sprengen einige male um jeden Bauernhof, während die komische Person mit einem großen Tragkorb am Rücken die Hausfrau bestürmt mit den Worten:

„Bären schot's ossö dur d' Fenzaschä'm,
Kint's ös do hoathearzö blä'm?
Hrädnt ums Hos one Sodl und Woia —
Tadet eng hruia, hats! Keichal und Oia?"

(Bäurin schaut durch die Fensterscheiben,
Könnt ihr da hartherzig bleiben?
Reiten um's Haus ohne Sattel und Zaum —
Geizt ihr mit Kuchen und Eiern? Wohl kaum!)

Die gesammelten Kuchen und Eier speisen die Burschen im Wirthshause. Hierauf beginnt regelmäßiger Sonntagstanz.

Eine lustige Burschennacht.

Eine originelle Seite gewinnt das Volksleben am Böhmerwalde durch die lustigen Streifereien der Burschen Nachts in den Dörfern. Die Montag-, Dienstag-, Donnerstagnächte werden seltener und mit weniger Aufwand der Unterhaltungsgabe von Seite Einzelner gefeiert. Doch wenn auch in solchen Nächten keine bedeutende Versammlung und Unterhaltung der Burschen stattfindet, so wird man gewiß

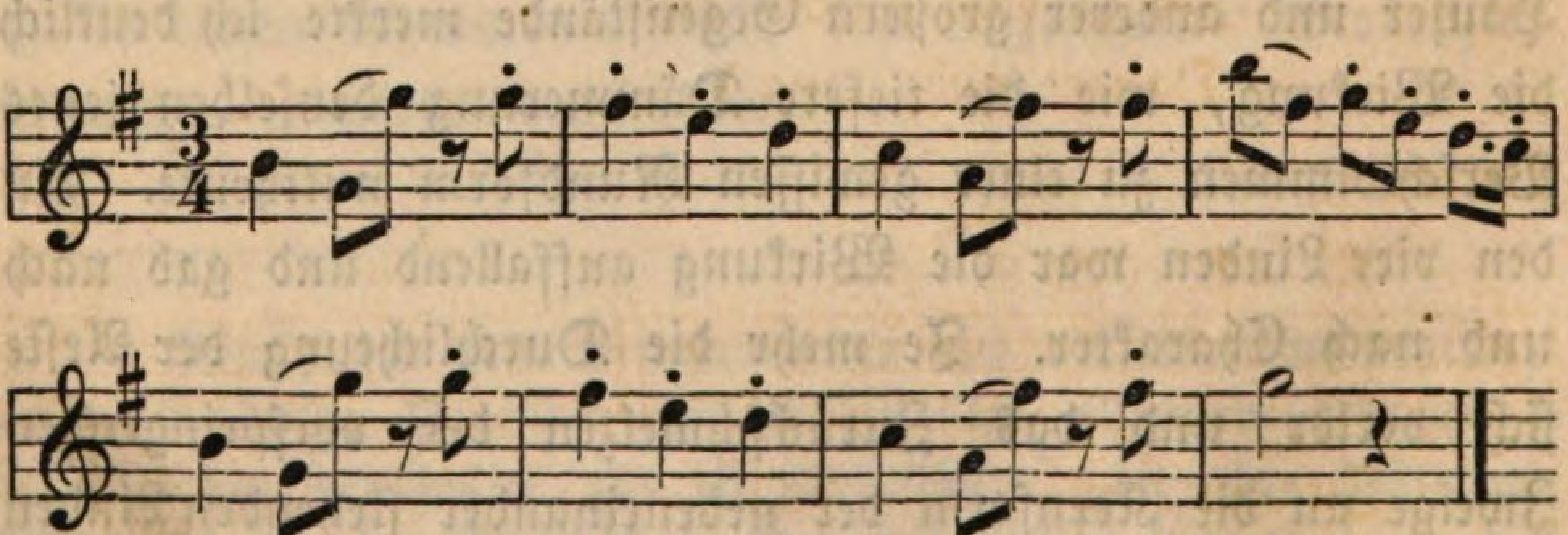
häufig Einzelne jauchzen und singen hören; denn der Weg bis zum Liebchen, der allnächtlich, wenn auch einsam, gewandert wird, muß mit Rosen bestreut werden. Diese Rosen sind Gesang, Jauchzen, Pfeifen einer Melodie mittels der bloßen Lippen oder einer Mundharmonika.*) Freitagnacht, Norma. Die Mittwoch- und Sonnabendnächte sind die herkömmlich festgesetzten, wo man sich zahlreich versammelt, lärmt, jubelt, singt, Possen liebt und treibt, wo man die empfindlichsten Verlegenheiten und ausgelassensten Tollheiten erlebt. Zu diesen beiden letzten darf man auch (aber mit vielen Ausnahmen) die Sonntagnächte rechnen. Diese Eintheilung behält während des längsten Theils des Jahres wenig abweichende Geltung. Am treuesten hält man sich an diese Ordnung im Winter, wo die Strenge der Witterung dem jugendlichen Blute weniger brausenden Uebermuth zuläßt, und zu Zeiten, wo allzustrenge Tagesarbeiten den Körper der Burschen sehr erschöpfen, wie z. B. während der Ernte. Im Frühlinge aber und während des Sommers vor der Ernte, wie nach mehren besonders arbeitfreien Tagen, gilt gar keine allgemeine Regel. Da wird jede Nacht, oft bis zum hereinbrechenden Morgenroth, auf die lustigste Weise durchschwärmt. Aber auch da bleibt jede Freitagnacht eine Ruhenacht. Ich will eine solche lustige Burschennacht, wie ich sie diesen Sommer (1842) als ungesehener Beobachter belauschte, nachfolgend schildern.
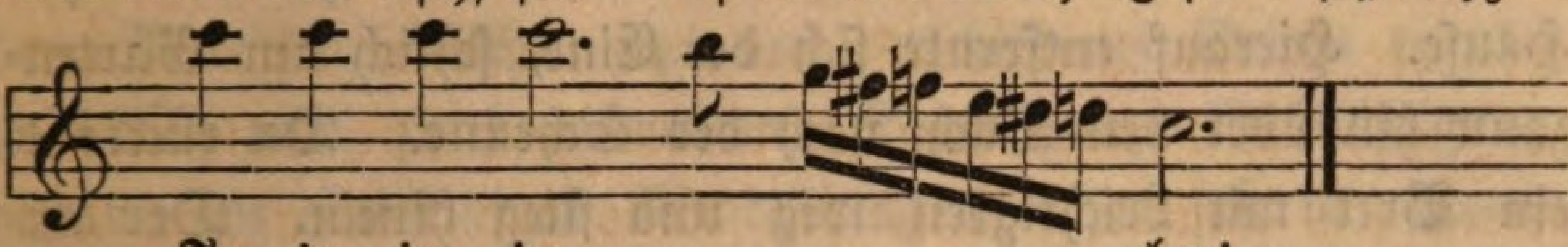
---

*) Sonst, vor dem Bekanntwerden mit den Mundharmoniken, waren in diesen Gegenden die Rohrpfeifen allgemein gebraucht; sie bestanden gewöhnlich aus elf Rohrstücken, die ihre bestimmte Stimmung von der Mitte (dem Orte des tiefsten Tones) gegen die beiden Enden hin hatten. Man besaß die Fertigkeit, jeden Ländler darauf zu spielen.

Es war gerade Sonnabend, die meiste Ernte vorüber. Gleich nach Sonnenuntergang verließ ich das Dorf. In den meisten Häusern nachtmahlte man eben bei Spanbeleuchtung. Indem man aber hier bei Tische aufgeräumt war und scherzte und lachte, kam ich auch manches Haus vorüber, wo man, bereits gesättigt, schon das Nachtgebet begann. Da man fast überall während dieser nothwendigen Abendverrichtungen die Fenster geöffnet läßt, so vermengten sich Scherz und Gebet in meinen Ohren zu einem unverständlichen Gemenge von Lauten. Kaum war ich aus dem Dorfe, und im Versuch, eine leichte Anhöhe zu ersteigen, so begann die Dorfglocke zum Abendgebet zu mahnen. Durch die Dämmerung der stillen Luft schwebten nach und nach die Glockentöne aus allen umliegenden Dörfern um mich zusammen, und verhallten ebenso nach und nach wieder. „Liebliche Abenddämmerung! Holder Klang voll Gottvertrauen! Du Ende aller Dinge!" — und so weiter, was man sich denkt. Ich wollte auf der Anhöhe abwarten, bis mich irgendwo beginnender Gesang oder Jauchzen der Burschen wieder in das Dorf locken würde. Bald war das laute Leben in den Häusern erloschen, die Lichter aufgegangen. Ueber den vier großen Linden um die Kapelle glimmte der unruhig-heitere Abendstern bereits. Beim längern Betrachten aller Bäume, Häuser und anderer größern Gegenstände merkte ich deutlich die Wirkung, wie die tiefere Dämmerung denselben jenes Verschwimmen zu einer gewissen Rundform mittheilte. An den vier Linden war die Wirkung auffallend und gab nach und nach Charakter. Je mehr die Durchlichtung der Aeste sich verlor und das Zurückschmelzen der vorspringenden Zweige an die Kernform der nebeneinander stehenden Linden überhand nahm, bildete sich auch auffallender ein regelmäßiger Mönchskopf heraus. Zwei große Aeste gegen Westen vor-

springend und dann abwärtshängend stellten eine Adlernase vor, wie sie im Verhältnisse zu dem tonsirten Scheitel und der Völle des übrigen Gesichts gerade groß und entsprechend genug sein mußte. Weil die Aeste der Linden von den Stämmen einige Länge herab verdeckten, so schien der Kopf mittels eines kurzen Halsstumpfes auf der Erde zu sitzen. Und auf diese Täuschung sehend, bildete sich meine Einbildungskraft die verhältnißmäßige Körpergestalt nach Breite und Tiefe des umliegenden Bodens dazu — jene Anhöhe die rechte Schulter — Brust und Bauch — — horch! da jauchzten zwei Burschen im Dorfe, und schnell Platz und Gedanken verlassend, eilte ich in das Dorf hinab, den Stimmen der Burschen nach, welche von Westen nach Osten ihren Weg durch das Dorf gingen. Und kaum angelangt, jauchzten die zwei Burschen schon an dem letzten östlichen Hause. Wie ich ihnen ganz nahe kam, ohne bemerkt zu werden, erblickte ich im Lichte des eben aufgehenden Mondes zwei Burschen, welche sich auf dem grasigen Platz vor dem Hause neben einem Haufen Reisig hinstreckten. Der Eine stützte sich auf die linke Hand, fast eine sitzende Haltung annehmend und führte mit der rechten eine lieblich tönende Mundharmonika zwischen den Lippen hin und her, folgende Melodie spielend:



Der andere Bursch, platt auf den Rücken hingestreckt, jauchzte:



Die Harmonika wiederholte die vorige Melodie, dann sangen Beide zu derselben folgende Texte:

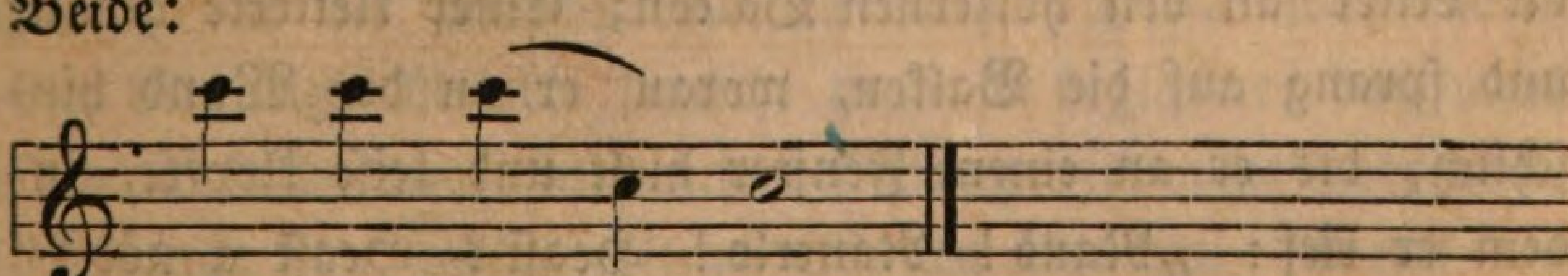
So weng, wos koa Wasserl
Genga Bear kon hrinna,
So weng konö di os man
Hearzal bringa.

(So wenig ein Bächlein
Den Berg hinauf dringt,
So wenig mein Herz Deinem
Bild sich entringt.)

Gi ma koa Schmozerl mea
Af manö Wong;
As is o a folschö Lia,
Doat nöd long.

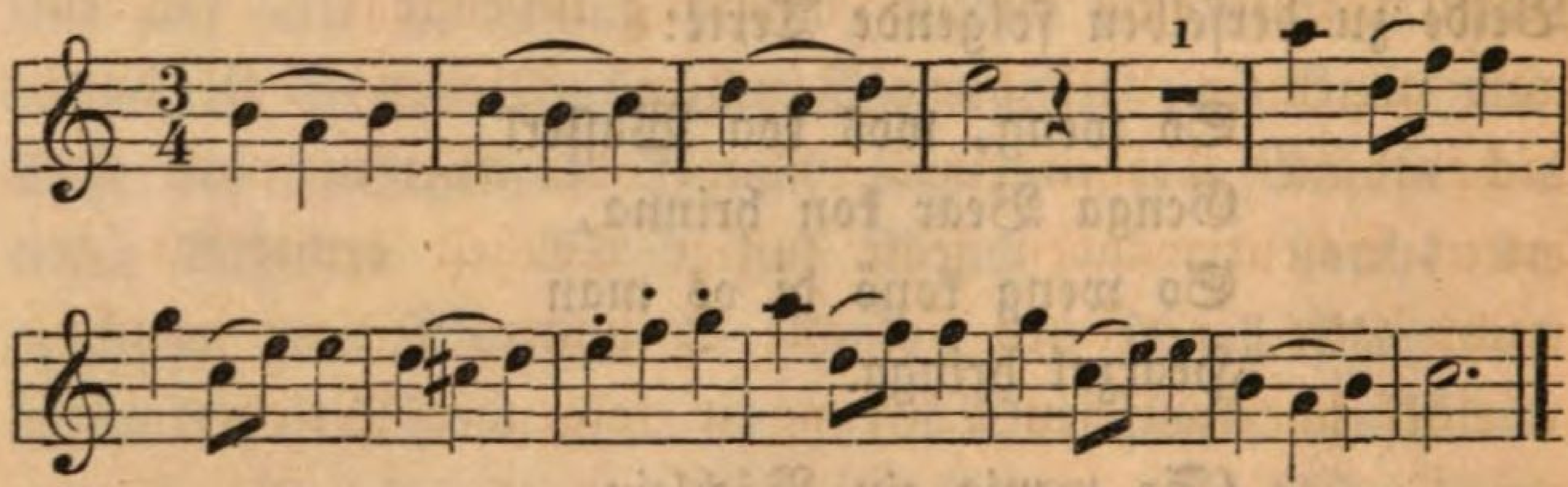
(Gib mir kein Bußerl mehr
Auf meine Wang';
Ist ja eine falsche Lieb',
Dauert nicht lang.)

Beide:



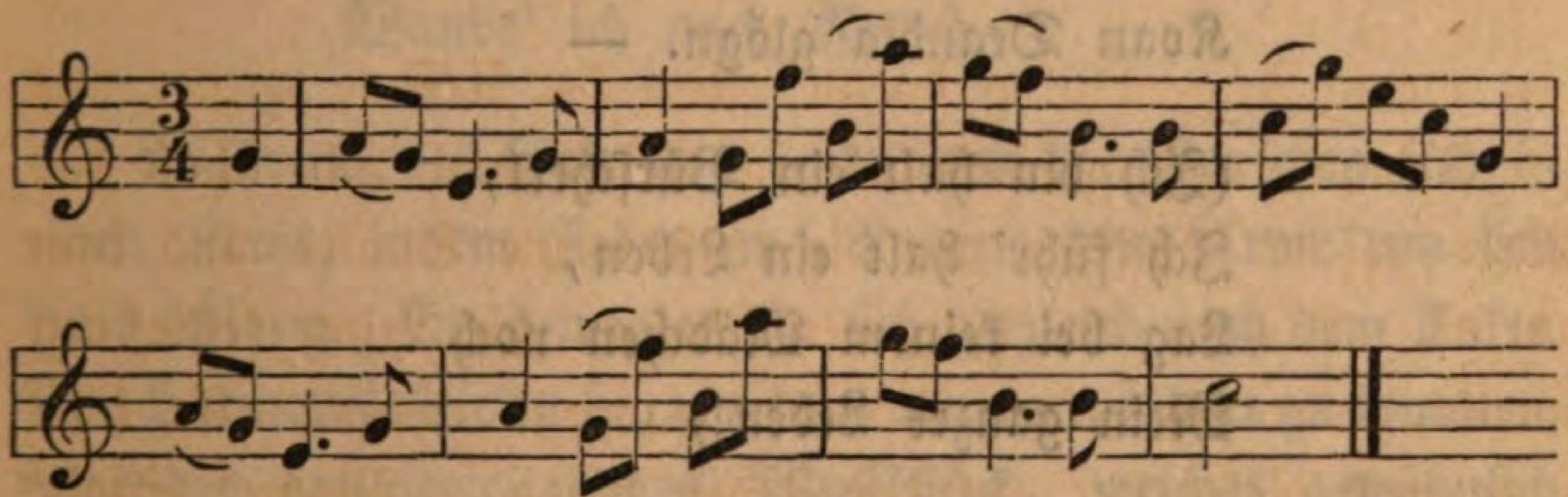
Noch antwortete ihnen keine andere jauchzende Burschenstimme im Dorfe. Sie rückten aber näher zusammen, und indem

sie leise zueinander sprachen, blickten Beide nach dem nahen Hause. Hierauf entfernte sich der Eine, schlich am Gartenzaun hin über den Bach nach der Scheune. Da rückte er ein Bret mit Leichtigkeit weg und stieg hinein. Der andere Bursch blieb liegen, auf der Harmonika bald vorige Melodie wiederholend, bald folgende spielend:



In wenig Augenblicken darauf stieg der Erstere wieder aus der Scheune, zog geräuschlos eine Leiter nach sich, schob das Bret wieder passend vor die entstandene Spalte und kam zurück. Als er am hölzernen Balcon die Leiter festlehnen wollte, hörte er seinen Freund warnend zischen. Er hielt inne und dieser lief auf den Zehen hinzu. „Woart! Stad! Dea Sakara wens'lt wieda r um häd! Is a wieda weia brunstö's Nochtgoid, und ko nöd hraua!" (Warte! Still! Der Sakermenter schleicht wieder herum heute! Ist wieder wie ein Gespenst, ein läufiges, und kann nicht ruhen!) Er meinte den Hausbesitzer, der eben mit einem Licht durch die Kammer ging. Als dieses verschwand, lehnten Beide hastig die Leiter an den hölzernen Balcon; Einer kletterte hinauf und sprang auf die Balken, worauf er an der Wand hinschlich, bis er an einem Fenster hielt und leise klopfte, indem er rief: „Nanö! Nanerlo! Heast? Heast a nöd?" Mehr konnte ich nicht verstehen, denn das Mädchen mußte ihn jetzt gehört haben und leise mit ihm sprechen. Der andere Bursch hatte indeß die Leiter zum Reisighaufen ge-

tragen und neben sich gelegt. So lag er ganz ruhig, ohne dem Jauchzen, welches jetzt von verschiedenen Seiten einzeln zu hören war, zu beantworten. Seine ganze Beschäftigung bestand im einförmigen Niederschlagen neben sich mit einem Stocke. Gegen die Südwestseite des Dorfes schienen sich die jauchzenden Burschen zu sammeln. Fernes Lärmen und Lachen machte bald die Versammlung unleugbar. Nachdem man allgemein bald durch Jauchzen, Pfeifen, bald durch nachgeahmtes Krähen eines Hahnes oder Werfen nach bretternen Scheuerwänden seine lustige Tollheit bemerkbar gemacht hatte, vereinten sich alle Stimmen, seltsam gemischt zu einer harmonischen Wirkung in folgender Melodie:



Krähen, Jauchzen, Schnalzen mit der Zunge folgte darauf im wunderlichsten Chaos. Ich wollte die lärmende Schar in der Nähe beobachten und eilte aus meinem Versteck an der Mühle vorüber bis hinter das nächste Haus bei dem Aufenthaltsplatze der Burschen. Sie standen, ungefähr ihrer Zwölf an Zahl, in einer zwanglosen Gruppe, in ihrer Mitte Einer, der die Mundharmonika blies. Dieser wiederholte eben die obige Melodie, welche man so begleitete, daß man jeden Takt dreimal stark mit der Zunge schnalzte oder eben so oft mit den hohlgehaltenen Händen klatschte. Wenn der Blaser zu Ende war, führte Jeder eine lärmende Narrheit aus, dann sang man zur Melodie mehre Texte, wie:

Da Gucku is g'schäckat,
Hod owal blo Feiß —
Und wei is denn dö himmlischö
Liaschoft so seiß!

(Der Kukuk ist scheckig,
Hat immer blau' Füß' —
Und wie ist doch die himmlische
Liebe so süß!)

I bin hold a Büawal,
I füa hold a Lö'm,
Und i bin no mai Lötta bo
Koan Deandla glögn. —

(Ich bin halt ein Bürscherl,
Ich führ' halt ein Leben,
Lag bei keinem Mädchen noch
Mein ganzes Leben!)

Durt hintn im Wold
Is a Wasserl schei kold —
In a ollaleists Deanal
Foliabt ma sö bold.

(Dort hinten im Wald
Fließt ein Bächlein so kalt —
In ein allerliebsts Mädchen
Verliebt man sich bald.)
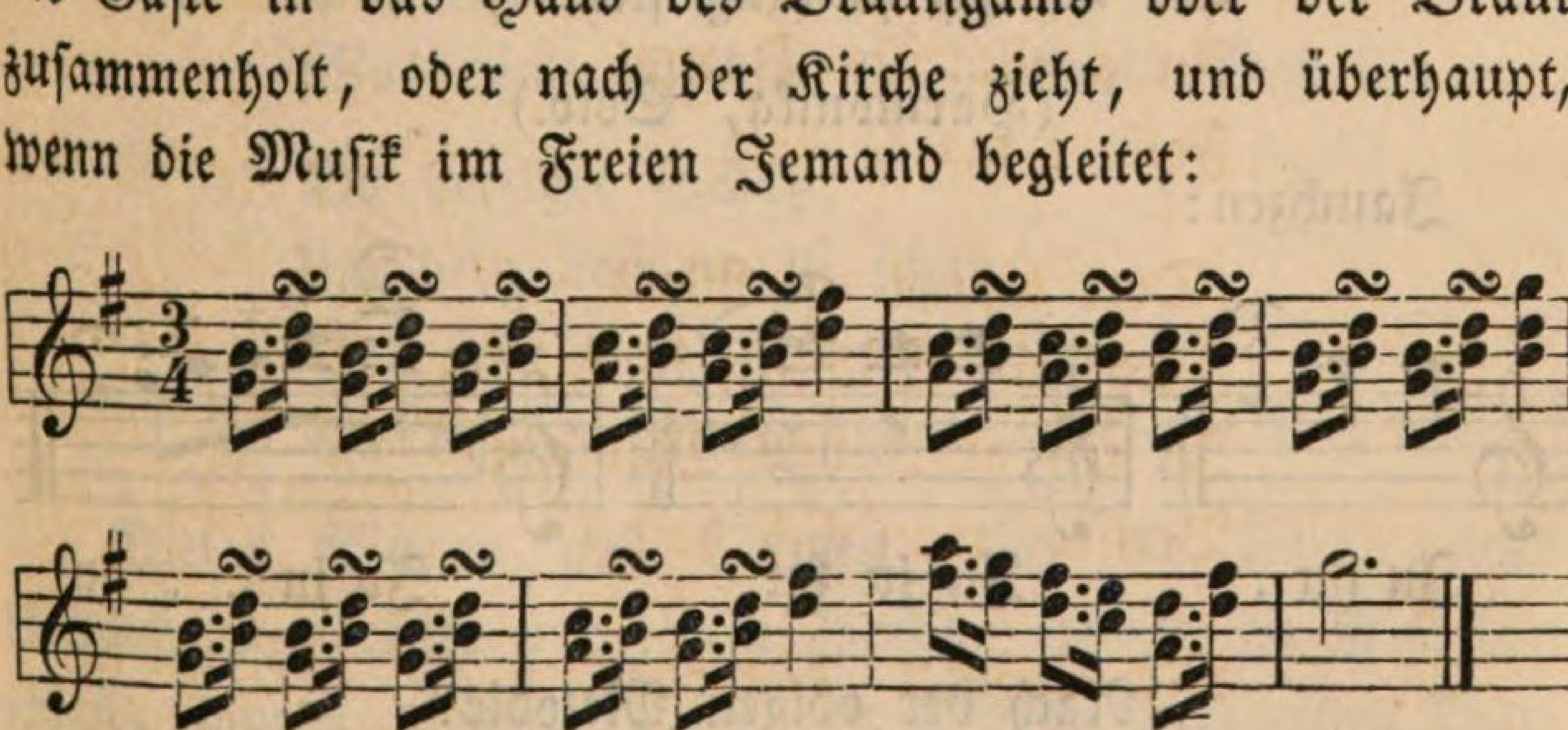
Ma Schozal, dös hod mö
Wei sist nimma gean;
Wea 's Häuserl fokaffa
Und Dasiedla wean.

(Mein'm Schätzlein, dem geh' ich
Wie sonst nimmer ein;
Will 's Häuserl verkaufen,
Und Einsiedler sein.)

I segs scho; i segs scho,
Dös geit ma nöd zom;
Doß i Zwoasiedla wean ko,
Geiwö af Rom!
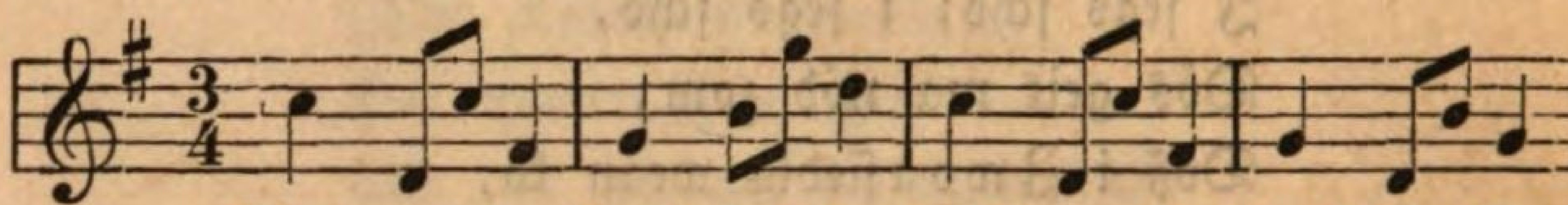
(Ich seh' schon; ich seh' schon,
Ich schwimm' gegen Strom;
Daß ich Zweisiedler werde,
Wandr' ich nach Rom.)

Während des Gesanges verketteten die Burschen sich in einen Kreis, indem Jeder zwei Andern seine Arme um den Hals schlang. So bewegten sie sich zugleich nach dem Takte. Der Harmonikaspieler begann jetzt, um vom Platze zu kommen, folgendes dreivierteltaktiges Musikstück, welches gewöhnlich gespielt wird statt eines Marsches bei Hochzeiten, wenn man die Gäste in das Haus des Bräutigams oder der Braut zusammenholt, oder nach der Kirche zieht, und überhaupt, wenn die Musik im Freien Jemand begleitet:
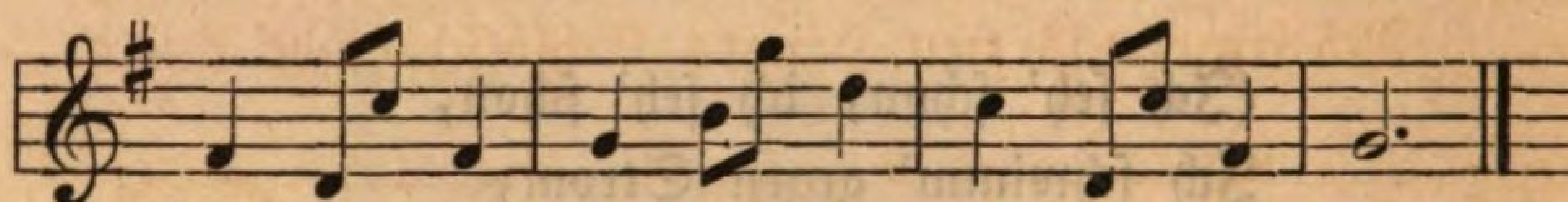


Hinter dem Blaser traten, klatschten, jauchzten die Burschen taktmäßig drein, theils noch zusammenhängend, theils aufge-

löst. Man näherte sich wie durch Verabredung, nachdem man das nächste Haus unbeachtet gelassen, dem zweiten Hause, hielt davor an und Einige riefen: „He, Nonal, schlofst scho? No, schlofst scho?“ (He, Annerl, schläfst schon? Wie, schläfst schon?) Dann sangen Alle folgende Melodien:



Dea = nal du kloas, Host a Geld o = da koas, Host a
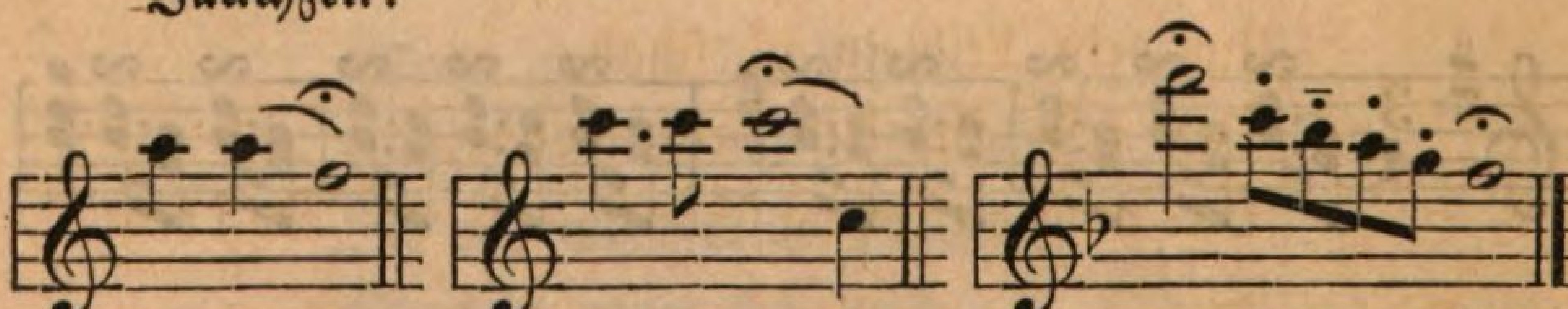


Haus o = da nöd, Laußn kon a dö nöd.

Vom Deanal ir'm Fenzerl
Mau 's woarm ossa gei;
Sist kant o z' Nocht 's Büawal
Nöd so long stei.

(Beim Mädl ihrem Fensterl
Muß's warm heraus geh'n;
Wie könnt' bei der Nacht sonst
Der Bursch so lang steh'n!)

(Harmonika, Solo.)

Jauchzen:
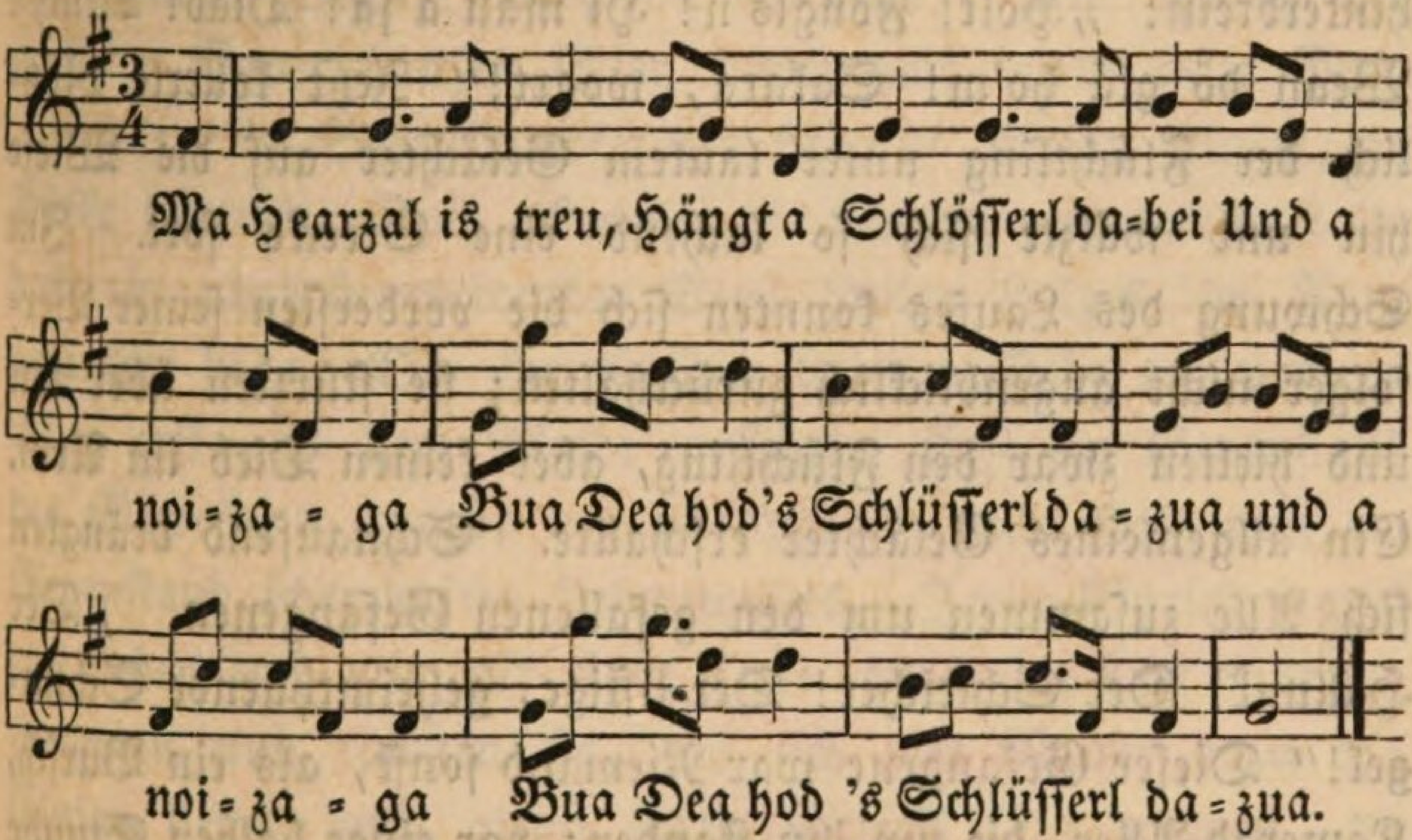


Ju hu . Ju ju hu Ju ju . . hu!

Nach der obigen Melodie:

D' Stean san am Firmament,
Dwahol'm Hos —

Und dea Bursch, dea ma b'stimmt is,
Dea kimt ma nöd os.

(Sterne am Firmament
Steh'n über'm Haus;
Der Bursch, der bestimmt mir ist,
Kommt mir nicht aus.)



Du Hearzaga Schotz,
Um da Leiberl is schod,
Doß koa Hearzal drin is,
Wos rächt africhtö is. — Rep.: Doß koa 2c.

Du herziger Schatz,
Um dein Leiblein ist schad,
Daß kein Herzlein drin wohnt,
Das mich aufrichtig schont. — Rep.: Daß kein 2c.
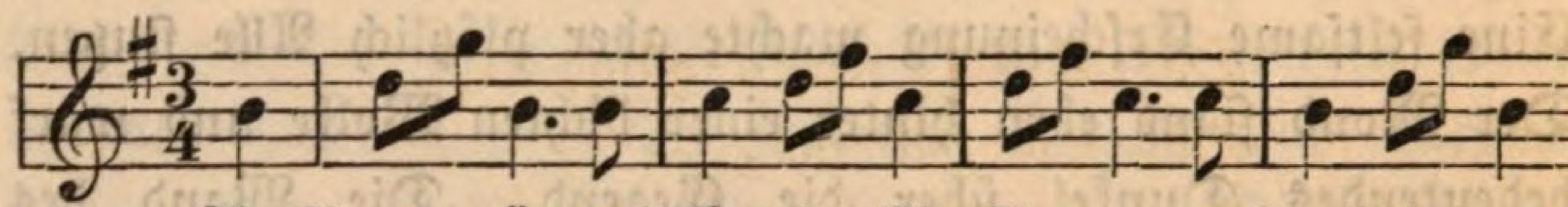
Dieses Singen und Lärmen, das die Stelle eines Ständchens vertritt vor jedem Hause, worin ein Mädchen schläft, wurde plötzlich durch den Mordioschrei eines Burschen unterbrochen, der: „A Diab! *) Sakara, a Diab!"

*) Ein Dieb.
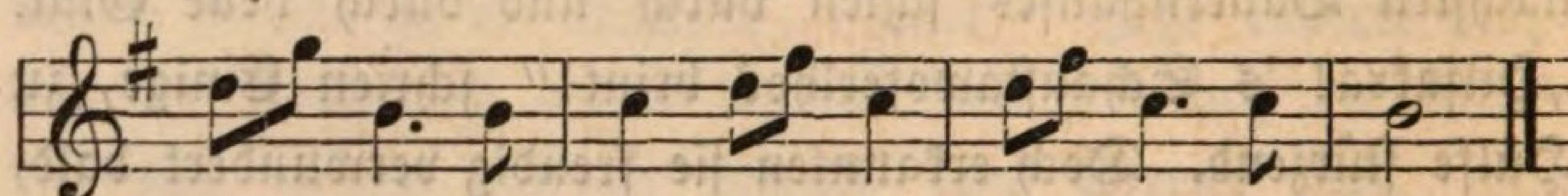
schreiend, einen Knittel vom nahen Holze ergriff und um die Ecke des Hauses fortstürzte. Augenblicklich hatten sich auch alle übrigen Burschen auf diese Weise bewaffnet und sprangen in wilden Sätzen nach, um den Dieb zu fangen. Bald erblickte ich wirklich Jemand von der andern Seite um das Haus fliehen, die Burschen lärmend und keuchend hinterdrein: „Holt! Fongts'n! Hi mau a sa! Diab! Lump! Wean dö glä ho'm! Sakara, woart!“ Jetzt kollerte plötzlich der Flüchtling unter lautem Gelächter auf die Wiese hin und wälzte sich so lachend eine Strecke fort. Im Schwung des Laufes konnten sich die vordersten seiner Verfolger nicht augenblicklich zurückhalten; sie stürzten über ihn und hielten zwar den Flüchtling, aber keinen Dieb im Arm. Ein allgemeines Gelächter erschallte. Schnaufend drängten sich Alle zusammen um den gefallenen Gefangenen. „Der Hallunk! Der Schleicher! Der listige, geheimthuende Schlingel!“ Dieser Gefangene war Niemand sonst, als ein Bursch, Kamerad Aller, die um ihn standen; vor einer halben Stunde schützte er leichtes Unwohlsein, Schläfrigkeit, üble Laune vor, die ihn abhielten, an der nächtlichen Wanderung heute Theil zu nehmen. Deßhalb entfernte er sich, sagte von weitem nochmals „Gute Nacht!“ zurück, ging wirklich und schien damit Ernst zu machen, wovon er sprach, daß er sein Bett suchen wolle. Indeß war nichts weniger als das der Fall, wovon er sprach. Er liebte seit einiger Zeit ein Mädchen im Hause, wo man ihn jetzt ertappte, und wollte damit den Geheimnißvollen spielen. Als die Burschen ihr Ständchen vor dem Hause sangen, hing er ganz mäuschenstill am hölzernen Balcone und wollte eben, als sich Jene zu entfernen schienen, eilig entschlüpfen. Das war der Augenblick, wo man ihn erblickte und verfolgte. Jetzt nahm man ihn lärmend in die Mitte und zwang ihn wie einen Verbrecher die

nächtliche Wanderung mitzumachen. Nun folgte er auch ohne Widerstreben und sang und jubelte trotz dem Fröhlichsten. Eine marschartige Melodie, auf der Mundharmonika gespielt, bewog die lustigen Burschen jubelnd weiter zu eilen. Eine seltsame Erscheinung machte aber plötzlich Alle stutzen. Der Mond stand eben hinter einer dichten Wolke und warf bedeutendes Dunkel über die Gegend. Die Wand des nächsten Bauernhauses schien durch und durch helle Glut. „Hilsakra! 's Schaustawoferlhos brint!“ schrien Einige, zu Hülfe stürzend. Doch erkannten sie freudig verwundert bald, daß ein phosphorescirender Stoß faulen Holzes ihr Auge getäuscht habe. Der Hausbesitzer hatte dasselbe am vorigen Tage erst aus dem Walde geführt. Erst ein Gegenstand des Schreckens, wurde das phosphorescirende Holz nun ein Gegenstand scherzhaften Uebermuthes. Jeder Bursch ergriff ein Scheit und wie mit einer Fackel durch die Luft fahrend, sprangen und tanzten sie, wo sich nur Raum dazu bot. Einige ließen auch gleich ihren Einfall laut werden, die Liebchen ein wenig in Angst zu jagen. Der Eine führte auch seinen Vorsatz sogleich aus. Er stand mit der netten Magd des Hauses vertraut. Wie ein Kater erkletterte er geübt die Höhe eines Bodenloches, in dessen Nähe er das schlafende Liebchen wußte, und rief: „Nonal! Nonalo! Heast?“ nachdem er ein Stück scheinbar glimmenden Holzes auf ihre Bettdecke hineingeworfen hatte. Die Angerufene erwachte: „Jessas! ma Bött brent!“ schrie sie und sprang im Hemde davon. Lachend beschwichtigte sie der Bursch und wollte sie bewegen, ins Bett zurückzukommen; allein der eben wieder hervortretende Mond, dem einige Lücken des Daches Gelegenheit gaben, bedeutende Helle um die Nähe des Bettes zu verbreiten, hinderte das Mädchen an der Rückkehr in das Bett. Es blieb so lange verschämt im Hemde in einen

Winkel gedrückt, bis der Bursch, „Gute Nacht“ sagend, herunterstieg und sich zu den lachenden Kameraden gesellend weiter zog. Gesang gewann nun wieder volles Vorrecht, indem man mit folgender Melodie begann:



An Sprung ü-wa d'Goss'n, An Ju-ga-za draf, Und an



Schnagla foa's Fen-za: „Ma Dea-nal moch af!“

An Sprung üwa d' Goss'n,
An Jugaza draf,
Und an Schnagla foa 's Fenza:
„Ma Deanal moch af!“
(Einen Sprung über'n Weg,
Einen Jauchzen darauf,
Einen Mundschnalz vor's Fenster:
„Mein Mäderl mach' auf!“)
Zwoa r Antla im Wossa,
Zwoa Fischla r im See — —
Dö Liaschoft geit inta,
Geit nimma in d' Höh!
(Zwei Entlein im Wasser,
Zwei Fischlein im See — —
Die Liebschaft geht unter,
Geht nimmer in d' Höh'!)
I bin a Fleischhoka'sknecht,
Und mochs koan Deanla recht,
Weil i glei jedö Kau
Opoka dau!

(Ich bin ein Fleischhauersknecht,
Mach's keinem Mädel recht,
Weil ich gleich jede Kuh
Angreifen thu'.)

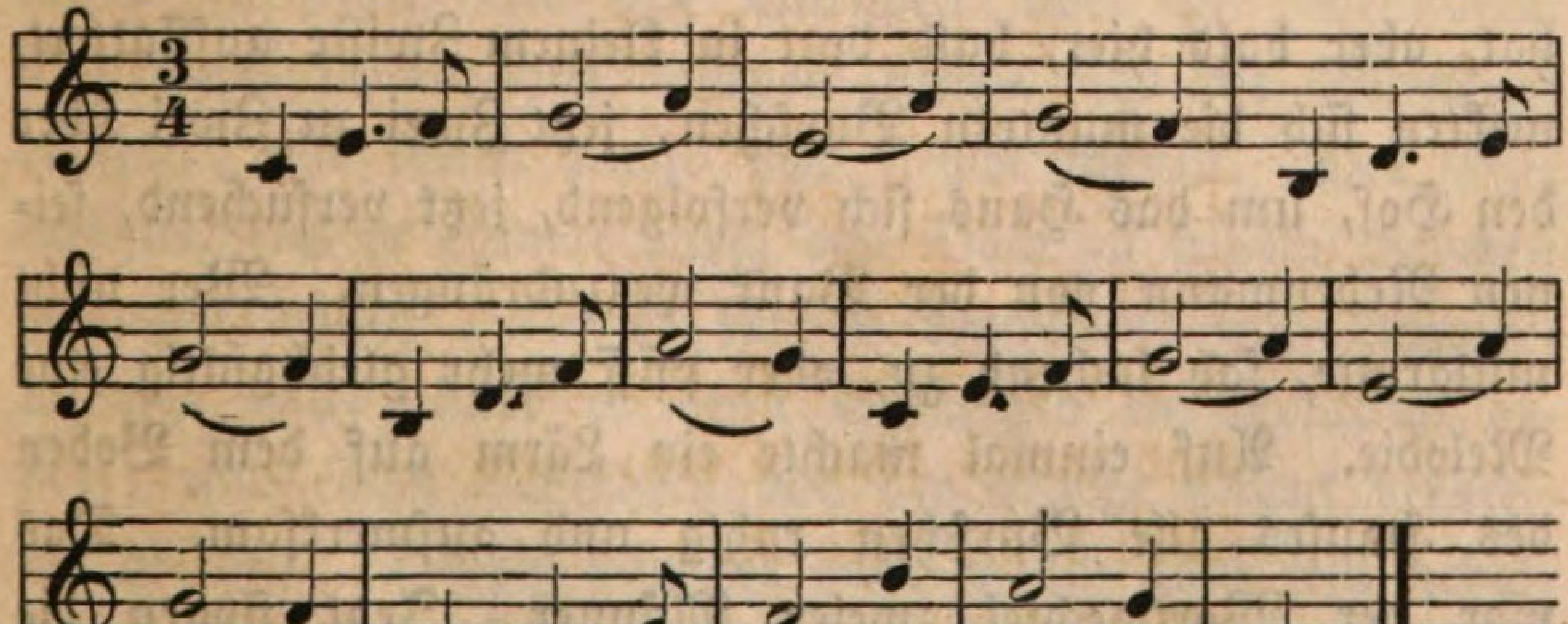
Dös Steigl, wos i gstign bi,
Dös stägö nimma, —
Und dös Deandl, wos ö gliabt ho,
Dös liawö nimma.

(Die Trepp' stieg ich auf und ab —
Ich steig' sie nicht mehr;
Das Mädl, das ich g'liebt hab' —
Ich lieb' es nicht mehr.)
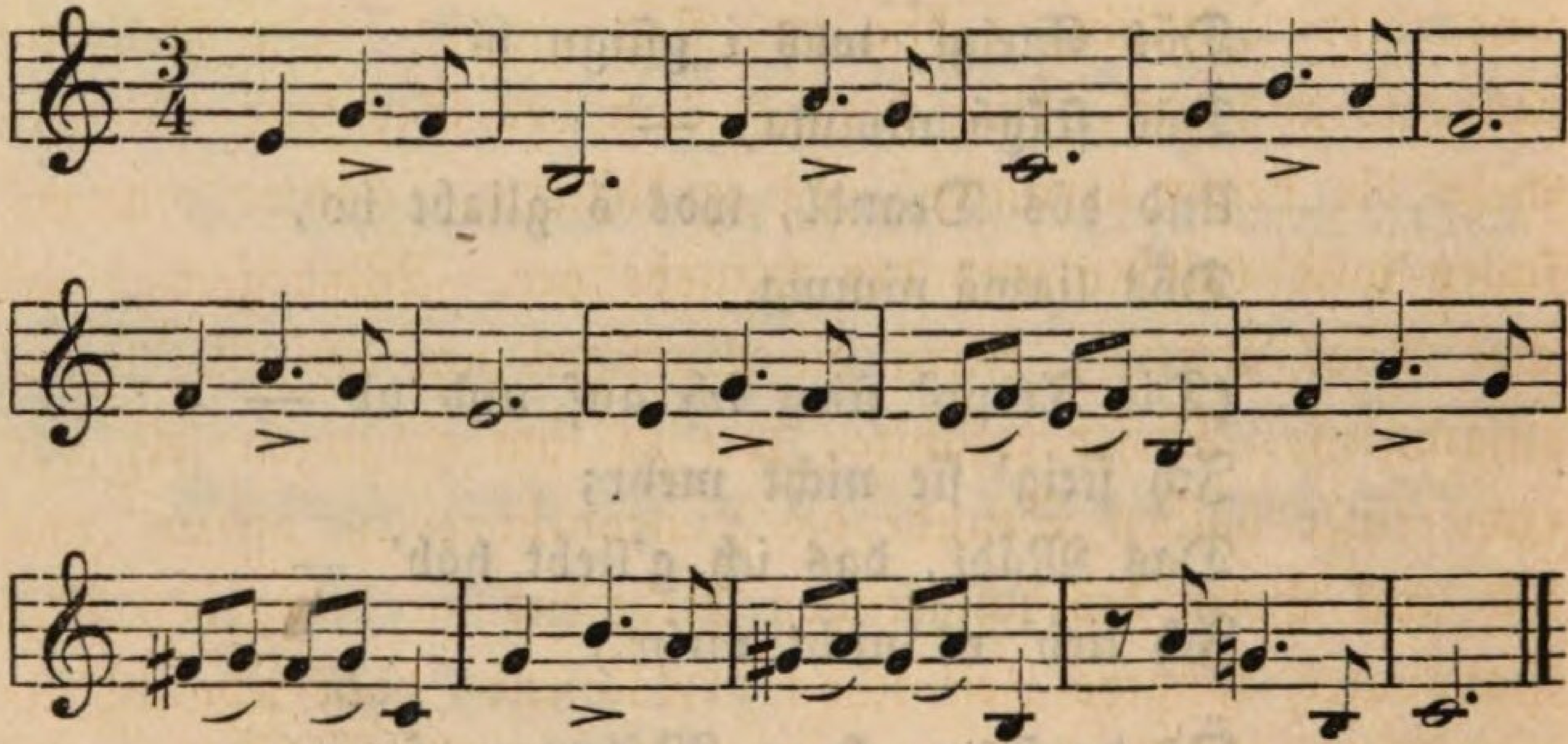
Ös deaftsma koan Wäbrum af
Ma Gro mia sprenga,
Draf wiad o man Beiwla sa
Ogerl hrenga.

(Dürft nicht mit Weihbrunn mein
Grab mir einst segnen,
Drauf wird ja des Liebsten
Sein Aeuglein regnen.)

Ein Theil eines Lanner'schen Walzers überraschte mich jetzt auf der Harmonika.



Er brachte die beste Wirkung unter den Burschen hervor. Man kannte ihn erst seit der letzten musik im Dorfwirthshause, wo man ihn zum ersten male hörte. Dieser rief dem Blasenden sogleich noch einen zweiten ins Gedächtniß:



Man sprang und klatschte taktmäßig dazu. Ein kurzes, heftiges Bombardement mit Steinen auf ein nahes Bauerndach folgte. Da man aber eine verweisende Stimme eines Greises aus dem Fenster des nächsten Hauses vernahm, ergriffen Alle scherzend die Flucht und kamen so bei jenem ersten östlichen Hause an, wo ich die ersten zwei Burschen fand, von denen Einer mittels der Leiter auf den Balcon stieg, der Andere neben dem Reiserhaufen einschlief. Hier setzte man sich rastend auf die Wandbank vor dem Hause (af da Gred). Doch wie eine Schar rastloser Vögel, die sich niedergelassen hat, aber bald hier, bald dort in kleinem Zwiste aufflattert, neckten sich die muntern Burschen, jetzt Zwei zu Zwei über den Hof, um das Haus sich verfolgend, jetzt versuchend, seinen Nebenmann von der Bank wegzudrängen. Wer nicht mitlärmte, sah lachend zu, oder pfiff mehr gleichgültig eine Melodie. Auf einmal machte ein Lärm auf dem Boden des Hauses alle Burschen ruhig und aufmerksam. Das war der Wortwechsel zweier Männer. Jetzt flogen die

Scherben des Bodenfensters klirrend herab und zwischen wilden Donnerworten der Männer tönte eine klagende Weiberstimme. Vom Reisighaufen her stürzte der früher erwähnte Bursch mit der Leiter, setzte diese an den Balcon und rief: „Michl, i bin do, stäg owa!" Die Balconthüre sprang auf, eilig heraus kam der Gerufene und fiel mehr die Leiter herunter, als er kletterte. Hinter ihm erschien wild raisonnirend der Hausbesitzer. Wißbegierig, obwol Alles ahnend, eilten die Burschen um den Geretteten zusammen. Dieser erzählte, wie es ihm gelungen sei, vor etwa einer halben Stunde die Balconthüre zu öffnen und bis zum Bette des schlafenden Liebchens zu dringen. Der Hausvater, längere Zeit schon arwöhnend, habe unglückseliger Weise die Nacht über aufgepaßt und ihn jetzt im höchsten Zorn überrascht. In der folterndsten Verlegenheit habe er dem Hausvater gesagt: „Sats stad, Böda, i bin enga Töd." (Seid ruhig, Vetter, ich bin euer Path';) Aber jener habe wüthend geantwortet: „Töd oda Drög!" (Path' oder Dreck) und ihn an der Brust gefaßt. Nach einigen Augenblicken des Ringens und Schreiens sei es ihm endlich gelungen, sich loszumachen und zu entkommen. Seine größte Sorge blieb nur um das Mädchen. Als sich aber bald der polternde Hausvater wieder stille verhielt, lachte er selbst mit den Burschen über die Geschichte. Bei dieser Gelegenheit wurden mehre ähnliche Abenteuer erzählt, von denen einige hier stehen mögen. Der Eine erzählte, wie er einmal durch das Dach zu seinem Liebchen gelangen wollte. Als er bereits Dachsteine und Schindel beseitigt hatte, habe er beim Einsteigen ein Geräusch gehört, und einen Lichtschein von der Stiege herauf verbreiten gesehen. Stutzig darüber habe er sich ganz still gehalten. Aber seine Lage sei höchst peinlich geworden, theils

weil er, mit den Händen sich an einen Dachbalken haltend, mit dem übrigen Körper auf den Boden hineinhing, theils weil er den alten brummigen Hausvater mit einer Laterne die Bodenstiege heraufkommen sah, um eine Mausfalle zu suchen. Dieser kam den Boden kreuz und quer, in jeden Winkel, endlich auch an den Burschen, ohne ihn aber zu bemerken, bis dessen Füße ihm die Mütze vom Kopf streiften. „Lau eiz — wos wa denn dös?" (Ei — was wäre denn das?) sprach der Alte und blickte auf. Zu diesem Augenblicke wich dem erschrockenen Burschen alle Kraft aus den Händen; diese ließen vom Dachbalken los und der Bursch sprang neben dem Alten herunter, und schlug ihm die Laterne aus den Händen, daß das Licht verlöschte. Der Alte schrie Zeter über Diebe und Mörder, allein bis das aufgelärmte Haus Licht brachte, war der Bursch durch die Bodenthüre entkommen. — Ein Anderer begleitete einmal seinen Freund nach einem weit entlegenen Dorf, wo dieser sein Liebchen hatte. Gegen Mitternacht kamen sie an und der verliebte Freund bat seinen Begleiter, bis er heruntersteigen würde, vor dem Hause Wache zu halten. Dieser streckte sich auf einen Holzstoß hin und schlief ein. Nach einigen Stunden kam der verliebte Freund herunter, und eilte, ganz seinen Begleiter vergessend, davon, zu sehr des Glückes voll, weil ihn das Liebchen erhört hatte. Der Bursch auf dem Holzstoße schlief fort; — es dämmerte; — es kam das Morgenroth; — es ging die Sonne auf; — der Bursch auf dem Holzstoße schlief fort. Endlich kommt das Liebchen seines Freundes, um Holz zu holen. Der Schläfer fühlt sich gerüttelt und hört erwachend die ängstlichen Worte: „Wenzl! Jessas, bist a du no do?" *)

---

*) Um Gotteswillen! bist du auch noch da, Wenzl?

Entsetzt springt der Bursch auf — heller Tag! — Er in schlechten Kleidern! — Es ist Sonntag! — Zwei volle Stunden bis zu seinem Aelternhaus! — Welchen Weg er zurückeilen will, überall durch bekannte Orte, unter den Augen bekannter Menschen! Was war zu thun? Er mußte auf den Heuboden des Hauses, und da den ganzen Tag, heimlich gespeist und getränkt vom Liebchen seines Freundes, in der einsamsten Lage zubringen, bis ihm der einbrechende Abend die Rückkehr gestattete. — Ein Familienvater war seiner Tochter seit längerer Zeit auf der Spur einer Liebschaft. Sie leugnete zwar nicht gerade ihre Liebe, aber den Burschen wollte sie durchaus nicht verrathen, weil sie fürchtete, der Vater dürfte vielleicht dem Burschen wegen zu geringer Wohlhabenheit strenge jede Verbindung mit ihr untersagen. Oefters war es dem Vater schon gelungen, den Burschen Nachts am Balcon zu erblicken, doch entschlüpfte ihm dieser immer, so oft er Anstalt machte, ihn abzufangen. Vor wenig Tagen erst blieb ihm ein entscheidendes Kennzeichen in den Händen, nämlich der Sonntagshut des Burschen, der ihn beim Entspringen verlor. Nach dieser Entdeckung bedachte der gute, nachsichtsvolle Vater den Fall mit aller Milde der Gesinnung, und beschloß, seine Tochter dem Burschen zu geben. Aber einen wunderlichen Einfall wollte er ausgeführt sehen, um doch eine Genugthuung für die Verschwiegenheit der Tochter zu haben. Er ließ am folgenden Morgen das ganze Dorf zusammenkommen und versprach seiner Tochter den Burschen zum Mann, wenn sie auf einer Stange den Hut durch das Dorf tragen und vor Aller Augen dem Burschen überreichen würde. Nach vergeblichen Bitten trug das Mädchen endlich wirklich den Hut zum allgemeinen Ergötzen der Zuschauer durch das Dorf und überreichte ihn dem Geliebten unter Thränen

der Scham und Freude. — Ein Bursch mußte bei seinem ersten, schüchternen Versuche, beim Liebchen zu „fensterln“, folgendes Abenteuer bestehen. Er hatte sich schon längere Zeit her genau umgesehen, wo er am leichtesten und sichersten bis zum Bodenloche klettern könnte, durch das er das Mädchen anreden mußte. Aber diese Anstalten begünstigten sein Unternehmen das erste mal nicht, weil er nicht dazukam, sie zu benutzen. Indem er nämlich in der bestimmten Nacht gerade daran war, zum Bodenloch zu klettern, vernahm er plötzlich ein eigenthümliches Geräusch und die Stimme des etwas ungestümen Hausvaters in der Nähe. Um einen Augenblick unentdeckt zu bleiben, kletterte er wieder eilig herunter, und versteckte sich in den nahen leeren Schweinestall. Allein zu seinem Schreck bemerkte er, daß der kommende Hausvater eben junge Schweine, die er in einem entfernten Dorfe gekauft hatte, nach Hause treibe. Zum Entspringen, ohne sich zu entdecken, war es zu spät, denn schon sprang die Stallthür auf, und die grunzenden Schweine stürmten wild durcheinander hinein. Der Bursch streckte sich der Länge nach in den Futtertrog. Der Hausvater sperrte die Thüre ab und schien sich zu entfernen. Halb aufgerichtet horchte der Bursch den sich entfernenden Fußtritten und glaubte aus dem Stalle zu entkommen, wenn der Hausvater in das Haus sich begeben hätte. Allein dessen Schritte näherten sich plötzlich wieder. Ein Geräusch über seinem Haupte erschreckte den Burschen — und im nämlichen Augenblicke goß ein suppenähnlicher Saufraß seine Fluten über ihn nieder. Schnaubend und blasend, wie Einer, der bis über die Ohren in einen Sumpf gefallen ist, kollerte der Bursch aus dem Futtertrog heraus unter die hungrigen Schweine, die leckend und nagend über ihn herfielen. Aber jedes andern Hülfsmittels beraubt,
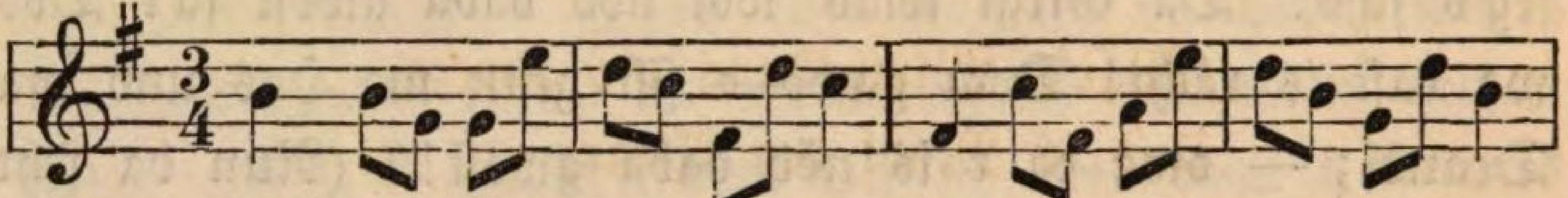
mußte er seinen Ausweg durch die Thüre nehmen, obgleich der Hausvater davor stand. Mächtig erschreckt, wich dieser einige Schritte zurück, als er plötzlich aus dem Schweinstalle einen teig- und wassertriefenden Menschen entspringen sah. Zu spät erholte er sich, den vermeintlichen Dieb zu verfolgen. — Diese und ähnliche Erlebnisse kamen an die Reihe. Als man fortfahren wollte, solche Geschichten zu erzählen, hörte man einen Burschen in der Nähe jauchzen. Sogleich erkannte man ihn und jauchzte ihm entgegen. Der Bursch beeilte sich näher. Seine ersten Worte waren ein Aufruf, ihm zu folgen, wenn man eine komische Scene mit ansehen und hören wolle. Man folgte ihm neugierig. Auf dem Wege erzählte er, wie er seinem künftigen, brummigen, alten Schwiegervater einen kleinen Aerger verursachen wolle, und daß er bereits Anstalten dazu gemacht habe. Der Alte war nämlich ein starrer Ordnungsfreund und etwas geizig. Es war eben Mitternacht, gerade die Stunde, wo er vom Besuch eines alten Nachbars regelmäßig nach Hause ging. Der Bursch hatte ihm auf dem ganzen Wege bis zu seinem Hause Holz gestreut, so daß er immer nach einigen Schritten ein schweres Scheit finden mußte. Den Monolog des Alten zu hören, spannte das höchste Interesse der Burschen. Der Alte kam, die Hände überm Rücken, gedankenlos vor sich hinschreitend und dann und wann ein unverständliches Wort brummend. Jetzt stieß er auf das erste Scheit — „Lau, do liegt a Schädl Holz; wea hod dös wieda foloan? Dö Läd gö'mt hold nöd Ocht! Dös is o! Sö ochtnt ninx — dös is! Sö wissnt nöd, wos homant, wenns a Schädl Holz homant — dös is!" (Ei, da liegt ein kleines Scheit Holz; wer hat das wieder verloren? Die Leute geben nicht Acht! Das ist's ja! Sie achten nichts — das ist's! Sie wissen nicht, was sie haben, wenn sie ein
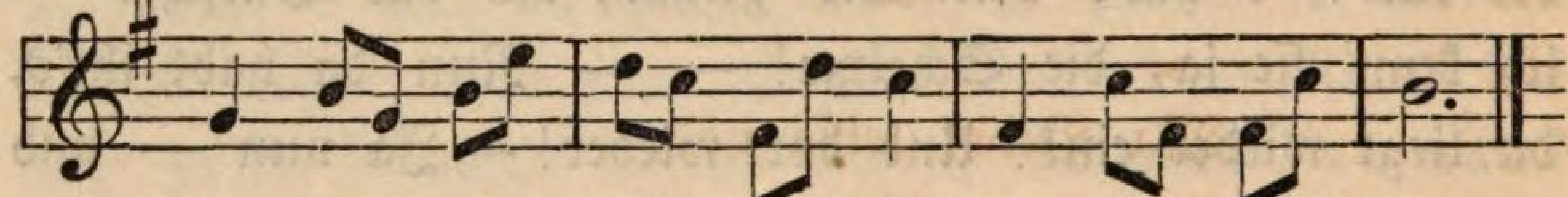
kleines Scheit Holz haben — das ist's!) Er hob das Holz auf, trug es wie ein Kind auf dem Arm und raisonnirte und klagte und richtete gute Lehren an seine einzige Tochter, obgleich sie zu Hause. — — „No lau, do hots ös! Do liegt wieda r oas!" (Nun seht einmal, da haben wir's! Da liegt wieder eins!) Er stand wieder vor einem Scheit Holz. „No, so mächt i doch wiss'n, wos denn d ö s wa? Wei ko ma denn zwoa Schäda foluis'n, und ninx mirka? Do deaft o doch da greißt Stean owafoll'n, so mirkadö dös nöd bössa, wos zwoa Schäda foluis'n! — No, i hös af!" (Nun so möcht ich doch wissen, was denn d a s wäre? Wie kann man denn z w e i Scheite verlieren und nichts merken? Da dürft' doch der größte Stern herunterfallen, so merkt' ich's nicht besser, als zwei Scheite verlieren! — Nun, ich heb's auf!) Er hob's nun auf und setzte seine Lehren an seine Tochter fort, indem er wohl einschärfte, vor Allem Schlendrian, Leichtsinn im Hauswesen. — — „No lau, do hots ös!" (Nun so — da habt ihr's!) Er stand vor dem dritten Scheit. „So mächt i doch wiss'n — dös kannt o ma Holz a sa! No jo, dös wa 's rächt! Wea — no lau, gits denn koa hoalauß Burscha nöd?" (So möcht' ich doch wissen — das könnte ja m e i n Holz auch sein? Ja, da wär' 's Rechte! Wer — ja nun, gibt's denn kein heilloses Burscher nicht?) „Segsta's, Onnamiarl? a so mochtm'as 'n Lädn, wenn ma ninxnutz is! Dö Lumpn!" — (Siehst Du, Annamirl? *) so macht man's den Leuten, wenn man nichtsnutzig ist! Die Lumpen!) — Einige Schritte weiter: „No lau, do hots ös! Sog i's denn nöd? Do liegt scho wieda r oas! 's hots Neamad to, wos dös Burschat — i kenn's o, dö Schliffl'n — — No lau, do

*) Seine Tochter.

hots ös, do liegt wieda r oas, und durt wieda — jo no — und ma Holz is, do frog i goa nimma! Jo derrr — Taifl hots wieda r um ma Hos khod! Jo i seg's scho — i mau ma Tochta häratn lauß'n, sist is koa Hrau — i seg's scho! Da Girgl wiad wol nöd daba gwöst sa? Dös wa east 's rächt! Dem gawö o sist gean ma Hos und ma Deandl; — owa ea r is nöd daba gwöst!" (Nun da seht — da habt ihr's! Sag' ich's nicht? Da liegt schon wieder eins! 's hat's Niemand gethan, als das Burscher — ich kenn' sie ja, die Schelme! — — Nun da habt ihr's, da liegt wieder eins! Und dort wieder! — Ja nun — und mein Holz ist's, da frag' ich gar nicht mehr! Ja der Teufel hatte sie wieder da um mein Haus! Ja, ich seh' schon — ich muß meine Tochter heirathen lassen, sonst ist keine Ruhe — ich seh's schon! Georg (eben der Bräutigam seiner Tochter und Urheber der Posse) wird wol nicht dabei gewesen sein? Das wäre erst 's Rechte! Dem gäbe ich ja sonst wol mein Haus und mein Mädl; — aber er war nicht dabei!) Die Burschen konnten ihr krankhaftes Lachen nicht mehr zurückhalten und kollerten im nahen Garten keuchend auf dem Grase herum. Das Finden und gesteigerte Raisonniren des Alten dauerte fort bis zu seinem Hause, und als er das Holz auf den Stoß vor dem Hause gelegt hatte, und einen der Burschen jauchzen hörte, drehte er sich um und rief: „Ho nös nöd gsogt — lau durt gurzt scho oana ra!" (Sagt' ich's nicht? — Dort jauchzt auch wirklich Einer!) — Nachdem sich die Burschen genug belustigt hatten, wurde Einer nach dem Andern schweigsam. Schlaf überwältigte sie und sie blieben schlafend im Grase des Gartens liegen. Nach Verlauf von einer Stunde erwachten sie wieder, die Mundharmonika machte sie aufgeräumt, aber die wenigsten schienen Lust zu zeigen zum fer-
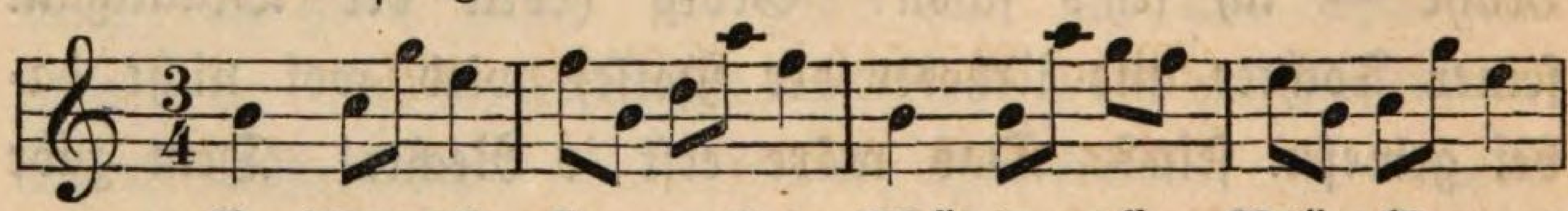
nern gemeinschaftlichen Herumstreifen, sondern die meisten sagten: „Guatö Nocht, Bauma!" (Gute Nacht, Burschen!) und zerstreuten sich hierhin und dorthin. Einer jauchzte, der Andere sang:
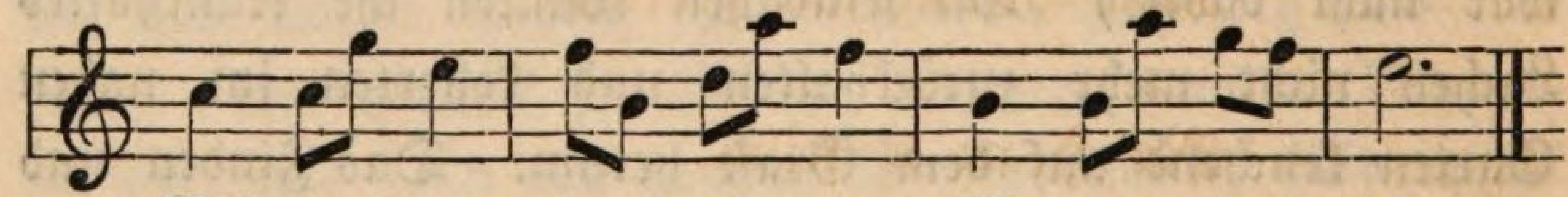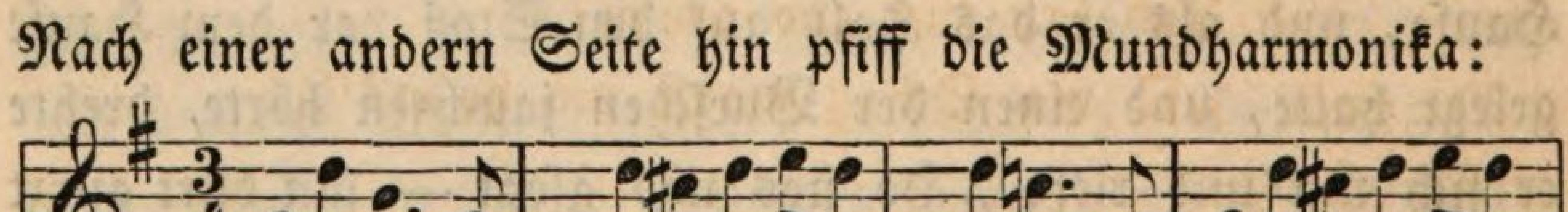




„Aft Nocht!"
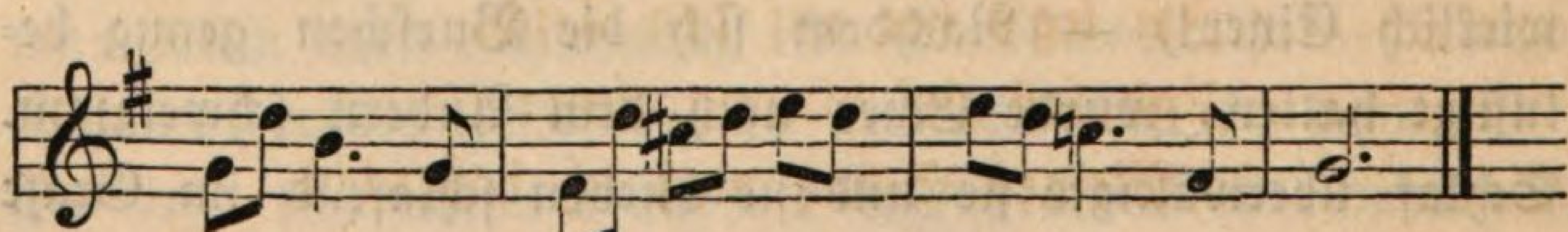
Ein Anderer sang:





Nach einer andern Seite hin pfiff die Mundharmonika:





Und diese Melodie erfassend sang ein Bursch folgende Texte dazu:

Wenn 's Wirthshos d' Kircha wa,
's Deandl da r Oltor,
Und so mächtö a Pfoara sa
Rächt gean zwoa Jor.

(Wär's Wirthshaus die Kirche,
Und 's Mädl der Altar,
So möchte ich Pfarrer sein
Gerne zwei Jahr.)

Ma Beiwl leißö nöd,
Leiwa ma Lö'm;
Und so deaftma ma Voda
Koa Häratsguat gö'm.

(Mein Bürschlein ließ' ich nicht,
Lieber mein Leben;
Und so dürft' mir mein Vater
Kein Heirathsgut geben.)

Ma Hearz is frisch,
I lögs ossa r am Tisch,
Und lau tuif enö gro'm:
„O ma Schatz mogst mö ho'm?"

(Mein Herzlein ist frisch,
Ich leg's her auf den Tisch,
Und laß tief hineingraben:
„Meinen Schatz muß ich haben!")

Hierauf wurde es allseitig ganz still. Einige suchten ihr Bett, die meisten gingen erst „fensterln" oder „af's Schrä".

Nach einer halben Stunde meldete sich hier und dort noch Einer, pfeifend oder jauchzend und begab sich vom Liebchen weg nach Hause.

Ein Ernteſcherz.

(D' Howagoas.*)

Die Auftritte des letzten Erntetages sind nicht selten sehr ergötzlich. Es darf sich nur treffen, daß zwei Hausbesitzer noch gleichviel Getreide einzuführen haben, so kann ein Gefecht um das Leben nicht mit größerer Anstrengung geführt werden, als der Kampf um die Ehre, nicht der Letzte geblieben zu sein. Jeder zahlt Arbeiter, so viele er auftreiben kann, leihet Wagen, Gespann und befeuert durch Bier, Versprechungen, Scherz u. dgl. Alles um sich. Die Wagen unter ihren Ladungen knarren und fliegen; die Garben werden ohne Ordnung auf die Tenne der Scheuer geworfen, um sofort eine neue Fahrt beginnen zu können. Die letzte Fuhre, welche die beiden wetteifernden Hauswirthe nach Hause führen, gleicht einem römischen Wettrennerwagen in der Laufbahn. Das ganze Dorf wird Zuschauer. Alles jauchzt, treibt an, ermuthigt, lacht. Weh! Da liegt oft der Wagen des Einen umgestürzt und der Hoffnung beraubt, Sieger zu werden, während der Andere nun jubelnd und gemächlich, von seinen Arbeitern

*) Howagoas (zusammengesetzt aus Howan = Hafer, und Goas = Ziege, Geis), weil Hafer immer das letzt einzuführende Getreide ist.

umringt, im Triumphe nach Hause zieht. — Der besiegte Hausbesitzer muß sich eine Posse gefallen lassen, welche ihm die Burschen zufügen. In der folgenden Nacht nämlich schleppen diese so viel Stroh zusammen, als sie bekommen können, besteigen in Stille des Bauers flaches Hausdach und setzen da eine ungeheuere Strohfigur zusammen in Gestalt einer Ziege, die von einem Ende des Daches zum andern reicht. Auf die Ziege setzen sie einen kolossalen Strohmann, repräsentiren sollend den Hausherrn, in der einen Hand eine Geißel, in der andern einen Knittel haltend. Wenn die Statue völlig aufgestellt ist, bleibt ein Bursch als Wache auf dem Dache zurück, während die andern gegen Tagesanbruch die Dorfbewohner wecken mit der Worten des Spottgedichts:

Af! Af! Segt's — d' Howagoas steit!
Wia homa dö gonz Nocht uis gmeit,
Und goarwat, und kicha und g'füllt,
'n Vät'n af's To affö d' Howagoas gstillt. —
Gschwing af eiz, und schots eng's Wunadia r o,
Sist gogt eng's da Vät, foas To wiad dafo! —

(Auf! Auf! Seht — es steht die Hafergeis!
Wir haben die ganze Nacht uns geplagt in Schweiß,
Gethan, gekichert und ausgefüllt,
Die Geis dem Veiten auf's Dach gestellt. —
Schnell auf jetzt, und auf das Wunderthier geschaut!
Sonst jagt euch's der Veit davon, eh' der Tag graut.)

Da strömt nun vor Tagesanbruch das Dorf zusammen, umringt lachend und lärmend das Haus, mit dem Wunderthier auf dem Kopfe, und verläßt es nicht, bis der Hausherr zum allgemeinen Ergötzen mit seinen Knechten die

Zerstörung der Ziege beginnt und deren Reiter vernichtet, unter Zuruf der Menge:

Wea nöd affteit und oarwat und gogt,
Dea wiad, mirk da's, mit da Howagoas plogt!
(Wer nicht aufsteht und strebet und jagt,
Der wird, merk' Dir's, mit der Hafergeis 'plagt!)

Der Carneval.

(Da Foschen.)

Ergötzliche Scenen veranlaßt der Fasching in einem deutschen Dorfe. Jedermann erlaubt sich einen unschädlichen Scherz und ist gewiß, daß er nicht misverstanden und übel aufgenommen wird. — Ein junger Dorfbursch nimmt einen Geiger, durchzieht mit Musik das Dorf, durchstöbert Stuben und Stübchen, alle uralten Mütterlein, die gesund und noch heiter sind, hervorholen, die ihm auch lachend und scherzend folgen, unter großem Zulauf des Volks. Hat er sie beisammen, so beginnt er allerlei Streiche auszuführen. — Ich sah einst zu, wie ein solcher Bursch im tiefen Schnee eine Bahn kehrte und die Mütterlein aufföderte, ihm zu folgen. Das thaten sie auch. Plötzlich hielt er inne und begann mit einem Mütterlein im Schnee einen Tanz; allein wie groß war ihr Schrecken, als sie unter ihren Füßen Glatteis fühlte, und sich dem muthwilligen Burschen nicht entwehren konnte, der absichtlich lustige Sprünge machte. Seinem Beispiele folgten alle übrigen herumstehenden Burschen, und es begann unter großem Gelächter der Zuschauer

der Tanz des vorigen Jahrhunderts mit dem jüngsten allgemein zu werden. Für die erlittene Angst wurden hierauf die Mütterlein durch eine gute Schmauserei entschädigt. — Abends sitzt oft eine Familie ruhig im Gespräch in der warmen Stube um einen Tisch, da beginnt es plötzlich draußen zu klirren und poltern, und ein scheußliches Gesicht schaut zum Fenster herein; drauf daneben noch eins, ein drittes, und in kurzem ist das Fenster über und unter dem ersten voll Fratzen. Die Kinder flüchten in einen Winkel, während ein Gepolter an der Hausthüre Einlaß begehrt und Musik erschallt. Ein Maskenzug tritt ein. Um aber eine Anschauung solcher Verkappungen zu geben, will ich eine männliche und eine weibliche Maske beschreiben. Erstere hat eine ungeheuere, aus Stroh geflochtene Bischofshaube, oder einen Kopfpolter mit Sturmband auf dem Kopfe, und um das Kinn befestigt. Statt der Larve beschmiert man sich das Gesicht mit Eierweiß, und bläst dann mit hineingehaltenem Antlitz in einen Mehlkasten, so daß ein Mehlteig dasselbe überzieht und unkenntlich macht. Dazu nimmt er ein Hemd über die gewöhnliche Kleidung. — Die Weibermaske hat einen ungeheuern Kittel aus Flachswerg, aus demselben Stoffe eine Brust von erstaunlichem Umfang, und aus Stricken eine Lockenperrücke. Eine weibliche Maske wird immer durch einen großen Dorfburschen vorgestellt. Beginnt ein Tanz, so wählt sich dieser die kleinste Männermaske, der mit seinem Kopfe unter ihrem Busen wie unter einem weitvorspringenden Felsenhange steht. Die lächerliche Composition eines solchen Paares wird dadurch erhöht, daß die Tänzerin ihren Tänzer unter der Brust an beiden Ohren faßt. Man pflegt auch manche lächerliche Gewohnheiten in Tracht und Geberden alter Männer und Weiber nachzuäffen, und gerade da, wo die Verspotteten gegenwärtig sind. Diese

lachen dann am meisten selbst über ihren Doppelgänger. — Großen Spaß verursacht ein Maskenzug um oder nach Mitternacht. An einer Hausthüre wird leise geklopft, und eine Stimme fleht um Einlaß. Der arglose Bauer eilt im Hemde, den vermeintlichen Wanderer einzulassen. Wie er aber die Thüre öffnet, erblickt er einen Schwarm Masken, und es fällt auf ihn der Lichtschein vieler Laternen. Der geschämige Mann will der Beleuchtung entgehen, fühlt sich aber schon ergriffen, und muß in der Stube einen Tanz in seinem einfachsten Costume mitmachen. Indem hat sein Weib den Lärm richtig erklärt, und schaut kichernd und verlegen durch die etwas geöffnete Kammerthüre zu, wie ihr behemdeter Gespons zu den entsetzlichsten Sprüngen veranlaßt ist. Um aber kein Aergerniß zu geben, darf nie ein Kind zugegen und der maskirte Bursch nicht unter 18 Jahre alt sein. Gewöhnlich führen eine solche Scene nur Männer aus, um einen brummigen Phlegmatiker zum Tanz zu bringen. Allein wenn ihm dieser auch eine Tortur ist, so fühlt er sich durch den zugefügten Streich doch nicht beleidigt.

Es herrscht während des Faschings lebhaft die Sucht, irgend eine Ueberraschung, einen Scherz, einen kleinen Schrecken in oder außer dem eigenen Hause zu veranstalten, daher auch der Vater vor dem Sohne, der Knecht vor seinem Herrn, kurz Niemand vor einem Andern behutsam genug sein kann. — Einst traf ich eine Familie sammt Knecht und Mägden beim Abendessen. Man war arglos und aufgeräumt. Die erste Magd, welche den neben ihr aufgesteckten Span, daß er hell und ohne Rauch brenne, bald zu heben, zu senken oder umzuwenden, und in die unterstellte Wasserwanne abzuräuspern hatte, löschte durch scheinbares Ungeschick plötzlich das Licht aus, indem sie den Span ganz aus

der Klemme in die Wanne hinabstieß. Sie ging in die Küche, um aus dem Ofen Licht zu holen; beim Hereinkommen hielt sie die Hand vor das Licht, so daß Schatten auf die Stelle fiel, wo die Knechte saßen, und als sie an den Tisch kam, entfernte sie plötzlich die Hand vom Lichte. Mit einem Schrei stoben Weiber und Kinder vom Tische weg — denn eine entsetzliche Maske saß zwischen den Knechten. Die Männer blieben ruhig und aßen von der guten Mehlspeise, die man eben vorgesetzt hatte, in Gesellschaft der Maske fort, ohne diese bemerken zu scheinen, während diese jeden Versuch der Weiber, dem Tische zu nahen, durch Auffahren und Grimassen vereitelte, und Geschrei und Gelächter nicht wenig vermehrte. In der Maske aber stak der junge Nachbarsohn, dem man die gute Mehlspeise angerühmt hatte, welche für den Abend auf den Tisch kommen sollte. Durch Neckereien, von dem Genusse ausgeschlossen zu sein, im Stillen veranlaßt, verabredete er mit den Knechten und der lichtbesorgenden Magd heimlich das Einverständniß, huschte vor dem Nachtessen ungesehen in die Stube und unter den Speisetisch, nur das Auslöschen des Lichtes erwartend, um hervorzutauchen und gleich einem Gespenst unerwartet zwischen den Knechten dazusitzen.

Der Argwohn, der zur Faschingszeit überall eine Posse sucht, ist oft selbst an einem lächerlichen Auftritte schuld. Tritt zum Beispiel ein Bettler in die Stube, so besieht ihn die Bäuerin mit bedächtig prüfenden Augen, zögert mit der Gabe (denn es könnte der schelmische Nachbar sein), und umgeht ihn mit der Miene des Zweifels und Glaubens, indem sie verlegen lächelt, nicht gerne sich täuschen ließe, und gern doch, wenn es ein wirklicher Bettler wäre, die Gabe nicht versagte. — „Maiz! — — Maiz! Globt's i kenn' eng nöd? Dau no wög 'n Haud — bist's scho, den i moi!

Mö denn nöd? Ahm! Mö denn nöd? A Stickal Broud kost o ho'm! — Jekassl! Du kantst ma gstoll'n wean! Eiz gei bol! No, wos is denn? Do hot's a Broud — dös hod da Gschboas foteit." — (Seht! — Seht! Glaubt ihr, ich kenn' euch nicht? Thu' nur weg den Hut — bist schon, den ich meine! — Warum denn nicht? Hm! Warum denn nicht! Ein kleines Stück Brot kannst ja haben! — Ei! Du könnt'st mir gestohlen werden! Jetzt geh' bald! Nun, was ist's auch? Da habt ihr Brot — das hat der Spaß verdient.)

Der Bettler starrt die Redende an, und weiß keine Erklärung für solche Ansprache, als daß die Bäuerin eine Närrin sei. Kichernd aber haben ihr die andern Hausbewohner zugehört, und stürmen endlich unter lautem Gelächter herbei. Viel theilt folgendes Volksgedicht über den Carneval in wenig Zeilen mit:

Wea kant sö im Foschen dakenna?
Au! d' Mona und Bauma san Noarn!
Segt's durtn an Maschkara hrenna?
Und heat's ös dz Nocht pauß'n und schoarn?
Durt springant's foa d' Tia hi und kearnt,
Durt hupfant's vol Zris um und mearnt,
Durt segtma dur d' Fenzaschä'm hröka
A Loarfagfris, dös uis möcht schröka —
Ui! Hosna r und Kidln, dem Taifl z'schlächt,
San doch füar an Maschkra no rächt.

(Wer könnt' sich im Fasching auskennen?
Seht! Männer und Burschen sind Narrn!
Seht ihr jene Maske dort rennen?
Und hört sie Nachts pochen und scharrn?
Vor Thüren hinspringend schreien sie Zeter,

Ganz Lumpen und Fetzen erregen sie Wetter,
Dort sieht man durch Fenster sich strecken
Eine Larvenfratze, die uns möcht' schrecken —
Ah! Hosen und Kittel, dem Teufel zu schlecht,
Sind doch einer Maske noch recht!)

An den Faschingsfeiertagen ist ordentlicher Tanz, bisweilen von Masken unterbrochen. Oft geschieht es selbst, daß mehre maskirte Burschen auf einem Pferde in die Wirthsstube reiten gleich den sieben Haimonskindern, und die Mädchen von einem Stubenwinkel in den andern jagen. Am Faschingdienstage gebührt den Mädchen die Oberhand. Sie wählen selbst ihre Tänzer und zahlen Musik und Getränk. Ihre Geldsteuer wird folgendermaßen erpreßt. Man stellt einen Sessel inmitten der Tanzstube, darauf einen Teller. Jeder Bursch ergreift eine Tänzerin und tanzt um den Stuhl, bleibt dann vor demselben mit ihr stehen und fodert Geld. Der erste Aufruf wird ohne Weigern befolgt; allein der Bursch drängt wiederholt und so stürmend, bis er bei reichern Mädchen oft zwei Gulden C.-M. herausgelockt hat. Wenn das Geld gesammelt ist, wird davon die Musik gezahlt, Getränke gekauft (mehr Branntwein als Bier) und jeder Gegenwärtige damit bewirthet.

Ueberdies findet man in einzelnen Ortschaften auch noch besondere und verschiedene Bräuche, z. B. daß am Faschingdienstage jedes Liebchen irgend ein gutes Mehlgebäck („a Waserl" — oder „an mir'n Zaltn" — „Flöckn" — „Keichal" o. a. dgl.) in Bereitschaft halten muß, um damit den Liebsten, der sie zum Biere führt, daselbst zu beschenken.

So bleibt wol im Allgemeinen der Geist der Faschingsunterhaltungen überall und jährlich derselbe, und nur im Einzelnen trifft man nach Verschiedenheit der heitern

Einfälle verschiedene Scenen der Unterhaltung während des Landcarnevals am Böhmerwalde.

Das Kirchweihfest.

(Da Kirda.)

Das beliebteste Fest im Jahre ist das Kirchweihfest. Drei Nachmittage und Nächte nacheinander wird getanzt; Jedermann muß da, wenn nicht ganz, doch größtentheils neu gekleidet sein; die Küche versorgt den Tisch mit verschwenderischer Fülle; überall lärmt Freude und ländliches Glück. Wie zu den Pfingstfeiertagen Kuchen (Keichal), zu Ostern gefärbte Eier (hraudö Oia) an der Ordnung sind, so bäckt man zur Kirchweih sogenannte „Flöck'n" d. i. Brote, die an Umfang einem großen Teller gleichen, an Dicke nicht 1½ Zoll überschreiten und auf der Oberfläche mit Lebzelten, Mandeln, Weinbeeren rc. bedeckt sind. Ueber den Kirda sprechen sich folgende Verse eines Volksgedichts am genügendsten aus:

„Heargotl! Wei is am Kirda so schei,
Wiad 'n gonzn To gössn, gurzt und gsunga,
Deaf ma drä Ta zon Spielladn gei,
Is zo koan Schloffa r und Darbatn zwunga,
Is eng an Neidn sa Gwonta r east nui,
Glonznt eng d' Stroßn — o jekkaßl ui! —
Doß du foa Stroßn koan Haud nöd sagst,
Standst a foan Haud durt'n znagst.
Kirda, r o Kirda! Wei homa dö gean,
Wei weama no dia so troarö wean!

'S Gwonta wiad zrissn sa, d' Flöckn san nimma,
Heatma wei long koan Spielmo mea stimma. —

(Herrgottlein! Wie ist die Kirchweih' so schön,
Wird den ganzen Tag 'gessen, g'jauchzt und gesungen,
Darf man drei Tag' zu den Spielleuten geh'n,
Ist nicht zu Schlaf und zur Arbeit gezwungen,
Sind eines Jeden Kleider erst neu,
Glänzen die Sträuße — o jemine ei!
Daß man vor Strauß den Hut nicht sehen kann,
Stündest Du auch dem Hut zunächst an.
Kirchweih, o Kirchweih! Wie lieben wir dich,
Bist du vorüber, wie betrübt man sich!
'S Kleid wird zerrissen sein, d' „Flöckn" sind hin,
Kommt's Stimmen wie lang keinem Spielmann in Sinn!)

Jeder Bursch bekommt von seinem Liebchen einen Rosmarinstrauß, dessen Zweige mit Flittergold, silbernem Zitterdraht, kleinen Täubchen ꝛc. geschmückt sind. Der Strauß wird quer um die Rundung des Hutes herumbefestigt. Die drei Festtage hindurch prangt der Bursch damit auf dem Kirchengange und bei der Musik. Am Kirchweihmontage haben die Männer in der Tanzstube vor den Burschen die Oberhand, und führen das große Wort. Am Dienstage wird der etwas barbarische Hahnenschlag gehalten. Es ist nämlich Sitte, an diesem Tage durch das Dorf mit Musik zu ziehen, in jedem Bauernhofe einzukehren, ein wenig da zu tanzen, und hierauf von der Wirthin mit Bier und den erwähnten „Flöckn" tractirt zu werden. Zu dem Ende hat jede Hausfrau auf dem großen Ecktische einige solche „Flöckn" in gleiche Stücke geschnitten, die bestimmt sind zum augenblicklichen Genuß. Außerdem aber sammelt ein Bursch noch eifrig in einen Tragkorb. Besitzt nun ein Haus einen schö-

nen, fetten Hahn, so wird dieser während der Flöcknvertheilung heimlich eingefangen, und, nach geendigter Runde durch das Dorf, an einer langen Schnur am Fuße befestigt, und das entgegengesetzte Ende der Schnur an einen Baum oder sonstigen unbeweglichen Gegenstand gebunden. Man verbindet einem Burschen nach dem andern die Augen, gibt ihm einen Dreschflegel (a Drischl) in die Hand, worauf er an der Schnur mit den Füßen fortfühlt, bis er dem Schreien des hin- und herflatternden Hahns und der Kürze der Schnur nach schließt, wie er mit Einem Schlage den Hahn tödten könne. Der Bursch, dem der Hahn erlag, hat dann bei der Verspeisung des gekochten Hahns und der „Flöckn" den Vorsitz. Die Musikanten sind dazu geladen.

Nächtliches Arbeitsfest.

Mägden wird außer dem Geldlohne das Ertragniß eines bestimmten Stückes Feld an Flachs zugewiesen. Saat und Pflege besorgt der betreffende Hausvater. Kommt aber die Zeit, wo der Flachs aus dem Boden zu raufen ('s Floxraffa), vom Samen zu befreien ('s Floxriff'ln), zur nöthigen Dörrung auf ein Stoppelfeld oder eine Wiese auszubreiten ('s Floxbroit'n), einzudörren im Ofen und dann zu brechen ist ('s Dirrn und 's Brächa), so bleibt die Verrichtung dieser Geschäfte ganz den Mägden überlassen. Dazu reicht aber die Tageszeit nicht aus, welche der Hausherr ganz in Anspruch nehmen muß. Dieser Uebelstand, nach den schwersten Tagesanstrengungen auch die Nacht hindurch ohne Ruhe und Rast arbeiten zu müssen, wird aber durch eine erhei-

ternde Sitte nicht nur gehoben, sondern zu einem jedesmaligen Feste. Die Magd, welche eine Nacht für die genannten Arbeiten benutzen will, ladet alle andern Mägde des Dorfes zur Hülfe ein; diesem Rufe folgen nicht nur diese, sondern auch alle Töchter der Hausbesitzer. Sobald diese Mädchenschar das Feld erreicht hat und an das Geschäft geschritten ist, beginnen sie im vollen Chore Gesang. Dieser ist kaum angestimmt, so lassen sich erst einzeln, bald von allen Seiten des Dorfes her jauchzende und singende Burschen hören. Sie versammeln und bewaffnen sich und ziehen zum Felde als Bedeckungscorps der Mädchen hinaus. Daselbst aber ist es Keinem erlaubt, das Feld zu betreten. Daher lagern sich die Burschen am Rain vor das Feld, zünden Wachfeuer an und singen nach hrer Art Kriegslieder, denen die Mädchen schäkernde erwiedern.

Burschengesang.

Sakra, wea tad sö dro,
Rüarat uis d' Deandla r o?
Dös wa koa kloana Gschboas —
Dem wearat hoas!!

Mädchen.

Hrennats wol oll daso,
Kam no da bluadö Mo!
Dös wa da rächtö Gschboas —
Wearat eng hoas?

Burschen.

Kennt ma ruis Leidla r af,
Mochma Soldot'n-Straf;
As deaf uns koa frema Bua
Zon Deandl'n dazua.

Mädchen.

Kaments no, wa scho recht!
Schmozatma, tadma recht!
Doß eng fodruiß'n meid,
Brenna wei's Leid.

Aehnliche Lieder werden neckend fortgesetzt. In Zwischenpausen des Gesanges erzählt ein Bursch eine schauervolle Gespenster- oder Teufelsgeschichte laut, daß man sie allgemein hören kann; je greller, um so lieber. Geschichte und Nacht wirken tüchtig auf die Nerven, und das absichtliche, seltsame Pfeifen, Knurren, Quitschen, Murren und Keuchen der Burschen während der Erzählung, die dazu Gelegenheit hinlänglich darbietet, würzt die abenteuerliche Sagenspeise. Bei den schauerlichsten Stellen, wo von den Wachfeuern jede erhellende Flamme unterdrückt und das Gräßlichste aufgeboten wird, ist es eine sehr erleichternde Wohlthat für die Mädchen, ohrzerreißend aufzuschreien. Hierauf verjagt der erste Scherz wieder elektrisch rasch alle Angst, und wenn Burschen und Mädchen einige Zeit aus der Entfernung zu- und durcheinander conversirt haben, erheitert wieder Gesang.

Ist der Flachs aus dem Boden, so wird ein Wagen geholt. Mittels Laternen bindet man Garben, welche die Mädchen bis zum Rain tragen und den Burschen zuwerfen können, ohne ihnen ganz nahe zu kommen. Ist aufgeladen, so leitet ein Bursch den Wagen fort, die Mädchen umringen ihn singend und in einiger Entfernung folgen die jubelnden Burschen. Zu Hause wird in eine Scheune der Flachs abgeladen, aber nur von den Burschen, während die Mädchen ruhend sich um die Scheune lagern, wie wachhabende Amazonen, und den Burschen die nun für sie beginnende Arbeit des Abstreifens des Flachssamens mittels Ei-

senkämmen angenehm machen durch Gesang. Die folgende Nacht kommen wol alle Mädchen wieder, aber es darf nur Ein erwählter Bursch erscheinen, um den Flachs hinauszuführen auf das Stoppelfeld oder die Wiese, wo dieser ausgebreitet wird. Beim spätern Brechen des Flachses erscheinen wieder alle Mädchen und alle Burschen, letztere in einem Umkreis um die erstern sich lagernd. — So hat die Sitte für Unterhaltung, Sittlichkeit und Erleichterung der Mühen und Plagen gesorgt.

Der Drescherschmaus.

('s Osdröschats.)

Am Tage, wo man mit dem Dreschen des Getreides zu Ende kommt, feiert man einen großen Schmaus. Sind die letzten Garben auf die Tenne gelegt und gehörig leer gedroschen, so stürzen die Drescher aus der Scheuer nach einem etwa hundert Schritte entfernt liegenden Bret, worauf sie taktmäßig wie auf Stroh mit ihren Dreschflegeln schlagen. Auf ein Zeichen eilen Alle, nachdem Jeder seinen regelmäßigen Schlag noch geführt hat, zurück in die Scheuer, unter Schreien und Lachen, binden in aller Eile das letzte auf der Tenne liegende Stroh zu Garben, und wer der Unbeholfenste und Letzte ist mit Zustandebringung seiner Aufgabe, der muß den ganzen folgenden Tag und während des festlichen Abends die Zielscheibe alles Scherzes sein. Spottnamen regnen über ihn her. Indeß siedet und brät die Hausfrau beinahe den ganzen Tag, und soviel sich aus Mehlkasten, Schmalztiegel, Rahm, Milch, Obst, Käse,

Geflügel — kurz aus ländlicher Hauswirthschaft herausformen läßt für eine reichliche Tafel, wird und muß bei dieser Gelegenheit erscheinen. Mit einbrechender Nacht beginnt der Schmaus und die Freude streift fast an Ausgelassenheit, wenn noch dazu reichlich gutes Bier herumgereicht wird. Die Hausfrau schickt wohlangefüllte Teller den Freunden und Nachbarn ins Haus. Die Jugend des Dorfes kommt aber „af's Ofaschüßlhröka". Plötzlich rückt nämlich ein Teller oder eine Pfanne von außen auf das Fenster und eine Hand zieht sich zurück. „A Gost! A Gost!" rufen die Schmausenden im Zimmer. Das Geschirr wird hereingenommen, mit Speisen gefüllt und wieder hinausgestellt. Die Hand kommt sachte wieder und holt die Gabe weg. Will sich der Empfänger kennen lassen, so springt er herum vor dem Fenster unter freudigem Ausruf:

„Tira! Tira! Jucheissa! Tiradö!
Ho Keichal, Nudl — owa koan Hradö.
Da Hoistöffl=Girgl is eng donkbala gsinnt,
Ea r ißt, doß eam da Soft vom Mol owahrinnt.
(Tira! Tira! Jucheissa! Tirade!
Hab' Kuchen, Nudl — doch keinen Rettig.
Hanssteffen=Görg *) ist euch dankbar gesinnt,
Und ißt, daß vom Mund ihm das Fett hinabrinnt!)

Hat ein Bursch kein Geschirr bei sich, so stellt er gewöhnlich nur seine kleine lederne Wirbelmütze auf das Fenster. Wird die Mütze erkannt und der Eigenthümer taugt für einen Spaß, so gießt ihm die Hauswirthin zuerst Zwetschkenröster in die Mütze, legt darauf erst Liwanzen, Kuchen, Semmelschnitten u. dgl. — Einen Spaßvogel, dem diese

*) Hier nennt Jeder seinen eigenen Namen.

Posse bei solcher Gelegenheit geschah, hörte ich einmal folgendes Selbstgespräch führen. Er hatte sich mit seiner speiseschweren Ledermütze in den nahen Garten geflüchtet, um ungestört essen zu können. „Himml is dös a 'n Ößn!" begann er, „dea Keichal — jekkaßl, wei guat! Kant mö dadroßln dron! Jessas! a Hrivanzö a daba! — Wei gschmolzn dea wieda r is! — Au — a Semmlschnidl! — Holt! Sakra! Sakara! Wos kimt denn do füra Matsch?"*) — Dabei ließ er die Mütze fallen, denn er hatte in den Zwetschkenröster gegriffen.

* * *

Aehnliche Festabende feiert man nach Beendigung der Ernte, und wenn man mit dem Brechen des Flachses zu Ende kam; letzteres heißt: „Da r olt Mo."

Hirtenbrauch.

Einige Tage vor dem 1. Mai macht der Dorfhirt die Runde in allen Bauernhöfen, mit einer Feile versehen, und fromm gerüstet mit erbaulichen Kraftgebeten. Er wird in jedem Hause mit einer Art Hochachtung diesmal empfangen und bewirthet, worauf er an sein Geschäft geht, welches ihn herführte. Er verlangt den Stall und die Rinder zu sehen. Der Hauseigenthümer öffnet und der Hirt betritt

*) „Himmel, ist das ein Essen!" begann er, „dieser Kuchen — ach, wie gut! Könnt mich ersticken damit! Jesus! Liwanzen auch dabei! — Wie schmalzig der wieder ist! — Sieh da! einen Semmelschnitt! — Halt! Teufel! Alle Teufel! Was kommt denn drunter für ein Matsch?"

mit entblößtem Kopf die Schwelle, wo er stehen bleibt und die frommen Grußworte spricht:

„Pfeits Got! dö Kalwla, Öxla, Hrößla ollö,
Dö Haißla, Schaffla, weis do san,
Wenn Äbba schodn wollt, strof den Lollö,
Mia wiss'n o, doß d' Läd gean nädö han.“
(B'hüt' Gott! die Kälber, Oechslein, Rößlein alle,
Die Füllen, Schäflein, wie sie da sind,
Wenn Jemand schaden wollt', o straf' den Lümmel,
Wir wissen ja, daß die Leut' gern neidisch sind.)

Hierauf nimmt er die Feile, stumpft damit die während des Winters sehr scharf gewordenen Hornspitzen der Rinder und untersucht als praktischer Thierarzt die Gesundheit jedes Einzelnen. Nach dieser Operation wird Weihwasser durch die Räume des Stalles gesprengt. Indeß haben sich Zuschauer und Zuhörer vor dem Hause gesammelt, die begierig den Augenblick erwarten, bis der Hausvater seine Herde Stück für Stück heraus- und vorführt, um die Anwesenden über seine Zucht während des Winters urtheilen zu lassen. Der Gegenstand kommt unter den Versammelten mit großer Lebhaftigkeit zur Sprache.

Am 1. Mai gibt es schon um die Zeit des Sonnenaufgangs lärmende Bewegung in dem Dorfe. Jeder Hausvater läßt seine Herde vor das Haus treiben, damit sie die erste Freude der Befreiung von Ketten austoben könne. Das Läuten der Halsglocken und „Hrolln“*) erfüllt die Luft, vermengt mit lustigem Blöken der Rinder und Meckern der Schafe und dem Zuruf der aufsichtführenden Dorfbewohner.

*) Blecherne Kugeln mit zwei kleinen Rundöffnungen, worin sich einige runde Steine befinden, die bei jeder Erschütterung durch Hin- und Herrollen ein Getöse erregen.

Von diesen führt Jeder eine „geweihte Ruthe" in der Hand, die aus einer Birkengerte besteht, welche gegen das Ende mit einem Strauß aus am Palmsonntage geweihten Palmzweigen, wilden Staudenfrüchten (Hoawuzl ꝛc.) und Blumen geschmückt ist. Der Glaube schreibt diesen „heiligen Ruthen" eine wunderbare, schiedsrichterliche Kraft zur Trennung des kämpfenden Hornviehes zu. Auch soll der Schlag mit solcher Ruthe das ganze Jahr ein Hausthier vor tödtlicher Verwundung schützen.

Um 6 Uhr früh findet sich der Hirt des Dorfes vor dem letzten Hause ein. Sein erstes Ankündigungszeichen sind drei Stöße in ein langes Rohr aus Baumrinden. Auf dieses Zeichen ertönt allseitig der Ruf: „In Gotts Nom, da Heita träbt os!" (In Gottes Namen, der Hirt treibt aus!) Jetzt werden die Schafe dem dahertreibenden jungen Hirten zugejagt. Kaum hat dieser mit der Schafherde das Dorf verlassen, so knallt von demselben Platze, wo früher die Rohrtöne klangen, ein kurzer, aber starker Patschntusch. Nun beginnt ein Treiben, ein Wehren und Trennen, Geschrei von Menschen und Brüllen der kämpfenden Rinder. Hier muß ein wüthender Stier gebändigt, dort zwei bereits im Kampf begriffene Kühe getrennt und hier wieder der Ausbruch eines Kampfes verhindert werden. Die wildbewegte Herde wird bunt durchkreuzt von den friedestiftenden Dorfbewohnern und die heiligen Ruthen durchfechten rauschend die Luft. Erst nach und nach verlieren sich die Dorfbewohner aus der Herde und überlassen die fernere Wache dem Hirten. Ein Schauspiel fesselt nun die Gegenwärtigen. Unter der Herde befinden sich zwei gewaltige Gemeindestiere (Bummln), welche jährlich abwechselnd zwei andere Hausbesitzer zu nähren verpflichtet sind. Die zwei Stiere werden jetzt zum Zweikampf gereizt. Er ist oft anhaltend

und blutig. Den Sieger nennt man den König der Herde. Der Zweikampf wiederholt sich an demselben und folgenden Tage noch häufig. Der Eigenthümer des Siegers thut sich in seiner Freude nicht wenig zu Gute.

's Christkindlodät'n.

Am Vorabend der Christnacht belebt man die Phantasie der Kinder mit einem lieben, frommen Bilde vom Christuskindlein und dessen Wirken. Man sagt, es komme da alljährlich mit den ersten Dämmerungen der heiligen Nacht Christus als verklärtes Kindlein durch die Luft, sitzend in einem kleinen, goldenen Wagen, gezogen von zwei weißen muthigen Pferdlein. Fromme Sonntagskinder oder auch vorzüglich begnadigte und gute seien so glücklich, die Erscheinung zu sehen. Die Milde des kleinen verklärten Christus soll unbeschreiblich sein. Die Pferdlein, über jede Vorstellung edel gebaut, sollen verständig sein wie Menschen und so lieblich miteinander plaudern während ihres Trabes durch die Luft, daß man lange darnach, wenn man so glücklich war, sie reden zu hören, die schönste Musik vor irdischer Rauheit nicht anhören kann. Die Zähne der Pferdlein beschreibt man wie vom schönsten Elfenbein geformt. Das wunderbare Gebiß sei aus dem feinsten Gold, die Zügel zwei Sonnenstrahlen, die Hufe mit Kronengold beschlagen, deren Auftreten, wie das Bewegen der Wagenräder harmonisch klingend die dadurch geweihten Lufttheilchen zermalme. Im Wagen befände sich (in jenen Gegenden vorkommendes, wachsendes oder kaufbares) Obst: Aepfel, Birnen, Nüsse,

Feigen, Mandeln, Rosinen u. s. w. nebst dem besten, bekannten Gebäck. Diese den Dorfkindern unschätzbaren Sachen seien für gute Kinder als Geschenke in kommender Christmitternacht bestimmt, wo Himmel und Erde des Jesuskindleins Geburtsandenken feiern. Aber auch Ruthen, Erbsen, Schwarzbrot u. s. w. enthalte der Wagen für unfolgsame, schlimme Kinder. Und so komme denn der kindliche Heiland schon in den ersten Dämmerungen der heiligen Nacht, um sich anzukündigen bei guten und schlimmen Kindern. Deshalb muß um diese Stunden Alles ruhig und andächtig sein im Hause, wo möglich versammelt in der Stube; die Kinder aber, gekleidet wie am wichtigsten Festtage, müssen ihre Gebete, so viel sie auswendig wissen, laut hersagen, kniend, wenn sie erwachsener, auf dem Aelternschoße sitzend, wenn sie noch klein und zart sind.

Bei der Annäherung des Christkindleins, belehrt man die gläubigen Kleinen, entfliehen alle bösen Dinge aus dem Hause, in welchem Winkel oder Gegenstande sie verborgen sein mögen; daher, wenn Alles still und andächtig horcht, man Tische und Kästen leise schnalzen, das Licht knistern hört und wanken sieht, als ob ein Luftzug die ausgestoßenen bösen Geister durch alle Oeffnungen und Spalten des Hauses wehe; die Fenster laufen leicht an, und ein wunderbares Summen, Rauschen, Singen und Klingen werde Begnadigten hörbar, das sich so lange verstärkt, bis es Alle hören können, wo es endlich zum Ton einer kleinen Glocke geworden sei. Dieser Schall deute an, das Christkindlein steige aus dem goldenen Wagen, lasse die Pferdlein rasten und wolle den Kindern andeuten, welche Geschenke es die Nacht austheilen werde. Diesem frommen Märchen zu Liebe kaufen die Mütter Geschenke, welche sie sorgfältig vor den Augen der Kinder verbergen, beauftragen Jemand, der in der

Familie nicht leicht vermißt wird, daß er im Augenblicke, wo das Christkindlein sich melden soll, vor der Stubenthüre mit einem Glöcklein zwei bis drei mal klingle, dann die Thüre so weit öffne, daß er mit einer Hand, die mit Goldpapier überklebt ist, die bestimmten Geschenke hineinwerfen könne. Wie das Glöcklein vor der Stubenthüre zu klingeln beginnt, fangen die Kinder an, so laut als möglich zu beten.

Die vermeinte Nähe des Christkindleins regt eine Art heiliger Begeisterung in den Kindern an, vermengt mit der Begierde, die goldene Hand zu sehen und die Geschenke aufzufangen. Nun erscheint dann einige male die goldene Hand, und wirft Fluten von Geschenken herein, wornach die losgelassenen Kinder mit dem Jubelruf des Entzückens stürzen und nach Möglichkeit viel zu erhaschen suchen. Wehe aber, wenn eine kleine Ruthe, oder Erbsen, oder ein Stücklein Brot mithereinfliegt.

Entsetzt und weinend weichen die Kinder zurück. Mit dem Einen oder Andern muß das Christkindlein nicht zufrieden sein, und wird also, wenn es um Mitternacht zurückkommt, dem Gemeinten eine Ruthe, Erbsen und Brot in den Geschenkteller legen. Die Ruthe bedeutet, daß das schlimme Kind Züchtigung verdiene; Erbsen sollen gebraucht werden, um das Kind bei Ungezogenheiten darauf knien zu lassen, und das Brot, daß es am Tage solcher Vergehen nur Brot solle zu essen bekommen. Kinder, die zu klein sind, um am Boden von den hereingeworfenen Geschenken etwas wegzuhaschen, werden von der Mutter betheilt, indem diese vorgeblich nachsieht, ob das Christkindlein für die Kleinen in der Kammer oder auf dem Boden besondere Geschenke zurückgelassen habe, die sie denn wirklich auch immer findet.

Vor dem Schlafengehen stellt jedes Kind auf einen Tisch in der Schlafkammer seinen Teller, um Christkindleins Geschenke darin am andern Morgen zu finden. In solcher Christnacht erinnere ich mich, daß ich einmal, von dem Märchen fantastisch aufgeregt, nicht schlafen konnte, und in frommer Begeisterung das Erscheinen des geschenkebringenden Jesuskindes abwarten wollte. Gegen Mitternacht hörte ich eine Thüre leise knarren, und richtete mich ein wenig auf, um zu sehen, ob das Christkindlein kommen werde. Ein Lichtschein, der aus der Nebenkammer fiel, wohin die eben sich öffnende Thüre führte, machte, daß mein Herz in ängstlich froher Hast zu klopfen begann, denn ich meinte den heiligen Nimbus Christi zu sehen. Allein gleich darauf schlich meine Mutter heraus, ein Licht in der Hand und einen Korb am Arme. Mit leiser Stimme rief ich: „Muadarl, is 's Kristkindl do gwöst?" Verlegen und ohne zu antworten zog sich die Mutter schnell in die Nebenkammer zurück und machte die Thüre wieder zu. Ich konnte hören, wie sie drinnen mit dem Vater leise sprach und kicherte. Aber ohne weiter ein Geräusch zu machen, legte ich mich wieder zurück und glaubte, die Mutter sei herausgekommen, um das Christkindlein zu sehen und zu sprechen. Ungefähr nach einer Viertelstunde hörte ich die Thüre wieder knarren, der Lichtschein drang wieder aus der geöffneten Thüre. Ich hörte noch in der Nebenkammer sagen: „Ei weanz schloffa!" Die Mutter trat heraus. Aber gleich war mein Kopf wieder in der Höhe, und ich fragte: „Muadarl, kimt 's Kristkindl eiz?" Roth vor Verlegenheit und unterdrücktem Lachen, zog sich die Mutter schnell wieder zurück, und das leise Gekicher und Reden erneuerte sich in der Nebenkammer. Gleich darauf kam der Vater heraus mit einem Licht, stellte die-

ses auf den Tisch mit den Geschenktellern und sagte zu mir, indem er mich aus dem Bette hob und in die Nebenkammer trug, damit ich bei ihm schlafe: „daß das Christkindlein nicht kommen würde, wenn ich wach bliebe und zusehen wollte". Ich verklagte die Mutter, daß wahrscheinlich sie das Christkindlein zu kommen hindere, denn sie sei gar mit einem Lichte gekommen, um es anzuleuchten, und mit einem Korbe, um ihm all seine Geschenke abzunehmen. Während ich mit dem Vater so verhandelte, war die Mutter hinausgeschlüpft und vollbrachte des Christkindleins Bescherung.

Neujahrsgratulation.

('s Nuigohrgratalian.)

Die Art, seinen Neujahrswunsch zu bringen, und die Sorge, nicht der Letzte im Hause zu bleiben, der gratulirt, gewährt eigenthümliche Unterhaltung.

Erwacht z. B. ein Knecht zuerst vor Tagesanbruch, so macht er sich sachte auf und zum Bette des Mitknechtes, stößt ihn leicht an, und wenn der sich muxt, raunt er ihm in's Ohr:

„Brüaderl! Nuis Gohr! Nuis Gohr!
's Kristkn'l liegt im Krostenhoor; —
Longs Lö'm, longs Lö'm,
Und an Bädl voll Gald danö'm!"

(Brüderl! Neu's Jahr! Neu's Jahr!
Christkindlein liegt in krausem Haar; —

Lang's Leben! Lang's Leben,
Und einen Beutel voll Geld daneben!)

Der geweckte Knecht fährt auf, und stottert schlaftrunken: „Ah! — Wos? — Nuis Gohr — Sakra! bist ma r a foakemma[1])?"

„Bist stad?!" sagt der Andere weiter; „moch dö offa r os 'n Bött, wök du d' Diana[2]), i wök 'n Boa[3]) und d' Bären[4])."

Einer stellt sich sogleich an die Thüre, hinter der die Mägde schlafen, der Andere wartet vor der Kammerthüre des Hausherrn auf das verabredete Zeichen. Plötzlich pochen Beide heftig und rufen: „Lädla![5]) nuis Gohr!" — Kaum sind diese Worte ertönt, so regt sich's wie elektrisch in allen Ecken.

Der Sohn. Voderl, nuis Gohr!

Die Mutter. Beiw'l, nuis Gohr!

Der Vater. Kinla und Muaderl, nuis Gohr! — Kristkin'l —

Geschrei. Bädl voll — longs Lö'm — Krostnhoor — und an Bä — danö'm — —" Und schon ist die Glückwünschungsformel in tausend Sylben zerrissen. Der Lärm weckt den Nachbar, der Nachbar den „Mirtl", der Mirtl den „Vät" (Veit), da Vät 'n „Kristi'l", da Kristi'l „'n Gloamichal", da Gloamichal „'n Schitznwa'mhonnas" und dea 'n „Heitgonga!" u. s. f.*)

Wo sich Zwei am folgenden Morgen ansichtig werden, müssen sie die Glückwünschungsformel wiederholen. Ver-

1) zuvorgekommen. 2) ~~Diener~~. 3) Bauer. 4) Bäurin. 5) Leutchen!

*) Wirklich bestehende Namen in den Dörfern Friedrichsthal und Hirschau.

liebte werden beim Glückwunsche roth; Feindselige schauen sich dabei gegenseitig auf Halstuch und Brustknöpfe; Geschwister kichern; Aeltern haben Thränen im Auge, und die zwei letzten Verse der Gratulationsformel erleiden dabei entsprechende Aenderungen. Man wünscht einer Jungfrau:

„Longs Lö'm, longs Lö'm,
Und an schei'n Mo danö'm!"

(Lang's Leben, lang's Leben,
Und 'nen schönen Mann daneben!)

Dem Burschen:

„Longs Lö'm, longs Lö'm,
Und a schei's Wa danö'm!"

(Lang's Leben, lang's Leben,
Und ein schönes Weib daneben!)

Die neckende Schwester dem Bruder:

„Longs Lö'm, longs Lö'm,
Und hüsch viel Schlö danö'm!"

(Lang's Leben, lang's Leben,
Und recht viel Schläg' daneben!)

Der Mann seinem Weib:

„Longs Lö'm, g'sund's Lö'm,
Und oll ma Lia danö'm!"

(Lang's Leben, lang's Leben,
Und all' meine Lieb' daneben!) u. s. f.

Namenstagsgratulation.

('s Droßl'n.)

Kinder gratuliren den Aeltern, Aeltern den Kindern, Geschwister, Verwandte, Nachbarn untereinander auf eine und dieselbe Art. Der Namenstagspatient (man darf den Armen wol mit Recht so nennen, der seinen Namenstag erscheinen sieht) wird von dem Gratulirenden raschlings angepackt, am Halse mit beiden Händen umspannt, gewürgt (aber sachte) und gekitzelt unter immerwährendem Zuruf: „Wos koist ma? Wos koist ma?" *), bis es dem Keuchenden gelingt, ein Versprechen hervorzustottern. Ist das geschehen, so ist der Begratulirte frei und die Gratulation zu Ende. Ein am Halse Kitzlicher, besonders ein Vater von vielen Kindern, die ihn am Namenstage wie eine wilde Herde überfallen, und kitzeln und kneipen am Halse, rechnet den Namenstag zu den Leidenstagen im Fegefeuer. Daher geschieht es nicht selten, daß man Vater oder Mutter auf der Flucht einholen oder aus einem Versteck ziehen muß, um gratuliren zu können. Die Versprechen müssen nicht nothwendig erfüllt werden. Diese Art, glückzuwünschen, heißt „'s Droßl'n".

Das Schönheit- und Stärketrinken.

('s Schei- und Stirktringa.)

Am „Gehoisto" (St. Martin) versammeln sich Burschen und Mädchen in jedem Dorfwirthshause, um zu trin-

*) Was versprichst du mir?

ken. In dem Maße, als man dem Getränke zuspricht, trinkt man sich Schönheit und Stärke an. Damit jedoch bei Mädchen die zu lebhafte Sucht nach Verschönerung nicht zu weit verführe, bewachen Aeltern dieselben, ohne gerade durch Strenge den Scherz zu stören. Burschen wol lassen manchmal ein Beispiel an ihnen erleben, daß sie vor Eifer, Stärke anzutrinken, sich unter den Tisch trinken.

D' Luzia.

Ich weiß nicht, ob die heilige Luzia noch in irgend einer andern Gegend außer am Böhmerwalde zu einer strafenden „Wauwauin" herhalten muß. Es scheint, als wollte man auch aus „Wauwau" und „Wauwauin" (Nikolo und Lizia) ein Paar machen. Nikolo ist fast überall Kindern bekannt und furchtbar. Am Böhmerwalde erscheint er in keinem bestimmten Costume. Einmal sah ich ihn mit einem Leintuche umhüllt, und mit übermehltem Gesicht; auf dem Kopf saß ein eigens zur Mütze eingedrücktes Kopfkissen, und in der Hand hielt er eine Ruthe. Sein Erscheinen schreckte die Kinder, und auf seinen Ruf: „Willst bet'n?" stürzten alle betend in die Knie. Hierauf rollte er ihnen Obst am Boden zu, und ging ab. „D' Luzia" ist den Kindern eine viel drohendere und gefürchtetere Erscheinung. Sie soll schlimmen Kindern den Bauch aufschlitzen und Stroh und Kieselsteine statt der Gedärme hineinlegen, dann den Bauch wieder zunähen. Ihre Gestalt zeigt sich verschieden. Ich sah sie einmal als Ziege, mit überbreitetem Leintuch und durchstehenden Hörnern, von einer

Art Nikolo geführt. — Sie ermahnte zum Beten, theilte Obst aus, und drohte übler Aufführung die erwähnte Strafe.

Am Palmsonntage.

Am Palmsonntage läßt jedes Haus nebst wilden Palmzweigen auch noch zwei bis drei hartgesottene, in der Mitte durchschnittene oder an der Spitze blos aufgebrochene, rothe Eier (Sodlasoia), Salz, ein Stück „Flöck'n" in der Kirche weihen. Man bringt diese Dinge in einem Glase zur Weihe, und öffnet während dieser das Glas. Zu Hause verschlingt jedes Glied der Familie, ohne sie zu beißen, mehre der Palmkätzchen (Polmkatzla); dann werden die geweihten Eier zerstückt und vertheilt, die Empfänger aber wechseln wieder untereinander die Stücke, die gegessen werden, um sich vor Verirrungen zu bewahren. Als Würze dient das geweihte Salz, als geweihter Nachbiß das Stückchen „Flöck'n".

Leichenbrauch.

Ist ein Mensch dem Sterben nahe, so wird an dessen Haupte mit einem kleinen Glöcklein leise geläutet, damit die scheidende Seele, gelockt durch die schwebenden Töne, noch einige Augenblicke auf der Erde in der Nähe des erstarrenden Körpers verweile. Die Verwandten und Nachbarn stehen feierlich betend herum, nur vom Weinen der Angehörigen unterbrochen. Ist der Tod unverkennbar erfolgt, so läutet man mit dem Glöcklein weiter weg, immer etwas weiter weg vom Todten, dann zur Thüre hinaus, und

einmal um das Haus herum, damit man so die Seele auf ihrem Scheidungszuge geleite. Hierauf wird ein Bote geschickt, mit der Dorfglocke das Absterben zu verkünden. Der Todte wird gewaschen und im Leinwandhemde auf ein passend langes, glatt gehobeltes Bret (Toudnbröd) gelegt, mit einem großen, feinen Leinwandtuche ganz überbreitet, und neben seinem Kopf eine ewige Oellampe gestellt nebst einem Glas Weihwasser, worin man sechs bis sieben zusammengebundene Kornähren taucht. Während die Dorfglocke den Tod verkündet, wird das Stroh, welches die Tiefe des Bettgestelles des Verstorbenen ausfüllte, unweit des Hauses verbrannt. Wer die Glocke hört oder das Todtenfeuer sieht, betet für die abgeschiedene Seele. Nach und nach kommt man, die Leiche zu sehen. Man nähert sich derselben, ergreift die in das Weihwasser getauchten Kornähren, besprengt damit von Kopf bis zu den Füßen das überbreitete Leichentuch, kniet dann nieder, einige Augenblicke zu beten, und schlägt nun erst das Tuch bis an die Brust des Todten herab. Die jugendlichen Leichen werden mit Heiligenbildern und Kunstblümlein, soweit nur Platz dazu ist, überdeckt. Im Namen weiblicher Leichen wird das ärmste, älteste Weib in der Gegend umhergeschickt, den Tod und Tag des Leichenbegängnisses anzusagen; im Namen männlicher Leichen der ärmste Greis, und dieser Todesbote wird in jedem Hause reichlich beschenkt. Die drei Nächte, welche der Todte im Hause liegt, kommen abwechselnd alle ältern Bewohner des Dorfes, um da bei der Leiche wach zu bleiben, Kränze und sonst Nöthiges zu besorgen, und die betrübten Angehörigen zu trösten und zu zerstreuen. Daher auch mitunter recht lustige Geschichtchen erzählt und Scherze getrieben werden.

Ein Winterabend.

Spinnerinnen, Possen, Romanze, Erzähler.

Den ganzen Winter hindurch ist es Sitte, daß während des Tages die Mädchen sich in einer Bauernstube versammeln, jedes mit Rocken und Spinnrad. Täglich wird der Sammelplatz gewechselt, doch gibt es gewisse Häuser in jedem Dorfe, wo die Zusammenkünfte am häufigsten gehalten werden. Es liegt der Grund in der größern Beliebtheit der Hausfrau oder Haustochter, oder in der unterhaltenden Laune des Hausvaters. Um 9 Uhr früh ist die Versammlung vollständig, um 12 Uhr geht sie auseinander, um Mittagmahl zu halten, und nothwendige häusliche Geschäfte zu besorgen. Spinnräder und Rocken werden zurückgelassen. Gegen 2 Uhr Nachmittags kommen Alle wieder zusammen. Um diese Zeit finden sich auch die Burschen zahlreicher ein als Vormittags, theils um den Spaß nicht zu versäumen, wie die Mädchen die Räderschnur entknüpfen, die sie denselben während ihrer mittägigen Abwesenheit in unzählige Knoten verknüpft haben, theils wegen größerer Mußezeit. Die Unterhaltung besteht während des Tages in lustigen Schäkereien, besonders aber in Gesang. Die

Spinnerinnen sitzen auf den Wandbänken herum, und bei großer Anzahl auch auf Stühlen mitten im Zimmer, die Burschen um den Tisch und auf der Ofenbank. Lustige und traurige Lieder wechseln, in die alle Anwesenden einstimmen. Ich will hier auch eine kurze Romanze anführen, die blos gesprochen wird.

„Haz Ritta mö sprengts denn ollö To
Af engan troarän, schwoarz'n Roß,
Füra os engan foworna Gro [1]),
Affö in enga fowuntsch'ns [2]) Gschloß [3])?

Kant i denn raua und bläm [4]) im Gro,
Wenn durt dös wäßkopfat Deanal [5]) singt,
Deaft [6]) i's fosammar an oizön [7]) To,
Doß mia nöd's Hearz os da Taud'ntrua [8]) springt?

Heid [9]) i sched oamol dö guldanö Fräd [10]),
Af man troarön Taud'nhrit,
Brad [11]) i's sched oamol so wäd [12]):
Gang [13]) ma dös wäßkopfat Deanal mit!"

Abends füllt sich die Stube immer mehr. Ein Erzähler nimmt seinen Platz ein unter den Burschen und Männern am Tisch, und nun beginnen Märchen, Volkssagen, Erzählungen, die man mit der allgemeinen Benennung „Ma'ln" bezeichnet. Man rückt näher, stemmt begierig das Kinn über die auf dem Tische liegenden Fäuste, gruppirt sich nach eigenthümlicher Gemüthsstimmung. Je schauerlicher die Erzählung ist, je mehr die Kinder ihre Füße auf

1) Grab. 2) verzaubertes. 3) Schloß. 4) bleiben. 5) weißköpfige Mägdlein. 6) Dürfte. 7) einzigen. 8) Sarge. 9) Hätte. 10) Freude. 11) Brächte. 12) weit. 13) Ginge.

die Bank hinaufziehen, aus Angst unter dem Tische rege sich ein beschriebenes Ungeheuer, jemehr selbst Männer auf den Tisch hineinhauen und ausrufen: „Na! dös kant mö fost salt daschröcka", desto lieber wird zugehört. Ich nehme hier an, ich selbst sei der Erzähler, sehe mich zur Stubenthür hereintreten, und mit lautem Zuruf empfangen: „Füra do Säferl! Schom dö nöd! Lädlar, eiz weama wos hea'n! Dazil! Dazil! Ruckts affö, Mona! Deandla, stad! Stad eiz! Franzl, i wiaf dö ossö, wäst nöd afheast da knogatz'n und flenna! Ollo eiz!"*) Drauf sage ich:

Dznagst: „Da bluadö Mo"
(Zunächst: Der blutige Mann),
a Ma'l.

Nocha: „D' Häx'ndian"
(Nachher: Die Hexenmagd),
wieda r a Ma'l.

Zon Drittn: „'s Schulmuaderl",
wieda r a Ma'l.

Endla: „Des Windes Weinen",
wieda r a Ma'l.

---

*) Her zu uns, Seperl! Schäm' dich nicht! Leute, jetzt werden wir was hören. Erzähl'! Erzähl'! Rückt zusammen, Männer! Mädle, still! Still jetzt! Franz, ich werf' dich zur Thür hinaus, wenn du nicht aufhörst dein Raunzen und Flennen! Alloh jetzt!

Der blutige Mann.

(Da bluadö Mo.)

Märchen.

Einst an einem Sonntag früh gingen die Bewohner eines Dorfes in die entfernte Kirche, und nur Alter und zarte Jugend blieb daheim. Eine Hausfrau übergab die Aufsicht des Hofes einer alten Magd, und zur Wiege befahl sie einen sechsjährigen Weißkopf mit den Worten: „Hearzal! Ma Micherl! Weigst du da Schwöſterl hübsch, so kaf a dar Öpfala und Läzaltl und Biala!" Drauf sprengte sie Weihwasser und ging. Die Magd tunkte ihm Weißbrot in Milchrahm, und Micherl aß und sang: „Haio! Pumpaio! Tautauanidl tau! tau!" und wiegte gar fröhlich und fromm; und wie das Schwesterlein schlief, blieb Micherl sitzen bei der Wiege und spielte mit dem alten „Schnox", dem Hund. Und zur Stubenthür herein kam ein graues kleines Männlein, das am Eingange stehen blieb, und allerhand Spielzeug hielt, und klingelte, und lockte: „Gei mit mia, Beiw'l! Kim mit mia!" Micherl sah und hörte das Alles nicht; der Hund knurrte heftig, und schlug den Schweif dem Knäblein in's Gesicht und in die Augen, und umsonst war des Graumännchens Gelock und Geklingel. Aber der unheimliche Gast kommt näher, und ruft und klingelt stark; der Knabe athmet schwer, und weint vor Beklemmung, indeß sich der Hund heulend anschmiegt. Dem Knaben zuckt's und flimmert's im Gesicht wie ein Netz bewegten Spinnengewebes, ein süß Ermüden läßt ihn dem Männchen in die Arme sinken, der Hund, sterbend, streckt sich am Boden, und wie um ihr Brüderlein weint das Kind in der Wiege; Blauflämmlein, rothzuckende Funken hüpfen um Diele, aus

und ein durch die Fenster, violette Dunstwolken qualmen auf und ab; das Männchen wird eine flammende Gestalt und streut eine Flut goldner Körner über den schlummernden Knaben. Plötzlich in der Kammer betet die Magd:

„Heargotl, b'schütz uns foa Taif'l und Leid[1]),
Doß uns koa Rhowa[2]) ins Hos ena geid;
B'schütz uns foa Sünd'n und Wätznan[3]) wohl,
D'z Nocht und am To und im Hos übarol!
Half, Muadar-Annerl und Muaderl am Bear!
Wos füara Gschroa is dös, wos füara Gmear![4])
Pfoara am Hauoltor! Sög'n unsa Hos,
Gog, wä's da Taif'l is, gog'n uns os!"

Wie sie aus der Kammer in die Stube tritt, lächelt das Kind in der Wiege, der Hund dehnt sich erwachend, der Knabe liegt schlummernd am Boden, und hält ein wundervolles, farbiges Vogelhaus im Arme, und seine Wange glüht wie entzündet von schönen Träumen; aus den Fugen der Fenster zieht sich harmonisch klingend ein bläulicher Dunststreifen. „Micherlo! Micherlo! Wohea host du dös scheinö Voglhos, ha?" So weckte die Magd den Knaben, der nun verwundert die Augen aufschlug, dann aufsprang und mit dem Vogelhaus fortrannte, und von der schreienden Magd und dem bellenden „Schnox" nicht mehr einzuholen war. Der bläuliche Dunststreifen flog und ringelte sich über ihm und zog ihn wundersam kräftig fort und fort, bis zwischen zwei Kornfeldern am Rain das Dunstwölkchen über den Knaben niederstürzte und ihn mit Duft und Blüten überschüttete. Der Knabe erblickte ein Nestlein vor sich, worin sieben goldene Vögelein mit glänzenden Flügeln ihm ent-

1) Feuer. 2) Räuber. 3) Gespenstern. 4) Lärm.

gegensangen, und freiwillig in seinen goldenen Käfig hüpften. Und wie er so freudig dasaß, hörte er plötzlich ein Brausen und Summen, wie ein Schwarm wüthender Bären brummt's ringsher, die reifen Kornähren tönen wie leises Trompeten, im nahen Bächlein schreit's und plätschert's wie schäkernde Mädchen im Bade, und aus dem Walde gellt ein Pfeifen und Fluchen und Jammern, wie wenn von Räubern Wanderer verfolgt würden. Dem Knaben bangt, und zu seinem Schrecken kriecht den Rain entlang daher ein graues Männchen, zottig und blutend am Scheitel und aus der Stirn, und stürzt nach ihm; der Knabe läuft quer durch das Korn; das Männchen wird zu einer grimmigen Wildsau und haut mit scharfen Zähnen nach ihm, und der Knabe weint und schreit: „Vodalo! Muadalo! Halft's!" Drauf verwickelt sein Fuß sich in den Halmen, und er stürzt. Und statt der Wildsau überfällt ihn ein Bienenschwarm, und zersticht ihm Hände, Nacken und Gesicht; er hilft sich jammernd auf, und eilt weiter und weiter, bis er im Walde müde niedersinkt und einschläft, immer im Arme den Käfig haltend. Die sieben goldenen Vögelein singen ihm vor, so lange er schläft, und als er erwacht, sprechen sie mit wunderbarer Stimme:

„Büblein! Büblein! Mach dich auf,
Fern im Morgenlande uns verkauf'
Einem Könige, mächtig und groß,
Dort im prächtigen Wunderschloß!"

Der Knabe geht und wandert fort, seine Schritte sind Meilen, und nicht hungert und durstet ihn, bis er in einem großen Walde brausen, die Bäume zauberhaft sprechen hört, und zwischen blühenden Zweigen ein goldener Palast hervorschimmert. Die Vögelein singen:

„Macht auf die Pforten hell,
Entflammet Fackeln schnell,
Ihr Diener groß und klein,
Auf! Auf! Wir wollen ein!“

Da springen die Thore klingend auf, tausend bunte Flammen jagen durch den Wald, Zwerge und Riesen, in Gold und Seide gekleidet, jubeln und singen. Ein König, alt und grau, wird aus dem Schlosse geführt, und taumelt mit ausgebreiteten Armen und schreiend dem Knaben mit dem Käfig entgegen, bei dessen Berührung dem Könige sieben blühende Prinzen in die Arme stürzen. Der Knabe sank in tiefen Schlummer.

Den Tag nach jenem Sonntage schnitt man das Korn und fand den für verloren und todt beweinten Knaben in der Nähe des Rains liegen, im Korn; neben ihm wuchsen sieben goldene Aehren aus dem Boden, die, so lange der Knabe lebte, jährlich nachwuchsen und nur von ihm konnten gepflückt werden. Die sieben Königssöhne hatte ein böser Zauberer des Morgenlandes in die Gegend als sieben Vögelein gebannt, bis sie ein anderer entdeckt und durch den Knaben befreit hatte. Dieser erschien in der Gestalt des Graumännchens in der Bauernstube, der böse Zauberer zeigte sich im Korn zürnend und rächend. — Man schreckt noch immer Kinder mit dem Rufe: „Da bluadö Mo!“ Der gute Zauberer soll noch bisweilen ein Geschenk armen Leuten in der Umgegend finden lassen.

Die Hexenmagd.

(D' Häx'ndian.)

Eine Sage.

Ein wüthendes Zigeunerweib lief einst in einem Dorfe schreiend und fluchend auf und ab, beschwor alle Nachegeister aus der Luft herab, daß sie ein Haus, in welchem sie beleidigt worden war, belagern, die Bewohner desselben züchtigen und plagen sollten. Scheu und entsetzt floh man das Begegnen der Zigeunerin, die vor ihrer Entfernung aus dem Dorfe noch drei mal um das verwünschte Haus kreiste, wilde Zauberformeln zwischen den Zähnen summte und darauf mit dem grimmigen Fluche verschwand:

„Allewig dem Hause kein Friede mehr!
Allewig die Herzen hier freudeleer!
Allewig hier Ungeziefers Plagen,
Allewig nur Fluchen und Zanken und Schlagen!
Das Kind empfinde zum Vater Haß,
Neid, Bosheit färb' hier die Wangen blaß,
Und was nicht stürzet Zwiespalt zusammen,
Das setze die Eifersucht in Flammen."

Die Klügern lachten, nur der Nerve des Aberglaubens zitterte in mancher Brust. Man vergaß aber bald auf die Besorgniß irgend einer Erfüllung auch unter den Abergläubigsten. Man lebte im Dorfe regsam und froh wie sonst, schäkerte und sang, tanzte und liebte. — In einer ruhigen Sommernacht schwärmte ein Schwarm Dorfburschen singend auf und nieder im Dorfe. Da schien es, als ob jenes Bauernhaus wie durch und durch mit Oel getränkt und dann in Brand gesetzt wäre. Prasselnd reichte die Flamme

bis an die blassen Sterne, glühend rother Widerschein machte die Luft zu einem blutigen Meere; Menschen, Balken, Steine wurden in die Luft geschleudert; in zahllosem Gewimmel von Katzen und scheußlichen Thieren schoß es in und über den Flammen hin und her, und Jammer mengte sich mit zauberhaftem Gesange. Die Burschen wollten Hülfe schreien und konnten nicht sprechen, gelähmt starrten ihre Glieder, daß sie nicht von der Stelle konnten, um die Dorfbewohner aus den Häusern zu pochen. Ein elektrischer Schlag betäubte plötzlich Alle; das brennende Gebäude, das Dorf, Erde, Luft und Himmel, schien knallend zu bersten und in zischende donnernde Trümmer zu zerspringen. — Mit Sonnenaufgang lag jeder der Burschen in seinem Bette, ein leichter Schwindel und traumähnliches Erinnern war ihnen geblieben von Dem, was sie in verflossener Nacht gesehen. Man erzählte sich bald überall die wunderbare Erscheinung, und suchte umsonst eine bedenkliche Spur an dem Hause, das man Nachts in vollem Brande gesehen. Die Bewohner desselben gestanden alle, tiefer und sanfter nie geschlafen zu haben als in dieser Nacht. Nur der junge rüstige Hausherr sprach von Träumen, die wüst, sehr wüst gewesen wären, aber durchaus nicht in seiner Erinnerung zurückgeblieben seien. Er fing an, sein Weib hart anzuklagen, jenes häßliche Zigeunerweib beleidigt zu haben. — Die folgende Nacht versammelte viele Gaffer in der Nähe des verwünschten Hauses. Die Erscheinung wiederholte sich nicht wieder, aber ein Entsetzensschrei drang aus demselben, daß Alle vor Schrecken erstarrten, die ihn vernahmen. Wenige wagten es in das Haus zu bringen, und im Nothfalle Rettung zu bringen. Als ein kühner, hübscher Dorfbursch in die Stube trat, kam wie eine Nachtwandlerin, aber schreiend und händeringend die Hausfrau aus der Kammer, und fiel

ihm wimmernd um den Hals. Der erwachte Gemahl war ihr gefolgt und erschrak über die Treulosigkeit seiner Gattin, die nun begann ihrer Ehe zu fluchen, viele Liebkosungen an den Burschen zu wenden und dann zurück in die Kammer stürzte. Wüthend wollte der junge Hausherr Rache nehmen an dem Burschen, der es wagte sein Haus nächtlich zu betreten; allein der Bursch entkam ihm, und jenen fand man des andern Tags ohnmächtig auf einer Bank in der Stube liegen. Man rief den Geistlichen, um durch heilige Weihe das Haus vor höllischen Anfechtungen zu befreien. Nach vollbrachter Segnung verließ der Geistliche das Haus. Doch kaum hatte er die Schwelle überschritten, so toste ein fürchterlicher Steinregen auf das Dach, schlug alle Fenster ein, und schichtete um das Haus einen hohen Wall, und füllte Stube, Boden, Keller, Kammer und Küche mit weißen, seltsam gestalteten Steinen. Da stürzte der Knecht blaß und zornig herein und sagte, die Magd stehe in einem finstern Winkel des Stalles, schieße glühende Blicke hervor, summe Zauberworte und klappere mit kleinen Todtenbeinen, die an einer rothen Schnur wundersam gekettet wären; man solle sie gefangen nehmen, sie treibe ganz sicher diese Hexereien. Es geschah. Man riß die Magd, die sich krampfhaft wand, hervor, führte sie zum Richter des Ortes, um sie dann vor Gericht zu bringen. Allein da erhob sich ein fürchterlicher Orkan, ein Gewitter, das krachende Wolkenmassen daherwälzte, entsetzte die ganze Gegend; ein Wolkenbruch riß den Grund abhängiger Felder fort, Bäume wurden umgerissen, Blitze zündeten und verheerten, und man dachte das Jüngste Gericht zu erleben. Die Zaubermagd entfloh und eilte in die Kirche. Kaum hatte sie die Schwelle betreten, als die ganze Schreckenserscheinung verschwand, und in seltsamer Verwunderung Jedermann sich in einer Stellung fand, wie ihn eben Angst

und Flucht hingestellt hatte. Die Magd betete und beichtete zwei Tage ohne Unterlaß in der Kirche und gestand, wie sie von der Zigeunerin in diese Zaubereien eingeweiht wurde, aber nicht das Mittel erlernt habe, nach Gefallen sich davon loszusagen. Nach ihrem ersten Versuche, wo das Haus in Flammen schien, mußte sie, von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, täglich, ja manchen Tag mehremal eine solche das Haus beunruhigende Zauberei vollbringen. Ihre Flucht in die Kirche hatte sie gerettet und ihr alle Macht genommen. Von nun an schwieg sie gänzlich über die Art, solche übernatürliche Erscheinungen hervorzubringen und lebte bis zum Tode in musterhafter Frömmigkeit. — In der Gegend zeigt man Gläubigen noch Steine von jenem Zauberregen.

's Schulmuaderl.

Sage.

Dichter Herbstnebel lag einst kühl und ruhig über dem Böhmerwalde. Durch den Nebel ging ein Knabe mit seinem Büchlein unter dem Arme, der Schule zuwandernd. Er sagte den Glückwunsch vor sich hin, für des Lehrers Geburtstag heute bestimmt. Weil es noch sehr früh war, begegnete diesem guten, weißköpfigen Knaben Niemand. So schritt er denn frommbegeistert und allein weiter, kam in das nächste Dorf und bald in die Schule. Die große noch dunkle Stube machte ihn doch schüchtern, da er sich erinnerte, wie oft es geschehen sein sollte, daß das erste Schulkind in der Morgendämmerung plötzlich unter den

Bänken ein Rauschen hörte, als triebe ein Luftzug alle Papierstreifen aus einem Winkel der Schulstube in einen andern, und wie dann plötzlich auf dasselbe ein altes freundliches Mütterlein aus einer Ecke zugeschritten kam. Das Mütterlein habe dann Freude oder Unmuth geäußert, wenn das Kind, dem es erschien, fleißig oder nachlässig war. Mein Gott, dachte der Knabe, wenn es nun käme — und er hörte plötzlich das Rauschen unter den Bänken, dazwischen ein Klopfen, als würde mit dünnen Stäben an die Bankstützen geschlagen; die Fenster liefen dicht an, daß es fast völlig Nacht wurde in der Stube, und nach einem Schnalz, der dem Abspringen einer Saite glich, stand in einer Ecke wirklich ein graues Mütterlein, mit einem Stock in der Rechten, einem wunderlich gelbflammenden Licht in der Linken. Freundlich lächelnd und etwas hinkend kam das Mütterlein hervor, plauderte lustig und geläufig, Kluges und Närrisches, lobte und schäkerte: „Beiwl, ma Beiwl, kimst a r a mol zo mia? A r a mol? No, und du bist o goa brav, jo goa brav! No, und wos moxt du? I hon dö rächt gean, jo rächt gean! I hea's o, weist ollö To globt weast, dös hearö durt os da Wend ... gi Ocht häd ... o wei! I mau wieda furt! ... Gi Ocht häd! ... I weada scho halfa!" *) Als das Mütterlein das gesagt hatte, rauschten die Papierstreifen wieder, das Klopfen mit Stäben pochte dazwischen; nach der Ecke zurückschreitend, woher es gekommen war, blickte lächelnd und plaudernd das Müt-

*) Bürschlein, mein Bürschlein, kommst auch einmal zu mir? Auch 'n mal? Nun und du bist ja gar brav, ja gar brav! Nun und was machst du? Hab' dich recht lieb, ja recht lieb. Hör's ja wohl, wie du alle Tag' gelobt wirst, das hör' ich dort aus der Wand ... gib Acht heut' ... weh! Ich muß wieder fort! ... Gib Acht heut'! ... Ich will dir schon helfen!

terlein oft nach dem zaghaften Knaben um, und als es den Winkel erreichte, verschwand es wieder unter dem Schnalz. — Jetzt lichteten sich die Fenster auch wieder und heller Tag drang in die Stube. Schulkinder eilten scharenweise dem Schulhause zu. Aber aus demselben Dorfe, woher in Nebel und Dämmerung der weißköpfige, gute Knabe nach der Schule wanderte, kam jetzt ein rothköpfiger, mit pfiffigem Gesicht, ebenfalls den Weg nach der Schule gehend. Er hatte ein Stück rohes Fleisch in den Händen, davon er kleine Theile schnitt und den Raben und Krähen auf den Weg streute, die krächzend hinter und über ihm nachflogen. Oft tastete er dabei an die Tasche, um die Dose mit Niestaback zu fühlen und zu hüten, die ihm zu einem Streich helfen sollte. Raben und Dose entzückten sein Herz. Schneller als sonst, wo er immer erst nach Anfang des Schulunterrichts ankam, eilte er heute dem Schulhause zu. Als er ankam, machte er sich freundlich an den guten Weißkopf, zeigte ihm die Dose, präsentirte — und wie freute es ihn, daß der arglose Weißkopf eine Prise in die Nase zog. Wie freute ihn das! O sieh da! Indeß trat eben der Lehrer ein. Frisch sprang der Weißkopf aus der Bank, und begann seine Rede: So haben wir, hochschätzbarster — (Er niest.)

Lehrer. Macht nichts, mein lieber Knabe; es freut mich, fahre nur fort.

Weißkopf. Herr Lehrer, den feierlichen — a — eßt!

Lehrer. Niese dich aus, mein Sohn, und fahre fort, mein Sohn.

Weißkopf. Ta — a — a — gßt!

Lehrer. O! Da hast du mein Schnupftuch, lieber Knabe; reinige dich erst, und fange noch einmal an.

(Der Rothkopf präsentirt heimlich in seiner Bank die Dose weiter.)

Weißkopf. So haben wir, hochgeschätzter Herr Lehrer, den feierlichen Tag — tz!

Lehrer. Hm!

(Schulkinder lachen.)

Wer lacht dort? Weiter, mein Sohn!

(Auf der Bank des Rothkopfs niesen Mehre.)

(Gelächter.)

Lehrer. Wen juckt dort die Nase? Still! Weiter, mein Sohn.

Weißkopf. Tz! (Gelächter.)

Lehrer. Wie?

Weißkopf. Tz! (Gelächter.)

Lehrer. Wie?

Weißkopf. Tz! (Gelächter.)

Lehrer. Wie? Du —

(Niesen auf der Bank.)

Lehrer. Wartet, ich will euch den Lehrer zum Besten haben!

Weißkopf. Tz! (Gelächter.)

Lehrer. Du —

(Niesen auf der Bank.)

Lehrer. Ihr —

Weißkopf. Tz! Atz!

Lehrer. Auch du? Auch du! Das will ich strafen!

(Greift nach der Ruthe.)

Weißkopf. Ich bitte — tz!

(Der Lehrer zieht ihm die Hand aus.)

Lehrer. Warte!

(Niesen auf der Bank.)

Lehrer. Gleich bin ich dort!

(Betäubendes Gelächter; der Rothkopf will sich aus dem Staube machen.)

Lehrer (haut nach des Weißkopfs Hand). O, da kann ich nicht helfen!

(Der Rothkopf schreit an der Thüre.)

Lehrer. Was gibt's dort? Ein neuer Unfug dort?

(Er haut wieder nach der Hand des Weißkopfs.)

Ja, da kann ich nicht helfen!

(Der Rothkopf schreit wieder und kauert sich, die Hände verbergend, in einen Winkel.)

Lehrer. Gleich komm' ich hin!

Weißkopf. Tz! (Er muß lachen, weil er keinen Hieb spürt.)

Lehrer. O! O! O! Nur Geduld! Noch lachen? (Haut.)

(Der Rothe schreit.)

Lehrer. Gleich!

(Auf der Bank Niesen; Gelächter.)

Lehrer. So will ich euch hauen, daß ihr blau werdet! Still, sag' ich!

Weißkopf. Tz! — ich bitte — Atz!

Lehrer (dreimal wüthend auf dessen Hand hauend). Bösewicht! So? Taugt's?

(Der Rothe schreit.)

Lehrer. Gleich!

(Niesen auf der Bank.)

Lehrer. Gleich! O, wartet, ihr sollt das Rohr schmecken! (Er haut mit dem Stock über die Bank hinein auf Köpfe, Rücken, Hände, wo er hintrifft.) Da! Und da! Ich will euch lehren! Und da!

(Der Rothe schreit und wälzt sich am Boden.)

Lehrer. Was dort? Spitzbub', was schrei'st du da?

Was? He, was? O, steh' nur auf! Hast auch noch ein Leder, dem man beikommt! (Er zieht ihm die Hose an, und streicht ihm etwelche auf.)

Rothkopf (kniend mit aufgehobenen Händen). Jesus! O mein Gott, Herr Lehrer! Ich will's nicht mehr thun! Ich hab' ihnen Niestaback gegeben! O weh! O weh!

Lehrer. Du hast ihnen Niestaback gegeben?

Rothkopf. O weh! O weh! O Gott! O Gott! O Gott! Ich bitte! O weh! O weh!

Lehrer. Schrei nicht so! Du hast ihnen Niestaback gegeben?

Rothkopf. Ich hab' ihnen Niestaback gegeben! O weh! O weh! O weh!

Lehrer. Warum hast du ihnen Niestaback gegeben?

Rothkopf. Weil ich ihnen neidisch bin — o weh! o weh! — Weil sie Glückwünsche können — o weh! O weh!

Lehrer. So? Und nun hab' ich so viele Schläge Unschuldigen ausgetheilt?

Weißkopf. Herr Lehrer, ich habe keine bekommen. Ihre Ruthe ist gar nicht auf meine Hand gefallen.

Lehrer. Wie, mein Sohn?

Die Nieser auf der Bank. Herr Lehrer, wir haben auch keine Schläge bekommen.

Lehrer. O ihr lieben Knaben, wollt ihr das leugnen, was eure Hände und Köpfe beweisen?

Weißkopf. Meine Hand hat keine Striemen.

Lehrer. Wahrhaftig!

Die Nieser auf der Bank. Unsere Hände haben auch keine Striemen.

Lehrer. Wahrhaftig! Nun, wer hat denn die Striemen?

Rothkopf. Ich alle, Herr Lehrer! O Gott! O Gott! Ich alle, Herr Lehrer!

Lehrer. Wahrhaftig! Du hast also alle Striemen? Wie kommt das?

Rothkopf. Ich habe auch alle Schläge bekommen. Jeder Hieb auf die Andern hat mich getroffen.

Lehrer. Ja, Kinder, so frag' ich euch, ist das natürlich? Nei —

Alle Schulkinder. Nein!

Lehrer. Was ist es also? Unna —

Schulkinder. Unnatürlich.

Lehrer. Ja. Und da es unnatürlich ist, so —

Schulkinder. Sollen wir —

Lehrer. So sollen wir be —

Schulkinder. Beten.

Lehrer. Ja, da —

Schulkinder. Daß wir —

Lehrer. Daß es natürlich we —

Schulkinder. Werde.

Lehrer. Werde. Steht auf!

Nach dem Schulgebet erzählte der Weißkopf dem Lehrer die wunderbare Erscheinung des Schulmütterleins und es war erklärt, wer so wunderbar seltsam Gerechtigkeit in diesem Vorfalle geübt hatte. Seitdem ist das „Schulmuaderl" zwar in keiner Schule mehr erschienen, soll aber öfters den Lehrern im Traume erscheinen und ihnen offenbaren, wie sie unparteiisch und gerecht sein könnten.

Des Windes Weinen.

Märchen.

In der warmen Stube auf den reinlichen Boden breitete die fromme, aber arme Mutterwitwe ein Bett und setzte ihr einziges Kindlein darauf, daß es sicher sei in der weichen Vertiefung, nicht rückwärts oder vorwärts zu fallen. Die Mutter konnte außer sich und dem Kinde keine Wärterin nähren und mußte auf den Hausboden, um Flachs zu hecheln. Kein Spielzeug für das Kindlein am Boden? Ein altes Bild, das heute von der Wand gefallen war, reichte die Mutter dem Kindlein hin, daß es damit spiele. Das zerbrochene Glas nahm sie erst weg und gab dem Kindlein die kleinen Figürchen blos, welche, die Geburt Christi vorstellend, aus Wachs gebildet waren. Josef, Maria, Christkindlein und ein wieherndes Rößlein machten die geweihte Gruppe aus, die aber durch den Fall theilweise verstümmelt war. „Spiel, spiel, ma Kinerl, o spiel!" sagte die Mutter und gab erst das Rößlein dem Kind in die Hand, küßte dies weinend, weil sie beide so allein und so arm waren; aber noch mehr, weil ihr verstorbener Mann die drei Tage, als er im Hause lag, immer mit offenen Augen dalag, die man mit aller Mühe nicht schließen konnte. Wer das in seiner Familie an einem Familiengliede erlebt muß selbst bald sterben oder es stirbt ihm das Liebste und Nächste. „Wiad's o sched dösmol nöd woa sa! Wiad's o sched dösmal nöd woa sa!" (Wird's ja doch diesmal nicht wahr sein!) Wird doch die Mutter dem Kinde nicht sterben! Wird doch der Mutter das Kind nicht sterben! So denkend und klagend band die Mutter sich noch ein warmes Tuch um den Kopf, daß sie sich vor der Spätherbst-

witterung bewahre und ging aus der Stube. Das Rößlein in des Kindes Hand zuckte jetzt und athmete leise, regte ein Füßlein, schwenkte das Schweiflein voll glänzender Haare, die feurigen Aeuglein drehten sich frohlebendig, die Mähnen zart und leuchtend wie Sonnenstrahlen wogten fantastisch aufgeworfen hier und da am muthig gebogenen Hälslein wieder hinab; lustig spitzten sich die Ohren vor und zurück; welch' prächtiges Schimmlein lebte da und sprang plötzlich herum vor dem Kinde? Vor Freude schreiend drückte das Kind die Fäustchen in das Bett, als wollte es sich aufhelfen, um das Pferdlein zu verfolgen, das nun auch mit zwei Flügelchen am Rücken versehen bald auf die Wandbänke, bald auf die Fenster, wieder hinab zum Kindlein auf's Bett sich schwang, klingend bei jeder Bewegung wie Töne der Aeolsharfe. Erschreckt über ihr schreiendes Kind wollte die Mutter eilen zu sehen und helfen, und trat zur Thüre herein. Da sah und hörte sie Alles: das Wunderpferdlein lustig springend und klingend und ihr freudig schreiendes Kind. Und ein rosiges Wölklein quoll aus dem Rahmen des Bildes, sich gestaltend zu einem schimmernden, lächelnden Kinde, das mit dem Kinde der Mutter spielte. Voll frommen Schreckens sank diese auf die Knie nieder, um das schimmernde, fremde Kindlein anzubeten, das aus der rosigen Wolke kam und mit ihrem Kinde spielte. Es war das Christkindlein. Laut betete die Mutter:

„O Kristkindl! O Kristkindl! Ma Hearz und Ollas
Will i dia frädö gö'm;
O Kristkindl! O Kristkindl! Ma Hearz und Ollas —
Laust du sched uns zwoa lö'm!"

(O Christkindlein! Christkindlein! Mein Herz und Alles
Will ich dir freudig geben;

O Christkindlein! Christkindlein! Mein Herz und Alles — Lässest du uns Zwei nur leben!)

Und wehmüthig klingend dämmert und nachtet die Luft; lächelnd und spielend streichen sich die Kindlein am Kinn, herzen und küssen sich, und schweben nun, beide strahlend, auf dem Rücken des Pferdleins, das sichtbar nach Breite und Höhe sich dehnt, um geräumig für beide verklärten Kindlein zu werden. Leise singen sie nun, und schweben mit dem Pferdlein zum Fenster, das sich feierlich aufthut, und schweben zum Fenster hinaus. Verwirrt und gefoltert vom Trennungsschmerz stürzt die Mutter an's Fenster, um durch Schließung der Flügel ihr Kind noch an der Flucht zu hindern; da ist es zu spät, und sie verwundet das Kind an der Ferse. Beim heiligen Zug nach dem Himmel an diesen irdischen Schmerz gemahnt, wurde das Kind auch erinnert, wie in dunkelm Traume, an Mutter und Erde, und wollte nicht scheiden vom Fenster, aus dem die Mutter klagte und weinte. Lange schwebte es vor den Augen der Mutter, immer strahlender sich sammt Christkindlein und Pferdlein erhebend, bis Ohnmacht das Auge der leidenden Mutter schloß. Seit jenem Tage hörte die Mutter täglich an der Spalte des Fensters leises Weinen ihres verschwundenen Kindes. Daher saß sie auch täglich und lange an der Spalte des Fensters, horchte und weinte hinaus, bis die leisen, leisen Klagen verschwebten. — Noch immer kann man jenes leise Weinen an Fenstern hören zur Erinnerung und Mahnung den Müttern, daß sie nicht durch zu großen Schmerz des Kindes Tod erschweren. Es heißt des „Windes Weinen“.

Sagen, Aberglauben, Volksgespenster, Volkspropheten.

Wenn drei Tage und Nächte hintereinander ein lebhafter Wind bläst, so muß sich Jemand in der Gegend erhenkt haben.

Das Krähen einer Henne weckt das furchtbarste Unheil eines Hauses; daher einer solchen sogleich der Kopf abgehackt wird.

Wenn die Kohle eines Holzspans im Leuchter ungewöhnlich lange hält, ohne in die unterstellte Wasserwanne hinabzufallen, so kommt bald ein Angehöriger oder Bekannter aus der Fremde zurück.

Man hat oft bemerkt, daß vor dem Hause eines schwer Kranken um die Zeit der Abenddämmerung ein grauer Vogel erschien, der mit wenigen trauervollen Tönen den nahen Tod des Kranken angekündigt habe; man nennt ihn „Stearvogl“.

Bisweilen hört man Nachts ein gedämpftes, erschütterndes Weinen im Hause; die entsetzten Bewohner horchen auf

und suchen umsonst eine Erklärung. Einmal soll es ein verstorbenes Familienglied sein, das weinend das Haus durchschreitet; Andere besorgen ein kommendes, so angekündigtes Unglück. Den Fall aber bezeichnet man mit den Worten: „'s Komuaderl hod gflennt". (Das Klagemütterlein hat geweint.)

Wenn Elstern ungewöhnlich lebhaft um das Haus fliegen und schreien, bedeutet es die Ankunft eines Bekannten oder Verwandten.

Wer auf seinem Felde zwischen dem Getreide eine Furche brach liegen läßt oder mit Klee bebaut, verliert in demselben Jahre noch ein Familienglied durch den Tod. Man nennt den Fall „d' Intasot" (Die Zwischensaat).

Ein gewisser Zauber, ausgeübt über ein Saatfeld, bewirkt in Gestalt eines liegenden Kreuzes zwei schmale Bahnen im Getreide, wo die Aehren zum Theil brandig, zum Theil afterig erscheinen. Man weiß dann voraus, daß beim Dreschen dieses Getreides je das dritte Korn in die Scheuer desjenigen fliegen muß, der den Zauber übte. Der schadende Geist, der dabei dient, heißt „da Pilmasschnid".

Beim ersten Donner im Frühjahre muß man den nächsten schweren Gegenstand heben; man sichert sich für ein ganzes Jahr vor körperlicher Verletzung und gewinnt an Stärke und dauernder Gesundheit.

Wenn man den Kukuk zum ersten male rufen hört, soll man das Geld in der Tasche lärmend durcheinander schütteln, weil Das zu einer glücklichen Vermehrung sehr behilflich sein soll.

Wenn ein Unverheiratheter am Ostersonntage vor Sonnenaufgang aus einem Bache mit den Zähnen ein Steinchen heraufholt und es dann, gegen Osten gekehrt, nach rückwärts über den Kopf wirft, dem wird geoffenbart, ob er im Verlaufe des Jahres noch heirathen werde.

Am Ostermontage flicht man um alle Obstbäume Strohbänder, in der Meinung, dadurch zu reichlichem Fruchtertragnisse sie zu vermögen; denn wie man an Namenstagen durch das „Droßln" zu einem Versprechen verpflichtet, so verpflichtet man gläubig auch die Bäume durch das Drosseln mit Strohbändern.

In einigen Gegenden des Böhmerwaldes wird kein Baum gefällt, ohne daß früher ein Kreuz darein gehauen wurde; auf solchen gefällten Bäumen muß die wilde Jagd, welche Wanderer, die bei deren Herannahen nicht auf das Angesicht stürzten, weit mit sich fortführt, rasten und freilassen.

Die Zungenfäule bei Kindern wird durch ein Sympathiestück geheilt. Der Mann, welcher des wirksamen Heilungstextes kundig ist, läßt sich gegenüber das leidende Kind halten, indem er spricht:

Job ging einst über Land
Und hatte einen Stab in der Hand;
Da begegnet' ihm der Herr
Und sprach:
„Job, warum trauerst du so sehr?"
Job sprach:
„Ach, warum sollt' ich nicht trauern?
Meine Zunge will mir abfaulen."

Der Herr sprach:
„Job, geh' in jenes Thal zur Stund',
Ein Brunnen heilet dir dort den Mund!"*)
Hierauf haucht er dem Kinde drei mal in den Mund und schlägt ein Kreuz über dasselbe. Diese Ceremonie drei mal früh und gegen Abend wiederholt, sichert die gewisse Heilung.

Wer einen gewissen Text sprechend während der ersten Abenddämmerung um sein Haus schreitet, der sichert sich vor Diebstahl; denn obwol der Dieb unangefochten innerhalb der abgeschrittenen Linie um das Haus und in das Haus selbst gelangen kann, so ist ihm doch die Möglichkeit des Entkommens benommen; und er muß entweder das Gestohlene von sich werfen oder mit demselben bepackt den Tag und die Befreiung durch den Hausherrn erwarten.

Vor Jahren soll da ein Mann gelebt haben, vor dessen Augen Hexen und Verwunschene bezeichnet waren. Jene trugen auf dem Kopf ein hölzernes Milchgefäß; diese schleppten an einem Kettlein eine glühende Kugel hinter der Ferse nach. Deshalb war er aber vieler Anfechtungen ausgesetzt, und sein Weg nach der Kirche, welche auf einer bedeutenden Anhöhe stand, war ein Weg der Kreuzigung und der Püffe, sodaß der Unglückliche oft rücklings die Anhöhe ersteigen mußte, um die stürmende Hexenschar durch Kreuzeszeichen und Gebete abzuwehren.

Zur Zeit der Heuernte sah man in einem Bache unter Erlengesträuch jährlich eine Schar badender Weibchen erschei-

*) Das ist der einzige Text, den ich von Sympathiestücken, die unzählige sind, erfahren konnte. Dem Verbote meines lieben Vaters, ihn aufzuschreiben, bin ich nachgekommen und ließ ihn nur drucken.

nen, welche da plätscherten und lärmten und allerlei Fetzen und Windeln von Leinwand zum Trocknen auf das Gesträuch hingen; sie waren nicht größer als einjährige Kinder. In einiger Entfernung durfte man ihnen zusehen, ohne daß sie sich daran kehrten; aber wollte man in ihre Nähe kommen, so erhoben sie ein Geschrei, und tumultuarisch ihre Fetzen und Windeln zusammenraffend rauschten sie unter das Wasser und verschwanden. Ein Bauernbursch, sonst erpichter Vogel- und Taubenfänger, richtete einmal auch eine Falle im Gesträuch am Bache auf — und wirklich ging ihm ein solches Waschweiberl ein. Es hatte ein weißes, reinliches Kleidchen von Leinwand an, das bis an die halbe Wade reichte, und die wohlgekämmten Haare fielen aufgelöst bis zu den Schultern hinab. Ohne Sträuben ließ es sich vom Burschen nach Hause tragen und sah sich frisch mit den schwarzen Aeuglein um. Kaum in die Stube gebracht, streifte das Weiberl die Hemdärmelchen zurück, schürzte das Kleidchen und begann zum Verwundern und Ergötzen der Hausbewohner geschäftig aufzuräumen, Geschirr zu waschen, auf die Wandbänke steigend die Fenster zu reinigen, sang, lief, wenn's etwas nothhatte, in einen Winkel, und was es that, war nicht viel, und kurz, war ruhelos von Morgen bis Abend, ohne sich im Geringsten etwas schaffen zu lassen. Während der Abenddämmerung kam das Wassermännlein, klammerte sich draußen an die Wand und sprach zum Fenster hinein, das Waschweiberl klammerte sich von innen an die Wand und sprach hinaus; und da thaten sie vertraulich und er trug ihr auf, nichts von ihren Geheimnissen auszuplaudern. Als der Winter nahte, dachten die Hausleute daran, das Waschweiberl mit Schuhen zu versehen; aber es reichte das Füßchen nicht dar, um ein Maß nehmen zu lassen; man streute daher Mehl auf den Fußboden der

Stube, und nahm das Maß nach den Tritten des Weibchens. Gut. Die Schuhe waren fertig und man stellte sie dem Weiberl auf die Bank, daß es sich derselben bediene nach Gefallen; aber das Waschweiberl fing an zu schluchzen und zu weinen, weil man seine Bemühungen belohnen wollte, nahm die Schuhe, streifte die Hemdärmelchen wieder vor, entschürzte das Kleidchen und stürzte lautklagend davon und wurde nun nie wieder gesehen. — Es lebt eine Mutter, deren Mutter noch als Kind im Hause ihrer Aeltern lebte, als sich diese Geschichte zugetragen hat.

Ein anderes mal soll man wieder eines von den Waschweibln gefangen haben; das soll aber schlimm, bissig, ganz unverträglich gewesen sein, und wenn man ihm die bis an die Ferse reichenden Haare aus dem Gesicht streichen wollte, soll es auf Einen gespien haben. — Schlimme Weiber hat man genug, daher ließ man das bissige Weiberl schleunigst wieder frei.

Die Geschichte von zwei Fluchern. Der Eine war ein Federnhändler, ein greulicher Flucher. Er sacrementirte gegen die Wolken hinauf ebenso geläufig wie gegen die Erde hinab, und links und rechts um sich. Einmal spielte er Karten im Wirthshause und verlor viel Geld; voll Verdruß und von vielem Trunk erhitzt, mußte er hinausgehen, um Etwas zu verrichten. Als er merkte, daß ihm das nicht recht nach Willen ging, fing er an entsetzlich zu fluchen und wollte gar nicht mehr enden. Ja freilich; da hauste — Gott sei bei uns! — der Leibhaftige senkrecht aus der Luft auf ihn herab und packte ihn, wie er dasaß, wüthend mit seinen Krallen, trug ihn über das Gebirge und warf ihn dann so

gewaltig in eine Pfütze nieder, daß der Schmutz bis an die Wolken über ihm aufflog.

Anwendung: „Nun, der ließ weiter das Fluchen bleiben!"

Der Andere war nur ein junger Haushirt; fluchte und sacrementirte der kleine Stinker ärger als ein Großer! Wenn jeder Himmelsacrementer, den er ausstieß, eine Erbse gewesen wäre, so hätte er täglich den ganzen Böhmerwald unter Erbsen gestellt. Aber warte, kleiner Stinker! — Da trieb er einmal gegen Abend vom Felde die Herde heim, und trat mit dem bloßen Fuß auf einen spitzen Stein. Vor Schmerz warf er sich nieder, nahm den schmerzenden Fuß in beide Hände und rutschte wie ein Hund, dem man Pfeffer in den Hintern gerieben, am Boden hin und her, indem er höchst greulich fluchte. Gut, kleiner Stinker! Es ist noch nicht Abend und du bist noch nicht zu Hause, kleiner Stinker! — Beim Abendessen wollte der Hausherr plötzlich ganz frisches Wasser haben. Was gilt's, kleiner Stinker, du wirst das Wasser holen müssen? Richtig. Er nahm den Krug und ging vor das Haus und unter die Linde zum Brunnen. Wie er aber den Krug untertauchen wollte, schoß plötzlich sausend und funkensprühend ein glühender Teufel auf die Linde hin und grimass'te entsetzend auf den kleinen Stinker nieder! — Nein! Hat der das Fluchen bleiben lassen!

Eines Sonntags nach Mittag war einmal ein Hausvater in seinem einschichtigen Hofe von den Seinen allein zu Hause, hatte aber einen guten Freund auf Besuch bei sich. Sie kurzweilten sich durch freundliche Reden und dachten nicht im Geringsten an Das oder Das, was gefährlich sein könnte. Nun traten aber auf ein mal sechs Mordiokerls

herein und sagten: „Guten Tag! — Geld her!“ — Der Hausvater sah sie eine Weile an, rückte sein Käppchen: „O guten Tag!“ — „Schön Dank!“ — „Ja, und Geld, meine Herren?“ — „Bitte, mein Leben zu schonen.“ — „Ja, mein Geld, meine Herren!“ — Er stand auf, ging in die Kammer, hob ein Bret vom Fußboden auf, nahm einen irdenen, drahtumflochtenen Topf heraus, kehrte in die Stube zurück, schüttete das Kupfer- und Silbergeld auf den Tisch: „Bitte, meine Herren, da liegt mein Geld, meine Herren!“ — Die sechs Mordiokerls griffen höchst zufrieden zu, und kümmerten sich wenig, daß der Hausvater ein leeres Gläschen vom Wandgestelle nahm und es verkehrt auf die Tischplatte stürzte. Kaum war aber das geschehen, so konnte keiner der sechs Mordiokerls ein Glied mehr regen, und sowie Jeder die Hände in den Geldhaufen drückte, blieben sie starr eingedrückt. Wetter aber! Jetzt holte der Hausvater mehre Ruthen und biegsame Rohrstäbe hervor und fragte den guten Freund, der auf Besuch dawar, was besser wäre: Ruthen oder Rohrstäbe? Für Rohrstäbe entschieden sich beide. Nun denn, Rohrstäbe! Es hat noch vor und nach keine menschliche Sitzung mehr Streiche bekommen, als die der sechs Mordiokerls; sie pusteten an zwei Stellen, daß sich die zwei Aufstreicher endlich zurückziehen mußten. So. Nun schwenkte der Hausvater das Gläschen und heulend entstürzten fünf der Mordiokerls; der sechste Mordiokerl aber wollte sich rächen. Hm, da stürzte der Hausvater lächelnd sein Gläschen wieder auf den Tisch, und zerbeizte dem Schurken einzeln so lange die Sitzung, bis er greulich um Gnade schrie und in Freiheit [illegible] nahen Wald durchheulte. Der Hausvater [illegible] chelnd sein Geld wieder zusammen [illegible] irdenen, drahtumflochtenen Topf [illegible]

mer zurück, hob wieder das Bret am Fußboden auf, stellte den Topf hinunter, kam wieder zurück, und weil der gute Freund nach Hause mußte, drückten sich beide freundlich die Hände und lächelten über den Vorfall. — Der Mann ist schon gestorben, welcher den Augenzeugen dieses Vorfalles kannte, und die Geschichte oftmal erzählte.

Aber neuester Zeit hat sich ein seltsamer Fall ereignet. Den Herrn und den Ort will ich nicht nennen. Dieser Herr saß eines Nachmittags — nein, es war an einem Sonntag Vormittags während der Kirchenzeit, da saß dieser Herr an seinem Schreibtische und schrieb; und als er nach einer Prise Taback langend, eben ein wenig aufblickte, bemerkte er, daß eine unheimliche Gestalt im Winkel an der Thüre stand, im Halbschatten und regungslos, und mit großen schwarzen Augen ihn anstarrte. Gott sei bei uns! Und wem das geschähe, der möchte wol rufen „Wer da?" Aber der Herr konnte nicht rufen „Wer da?" Denn es ruft sich leicht „Wer da?" wenn Niemand da ist, oder Jemand Bekannter. Aber Der (†††) im Halbschatten an der Thüre mit einem unheimlichen Strich über der Stirn und mit rußigem, eng anliegenden Ledergewand, der unbewegliche Unheimliche war nicht eben bekannt, und war doch Jemand. Der Herr des Zimmers kann „Wer da?" rufen, und den hinauswerfen, der nicht Herr des Zimmers ist, und dies Recht bestreitet ihm Niemand. Aber der Niemand, der sich sein Recht nicht bestreiten läßt, ist der Herr des Zimmers, der sich vom Schreibtisch in das Nebenzimmer zurückzieht, erwartend, wie gnädig der Unheimliche im Halbschatten an der Thüre sein werde, sich zu entfernen. Aber es wurde

Nacht und Tag und wieder Nacht und wieder Nacht, und vier mal Nacht und vier mal Tag, ohne daß sich Der an der Thüre regte und weder den Herrn des Zimmers hinausließ, noch Jemand zum Herrn des Zimmers hereinließ. Endlich mußte der Sprachlose, Starre, Unheimliche an der Thüre Zustände kriegen; er verschwand; man konnte es riechen. Der Herr kehrte seinen Lebenslauf um und wurde ein Wechselbalg. — Dicunt.

Ein Fuhrmann wollte einmal gegen Abend noch ein unweit entlegenes Dorf erreichen; die vier rüstigen Pferde schritten tüchtig vorwärts, die Räder knarrten, der Fuhrmann mußte seine Schritte zu ungewöhnlicher Eile spornen, um mit den Pferden Schritt zu halten. Aber es schien dem Fuhrmann, als ob der Boden vorwärts und sein Wagen rückwärts ginge; es lagen dieselben Steine, über welche die Räder eben gegangen, wieder vor dem Wagen; das Kreuz, kaum zehn Schritte vor dem Wagen, schob sich in derselben Entfernung vor dem Fuhrmann weiter, wie sehr auch die gepeitschten Pferde schnaubend und dampfend vorwärts schritten und die Räder um die Achse flogen. Da wälzte sich plötzlich ein funkensprühendes Faß neben dem Wagen daher, und vorwärts ging es nun ohne Hinderniß; die Steine, worüber die Räder gingen, kehrten nicht wieder, das Kreuz rückte zurück, das Dorf, welches zu erreichen war, wurde sichtbar und kam näher; aber entsetzt gewahrte der Fuhrmann die glühende Begleitung, in Angstschweiß gebadet schlug er auf die Pferde los, um dem nebenher kollernden Feuerfasse zu entkommen; dieses aber schoß unweit des Dorfes plötzlich an einen Baum, borst mit einem

betäubenden Knall und verschwand. Auf derselben Stelle stand plötzlich ein schwarzer Mann. Der Fuhrmann sprach in fast tödtender Angst ein „Vergelt's Gott!" und auch der schwarze Mann verschwand, indem er sagte, „daß er dreihundert Jahre auf dieses „Vergelt's Gott!" gewartet habe; nun sei er erlöst!" — Entsetzt durch diesen Vorfall jagte der Fuhrmann in das Dorf, hatte die Sprache drei Tage lang verloren und starb gerade ein Jahr nachher an demselben Tage, wo er die Erscheinung gesehen hatte.

Ein Roßhirt hütete ein mal im Böhmerwalde seine Pferde. Um bequemer die Aufsicht zu führen, setzte er sich auf sein Lieblingspferd; und als es Abend wurde, zählte er nach, ob er alle Rosse beisammen habe. Und sieh! es fehlte ihm sein Lieblingspferd. Er schrie und pfiff und jagte suchend kreuz und quer, und konnte das Roß nicht finden, auf dem er saß. Es schnob und dampfte unter dem verwirrten Reiter das Roß und wieherte heftig, um sich dem Hirten kund zu geben, der es ritt. Maria! Gnadenvolle! wie mußte den Gott verlassen haben, daß er das Roß nicht fand, auf dem er ritt, sondern sich plötzlich, verzweifelnd über den Verlust, vom Rücken desselben auf einen Baum schwang und sich mit dem Schnupftuch erhenkte! — Noch dieselbe und jede folgende Nacht durchheulte das Gespenst des Roßhirten den Wald und die Gegend, hockte Jedem auf, der seinen Namen rief, und ließ sich eine Strecke weit tragen. Bisweilen kam er in der Abenddämmerung in die nahen Dörfer und grinsete blärrend hier und dort plötzlich zu den Fenstern hinein. Dem Grenzcordon schien es oft, als ob man eine Herde grunzender Schweine über die Grenze paschen wollte, und

wenn man näher kam, war nichts zu sehen als eine fliehende, hohnlachende Gespenstergestalt. So trieb viele, viele Jahre sich dieses Gespenst, zum Schrecken und zur Qual der Gegend, umher, und soll noch jetzt nächtlich Wandernden, wenn sie spottend seinen Namen „Stilzl" rufen, aufhocken oder sie auf andere Art plagen und necken.

Kleiner Anhang

von

Nationalliedern.

Schwoarzaugat's Büawal,
Du bist da mainö,
Du bist mia scho gworn
In's Hearzal ainö.

Glonzat [1]) koan Augerl dia,
Klopfat [2]) koa Hearzerl dia:
Wa's wol koa Lö'm [3]) mäa [4]), galt? [5])
Af deara [6]) Walt! [7])

Dös is a Taifls-Gschboas,
Doß eiz da Voda woas [8])
Doß i a Deanal ho [9])
Durt hintan Zo [10]).

---

1) Glänzte. 2) Klopfte. 3) Leben. 4) mehr. 5) gelt. 6) dieser. 7) Welt. 8) weiß. 9) habe. 10) Zaun.

Wenn i dz Nocht [1]) munta wea [2]),
Und d' Büawla singa hea [3]),
Gangi [4]) gean außö a [5]),
Wa [6]) gean daba [7])!

Ho [8]) mö [9]) so long scho gmeiht [10]),
Doß i a Deanal heit [11]):
Bis ma [12]) r an [13]) Dianla gfolt [14]),
Wiadma [15]) z'lötzt olt [16]).

Imma hübsch Gald im Lö'm [17]),
Schotzerl und di [18]) danö'm [19]):
Owa [20]) nöd krok [21]) daba,
Deaffat [22]) ma [23]) sa [24])!

Juche! Du frischa Bua,
Knöpf' dia da Tascherl zua;
Wenn a mol [25]) 's Tascherl springt —
's Galt'l foklingt!

Galta [26]) i gfollat [27]) dia,
Galta i taugat dia,
Galta i wa [28]) dia röcht [29]) —:
Won a [30]) dö möcht!

---

1) in der Nacht. 2) werde. 3) höre. 4) Ging ich. 5) auch. 6) Wäre. 7) dabei. 8—9) Habe mich. 10) bemüht. 11) hätte. 12) man. 13) einem. 14) gefällt. 15) Wird man. 16) alt. 17) Leben. 18) dich. 19) daneben. 20) Aber. 21) krank. 22) Dürfte. 23) man. 24) sein. 25) einmal. 26) Gelt! Nicht wahr? 27) gefiele. 28) ich wäre. 29) recht. 30) ich

Woartno[1] schei's[2] Deanal,
Du host dö fogoft[3];
Am Sunta[4] san[5] Spielläd[6] —
Kost[7] sitz'n bläm[8] oft.

Gstoarm[9] is da hübschö Bua;
Liegt in da Tautntrua[10]; —
„Büawal, du sogst[11] koa Woart[12],
„Is da rächt hoart[13]?"

Wennst no so stolz nöd tast[14],
Und so voll Haumuath[15] wast[16],
Räch und gschickt wast o gnua,
Und hübsch dazua!

Gstoarm is ma[17] Dianal a[18],
Stei[19] eiz[20] und flänn[21] daba[22]:
„Doß d'owa[23] goa ninx[24] sogst[25],
„Ob's d'[26] mö no mogst[27]?"

Is denn koa Himml mea[28],
Is denn koa Hill[29] a mea,
Doß i in Himml kam[30] —
's Dianal in d' Hill?

---

1) Drohend: Warte! 2) schönes. 3) vergafft; verliebt. 4) Sonntag. 5) sind. 6) Spielleut, Musik. 7) Kannst. 8) bleiben. 9) Gestorben. 10) Todtentruhe, Sarg. 11) du sagst. 12) Wort. 13) hart, schmerzlich; bedrückend. 14) thätest. 15) Hochmuth. 16) wärest. 17) mein. 18) auch. 19) Stehe. 20) jetzt. 21) weine. 22) dabei. 23) Daß du aber. 24) nichts. 25) sagest. 26) Ob du. 27) magst. 28) mehr. 29) Hölle. 30) käme.

Wissat i goa so gean,
Wea r ihra Schotz wiad wean;
Mia r is von Hearzn guat —
Sogt mia ma Bluat.

Jaga[1]), wirf's Bixerl um,
Laf[2]) durt zon Waldla[3]) hi[4]);
Findst a da Schotzerl nöd —
Fina[5]) kost mi.

Spielläd spielt's lustö af,
Schänk äng[6]) söx[7]) Potzn draf[8]),
Tröfts[9]) mia no 's rächtö Liad,
Weat's ma[10]) nöd müad[11]).

Gi mia ma Hüaterl hea,
Doß i doch fürtö[12]) wea[13]), —
Juche! Ma Schotzerl o:
's Franzl is do[14]).

Dianal moch 's Hearzerl zua,
Kimt[15]) da schei[16]) Nochbasbua;
Is goa r a faina Hecht,
Dea dö gean mecht.

---

1) Jäger. 2) Laufe. 3) zum Wäldchen. 4) hin. 5) finden. 6) euch 7) sechs. 8) drauf. 9) Trefft. 10) Werdet mir. 11) müde. 12) fertig. 13) werde. 14) da. 15) Kommt. 16) schöne.

He lustö, ma Fixerl!
In d' Walt geiht da Ritt;
Und find' ma r a Schotzerl,
So bring' ma r uns mit.

Ma Büawal is furt,
Is aus üwa d' Heh';
Mog nimma dro denka,
Dem Hearzerl thuat's weh.

Jetza r is guat um mi,
Hot da Bursch 's Mänsch füa mi —:
Ea [1]) muaß sa Gald owean [2]),
Und mi hots gean.

S, C, H, schnaid' dö nöd,
Durt liegt a Stoa [3]) — und koa
Trais Schotzerl kriagö nöd —
Blaib' ö aloa [4]).

Da Bianbam [5]) is volla Bian,
I los ma man Schotz nöd wian [6]),
Dz Nocht, Büawal, hots gwaht [7])
Im Kammerl schei stad.

---

1) Er. 2) ausgeben, durchbringen. 3) Stein. 4) allein. 5) Birnbaum. 6) wehren. 7) geweht.
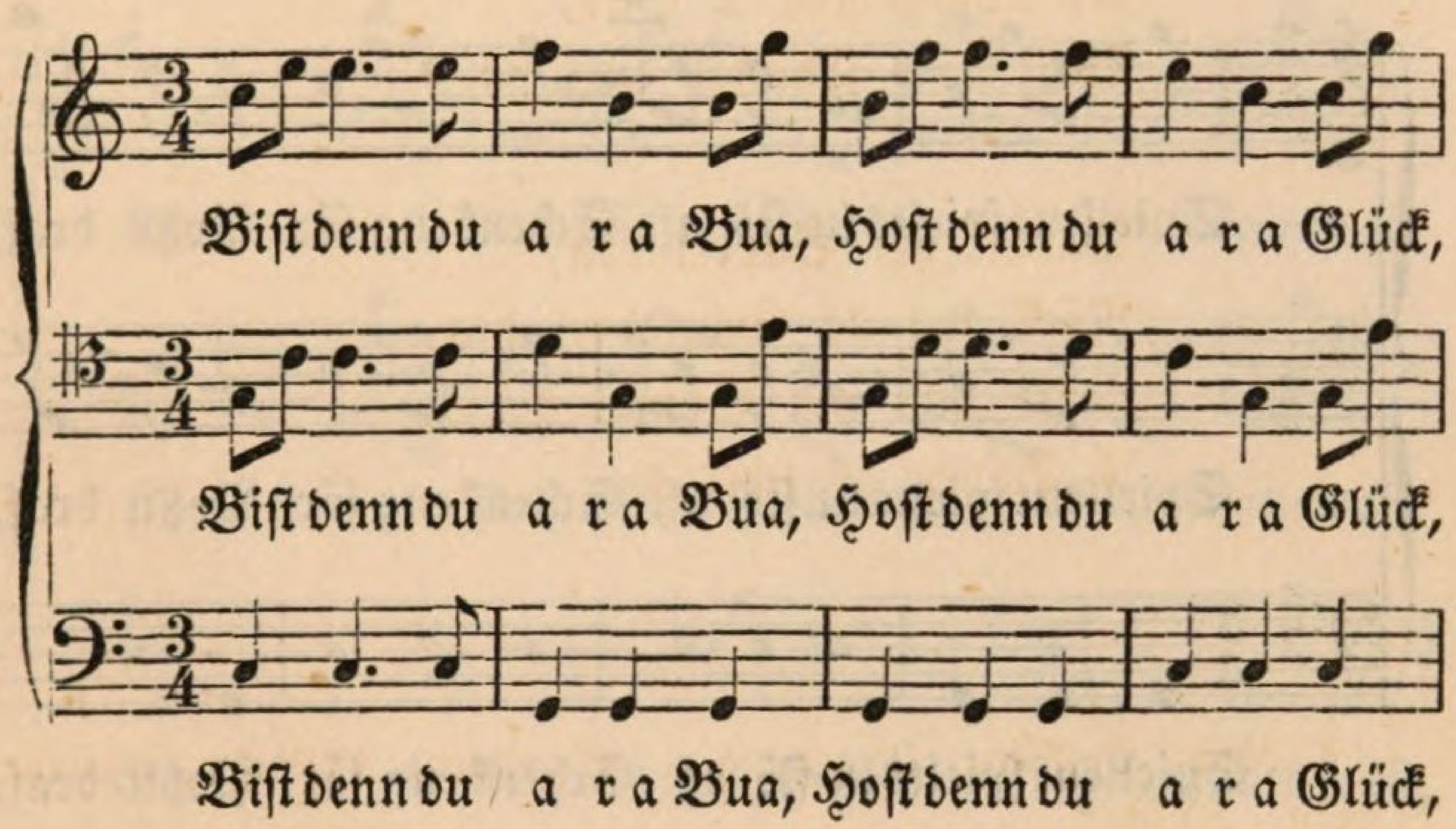
Af [1]) Wäan [2]) binö gonga [3]),
Af lota gräan [4]) Ronga [5]);
Af Wäan geh' r i no,
Weil ö 's Dianal durt ho [6]).

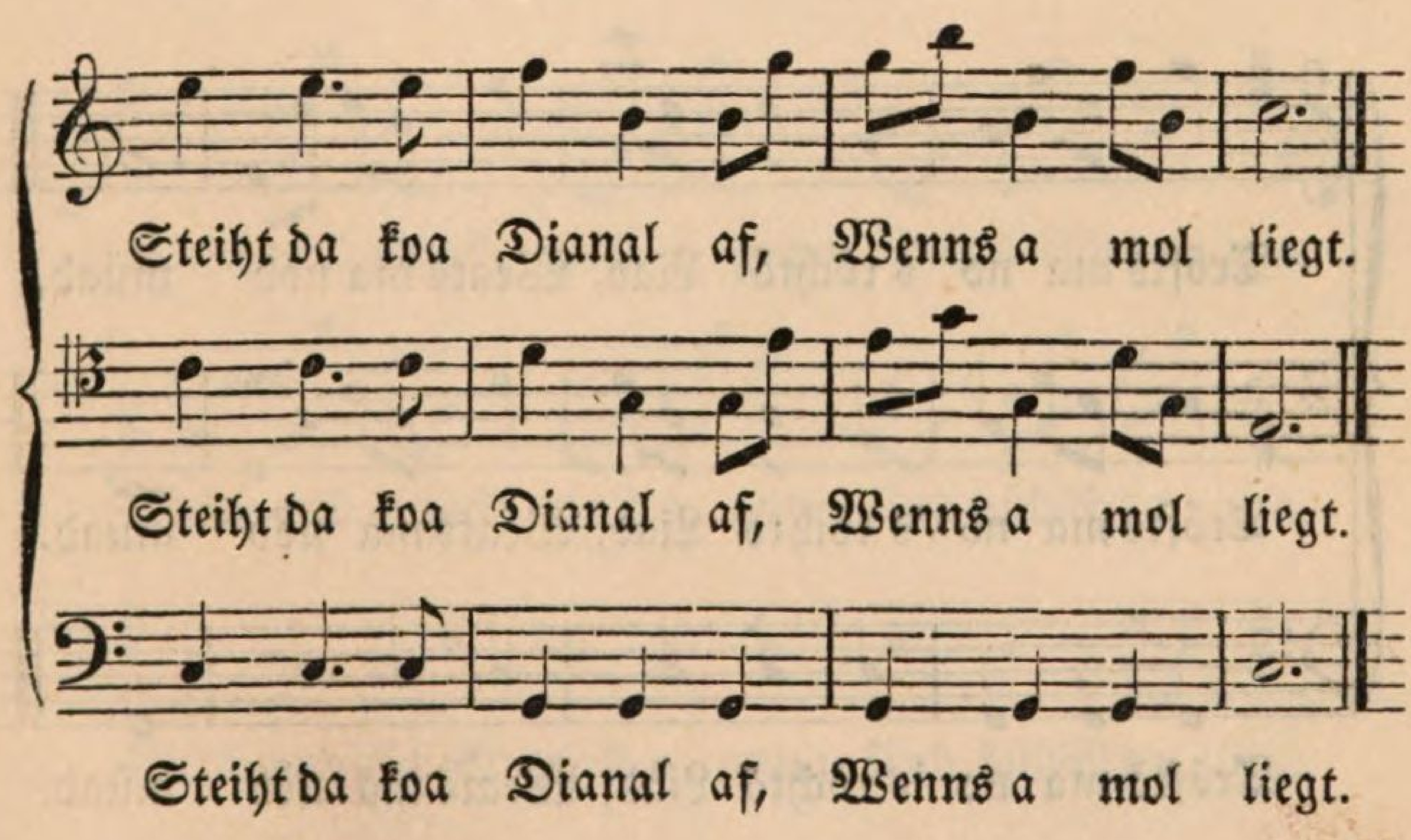
Säperl hi, Säperl hea,
Röck' ma da Schnaberl hea,
Loßts mia ma Säperl gei [7]),
's Säperl is schei [8]).

---

1) Nach. 2) Wien. 3) gegangen. 4) grünen. 5) Rasen. 6) habe. 7) gehn. 8) schön.
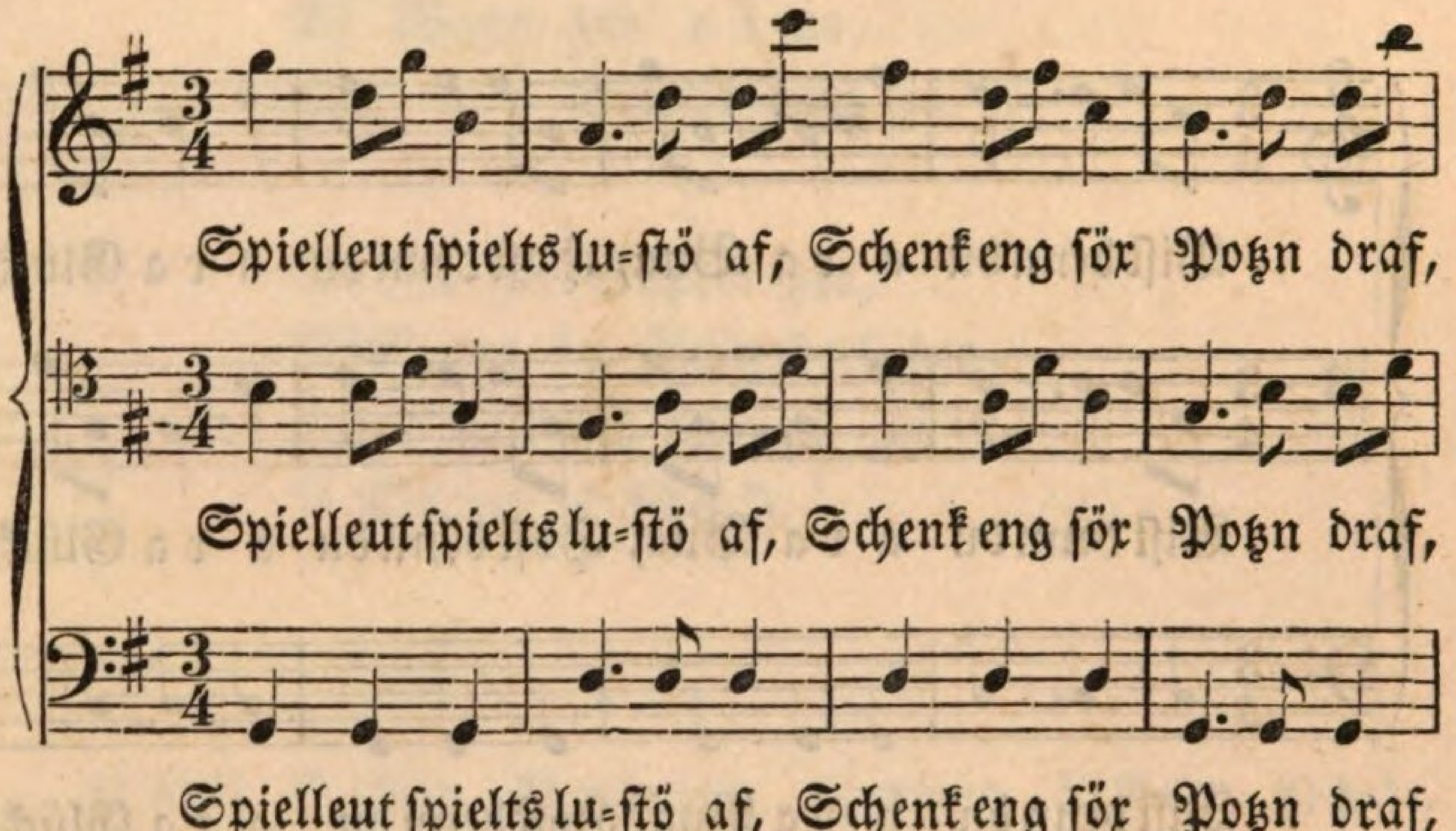
Erste Melodie.

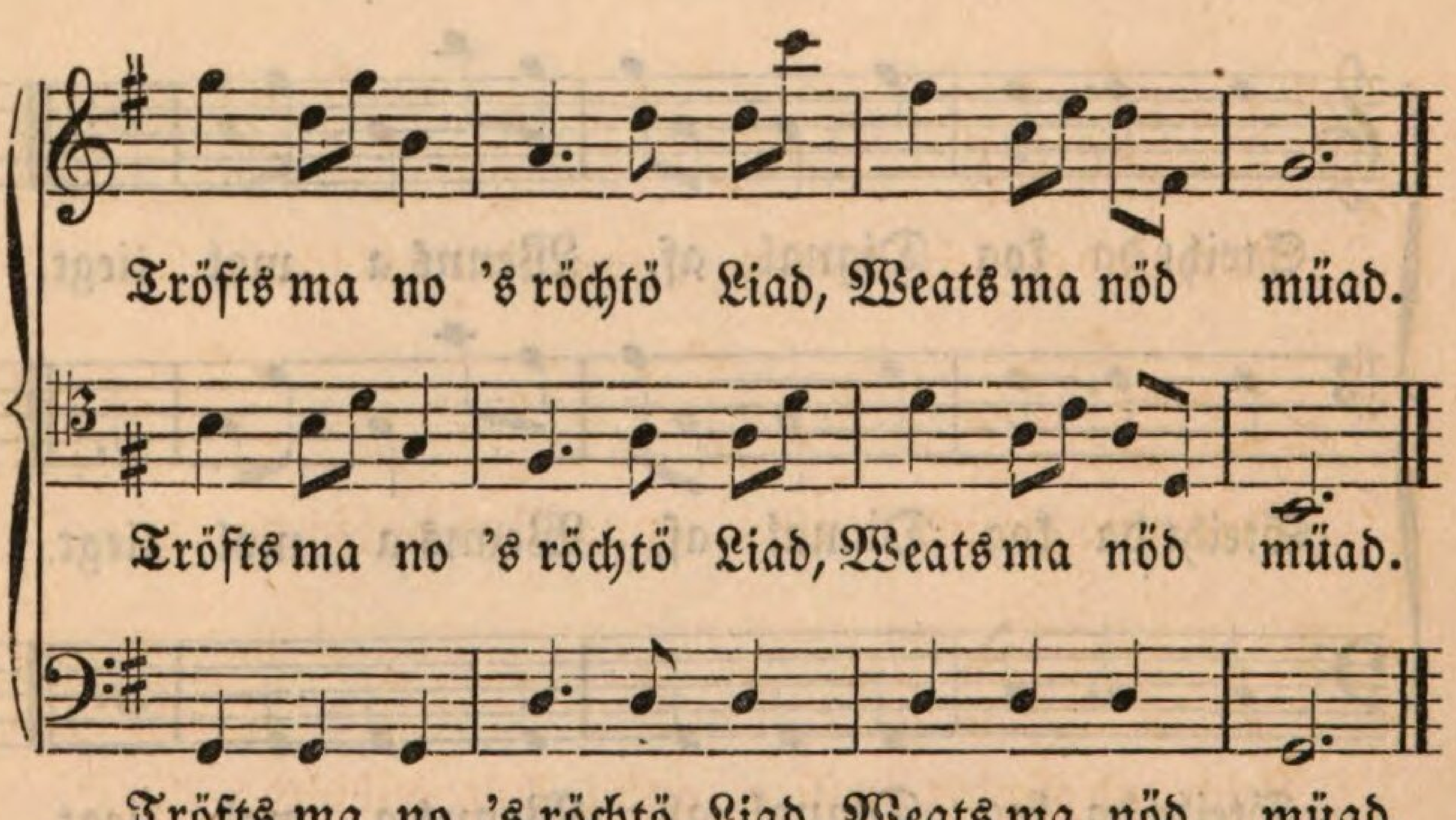




Bist denn du a r a Bua,
Host denn du a r a Glück,
Steiht da koa Dianal af,
Wenns a mol liegt.
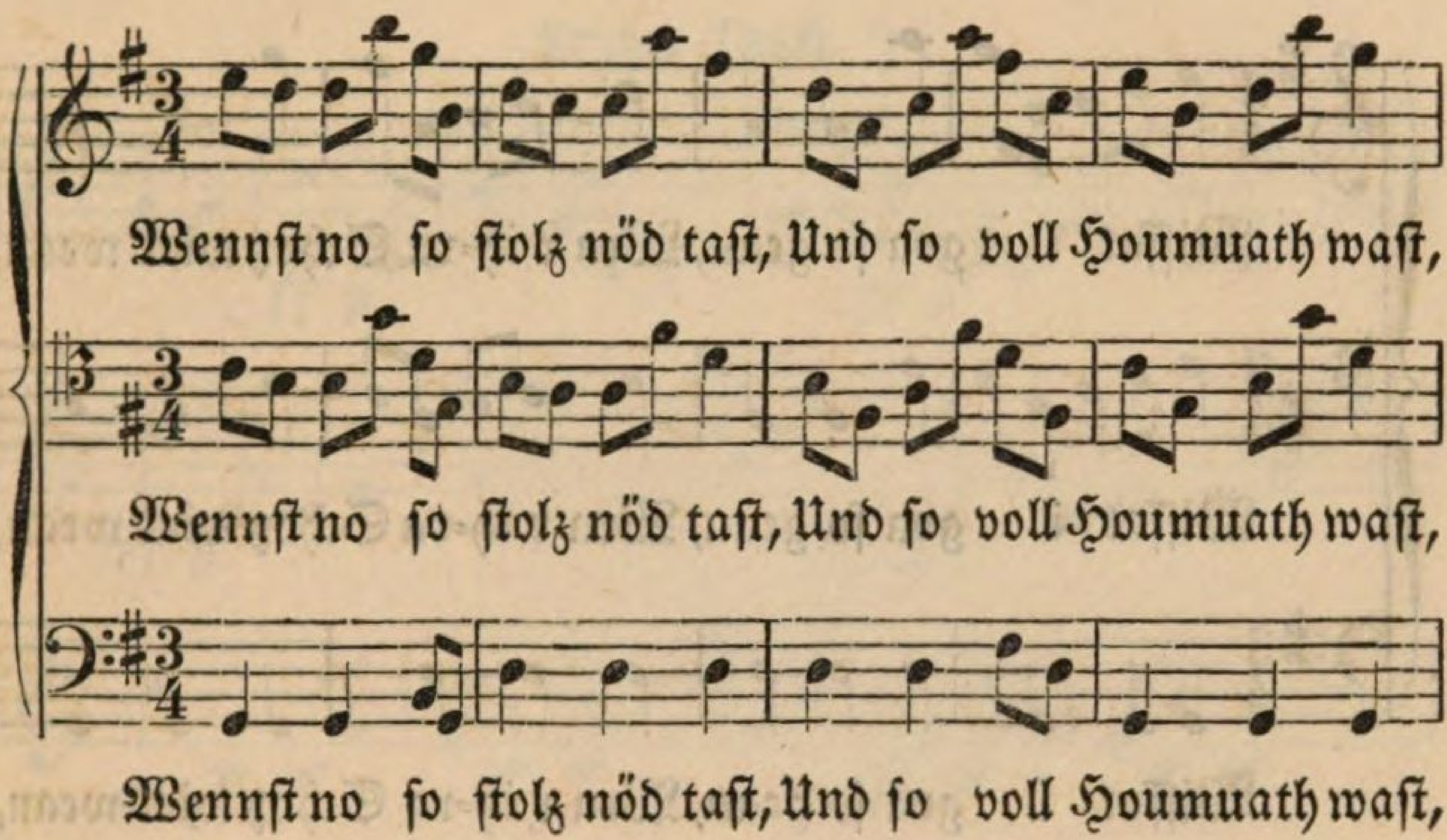
Zweite Melodie.

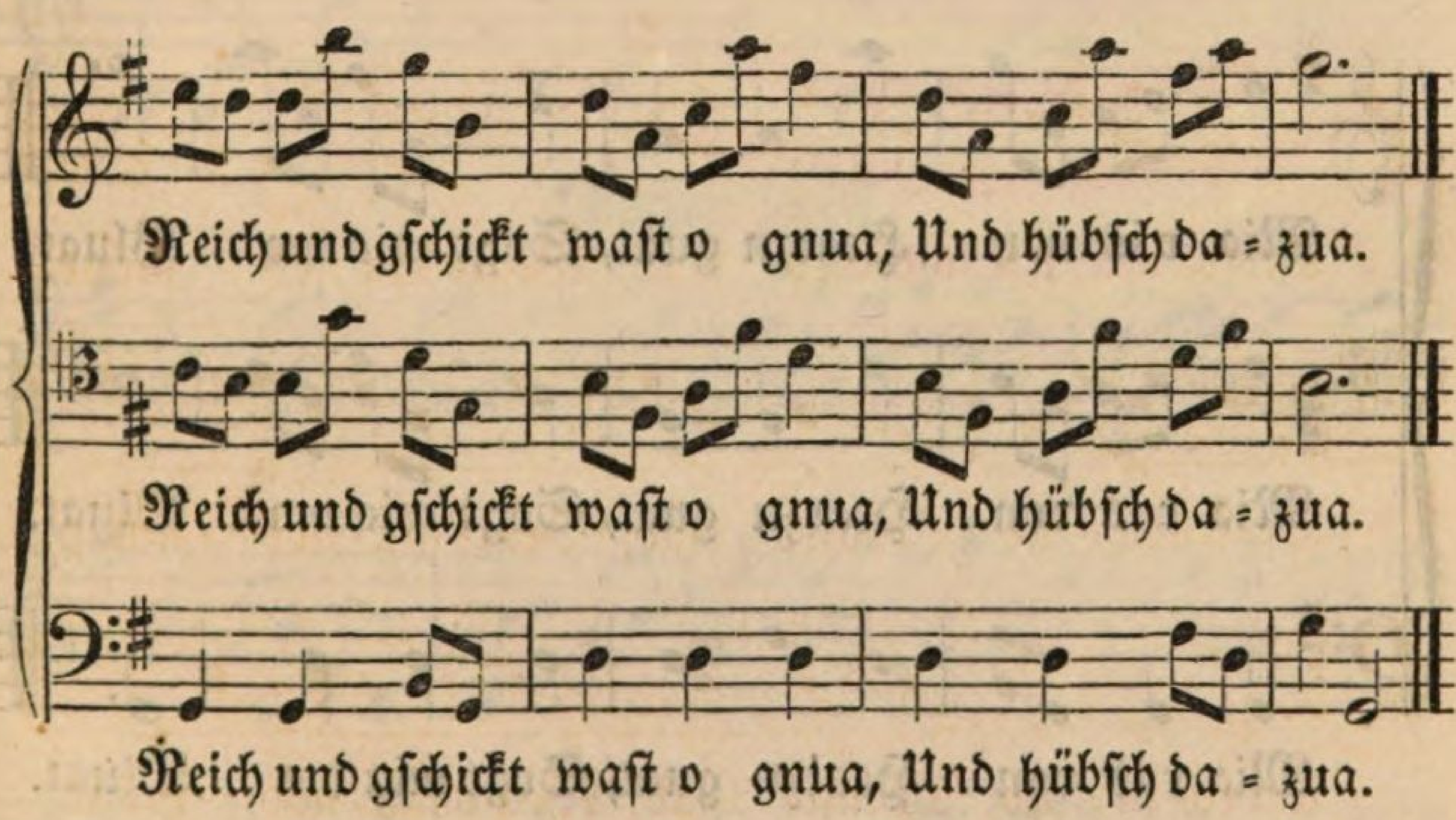




Spielleut spielts lustö af,
Schenk eng för Potzn draf,
Tröfts ma no 's röchtö Liad,
Weats ma nöd müad.

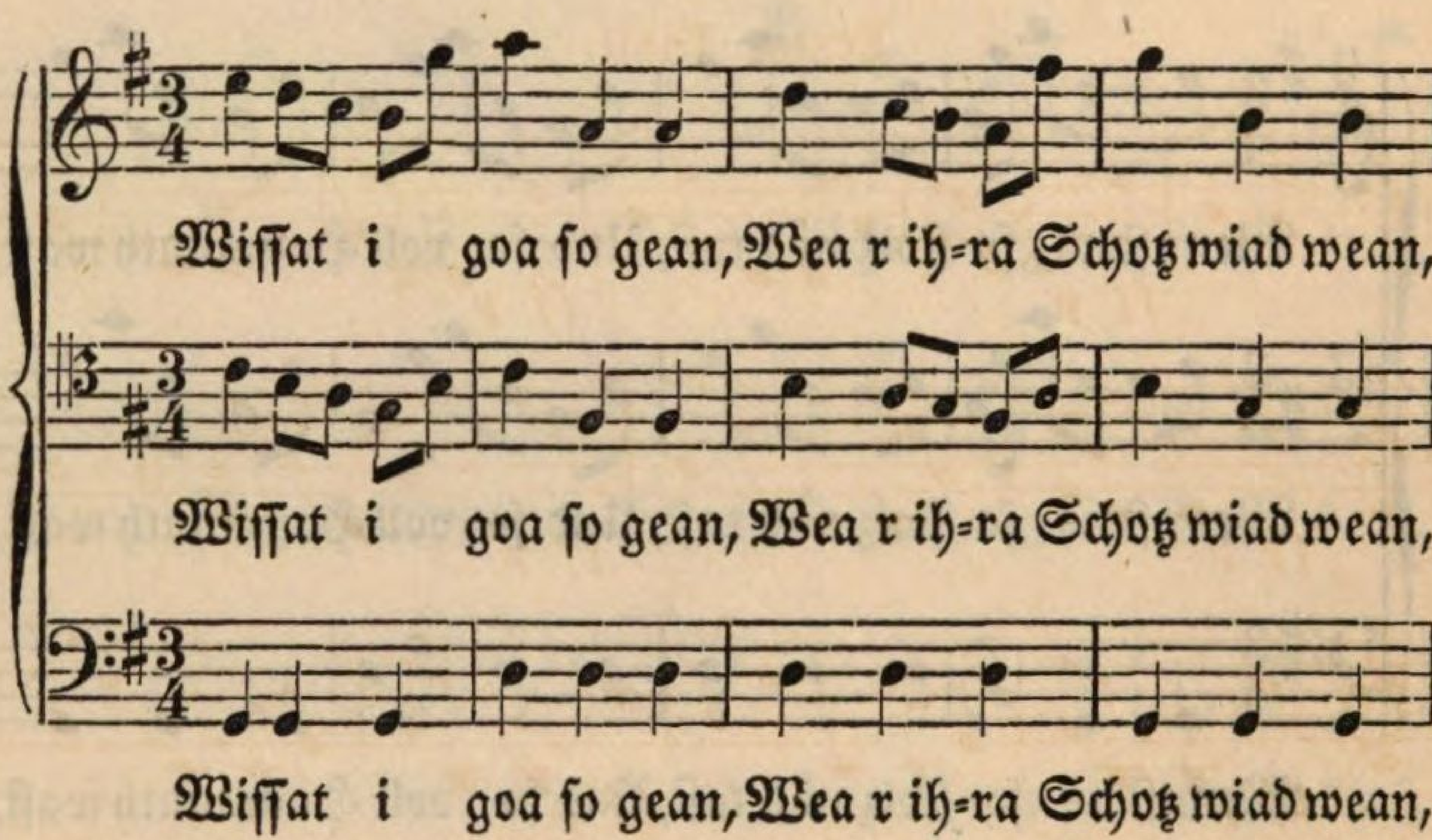
Dritte Melodie.
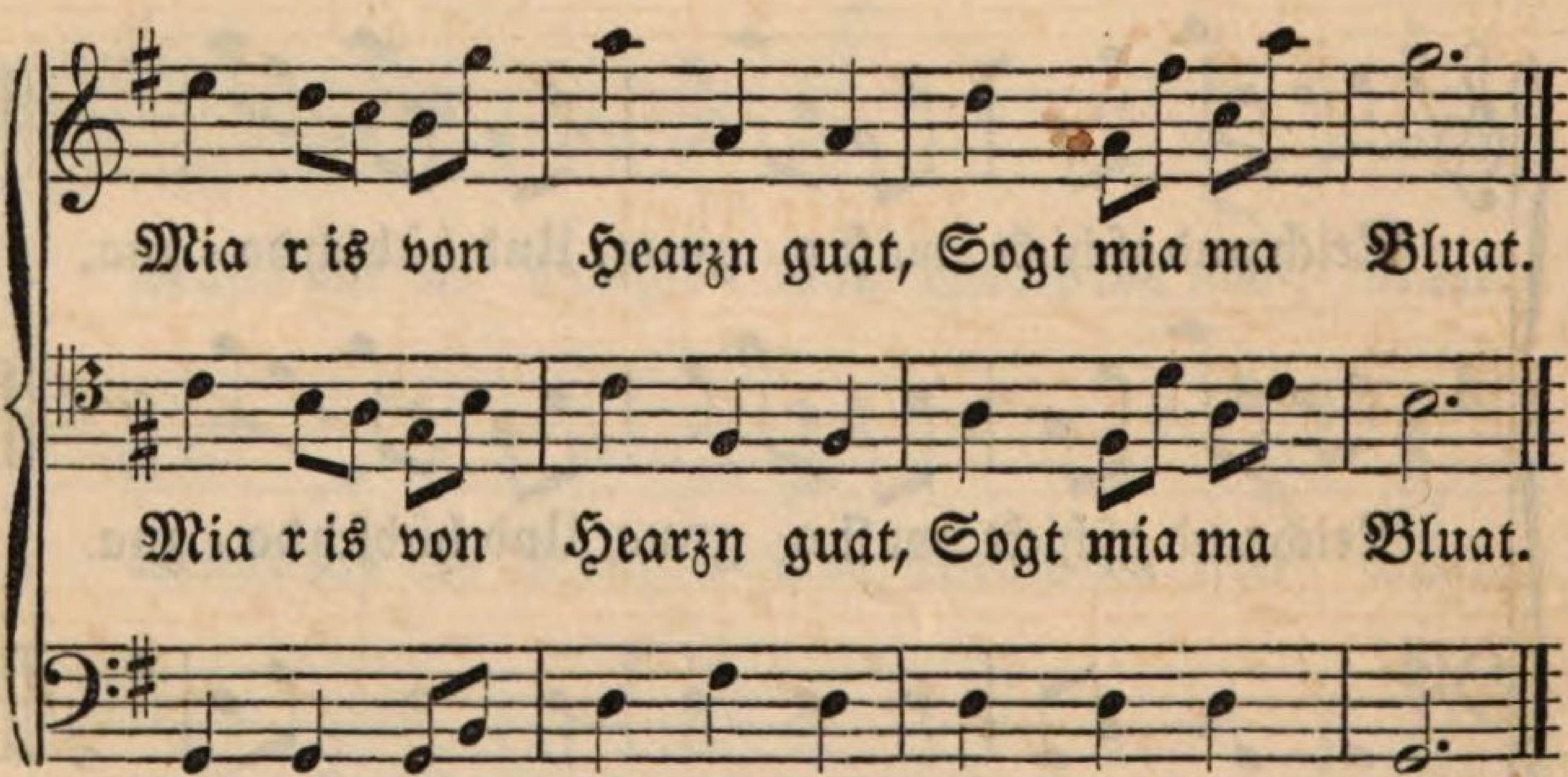




Wennst no so stolz nöd tast,
Und so voll Houmuath wast —:
Reich und gschickt wast o gnua,
Und hübsch dazua.

Vierte Melodie.
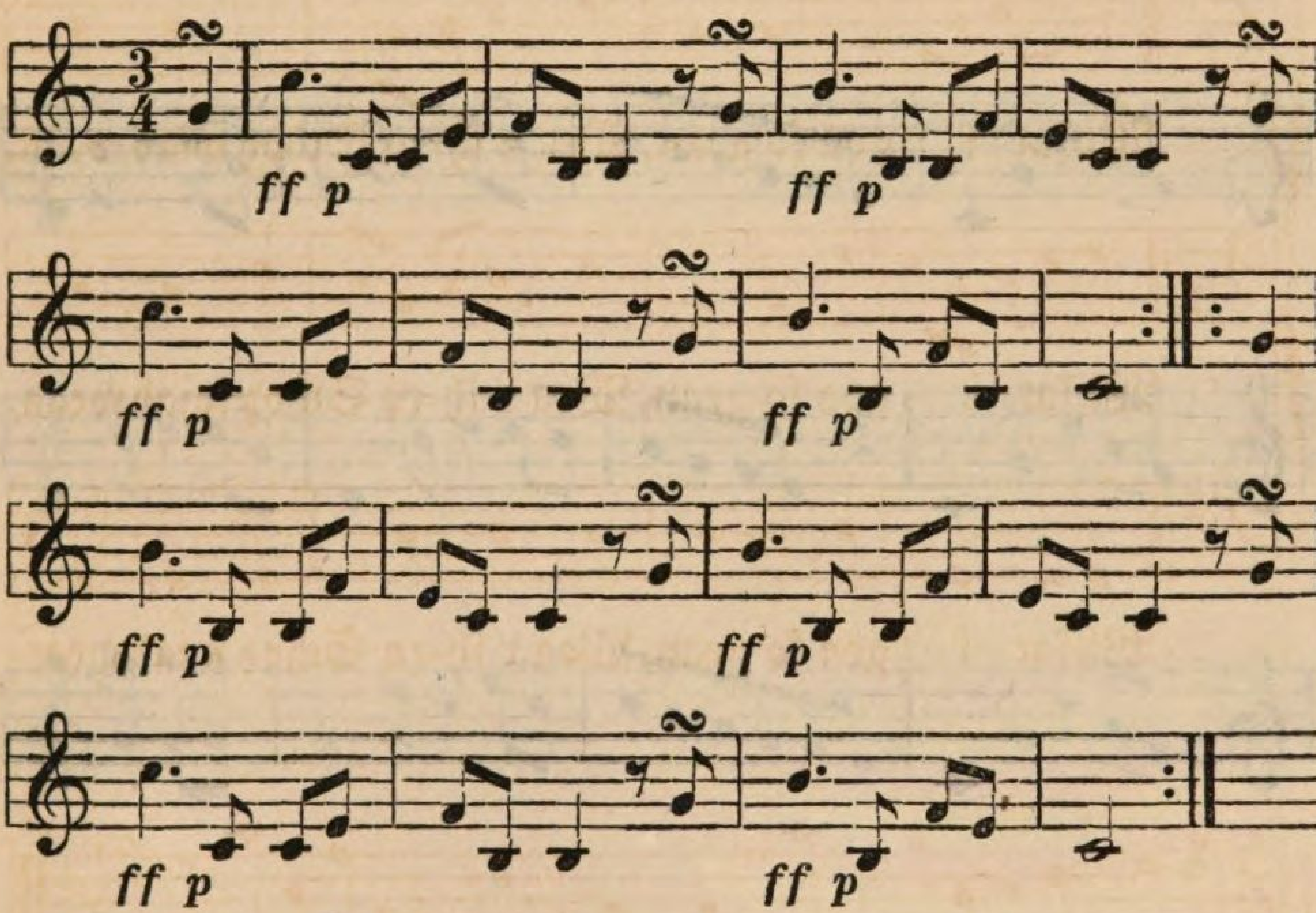




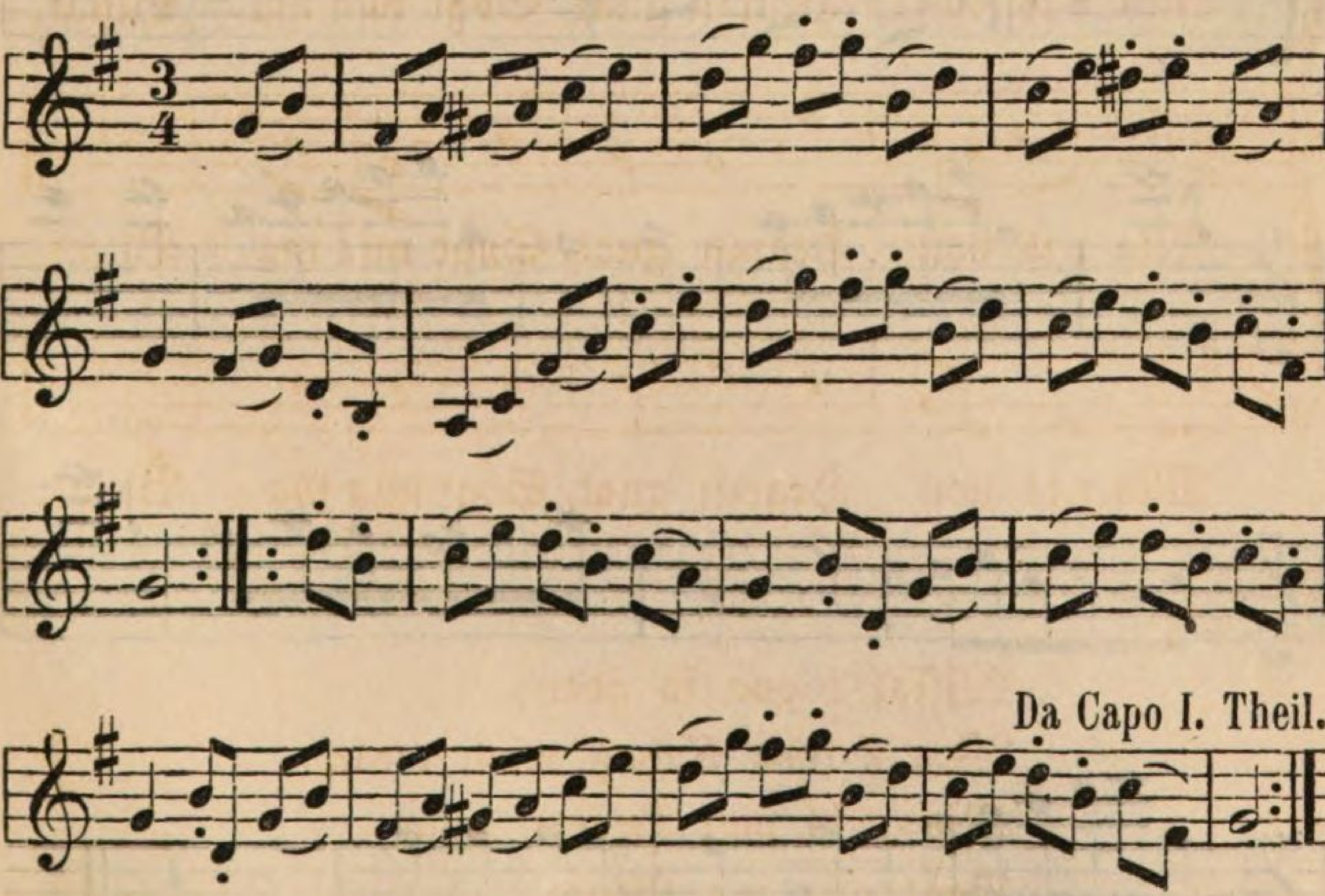
Wissat i goa so gean,
Wea r ihra Schotz wiad wean,
Mia r is von Hearzn guat,
Sogt mia ma Bluat.

Alter Ländler.

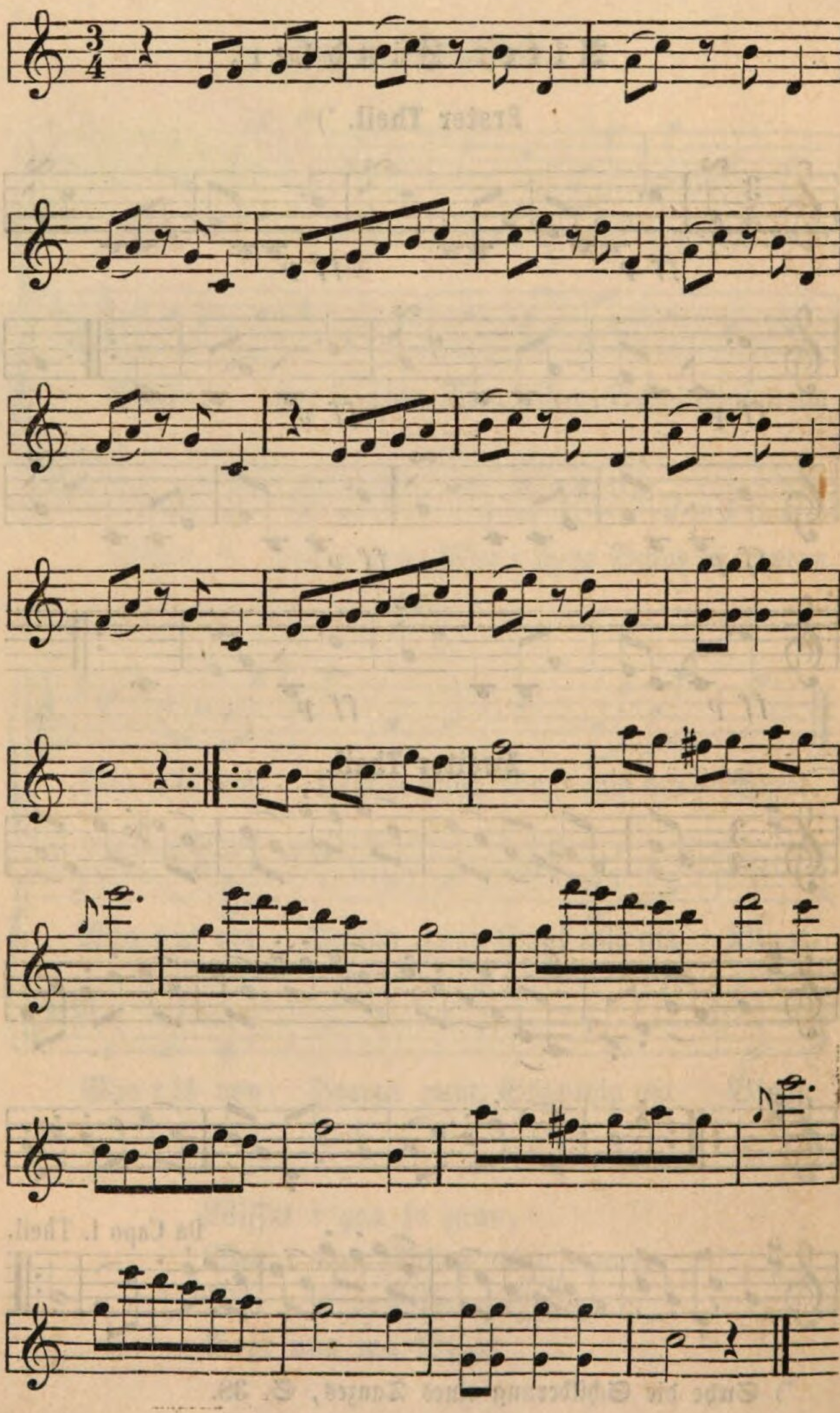
Erster Theil. *)

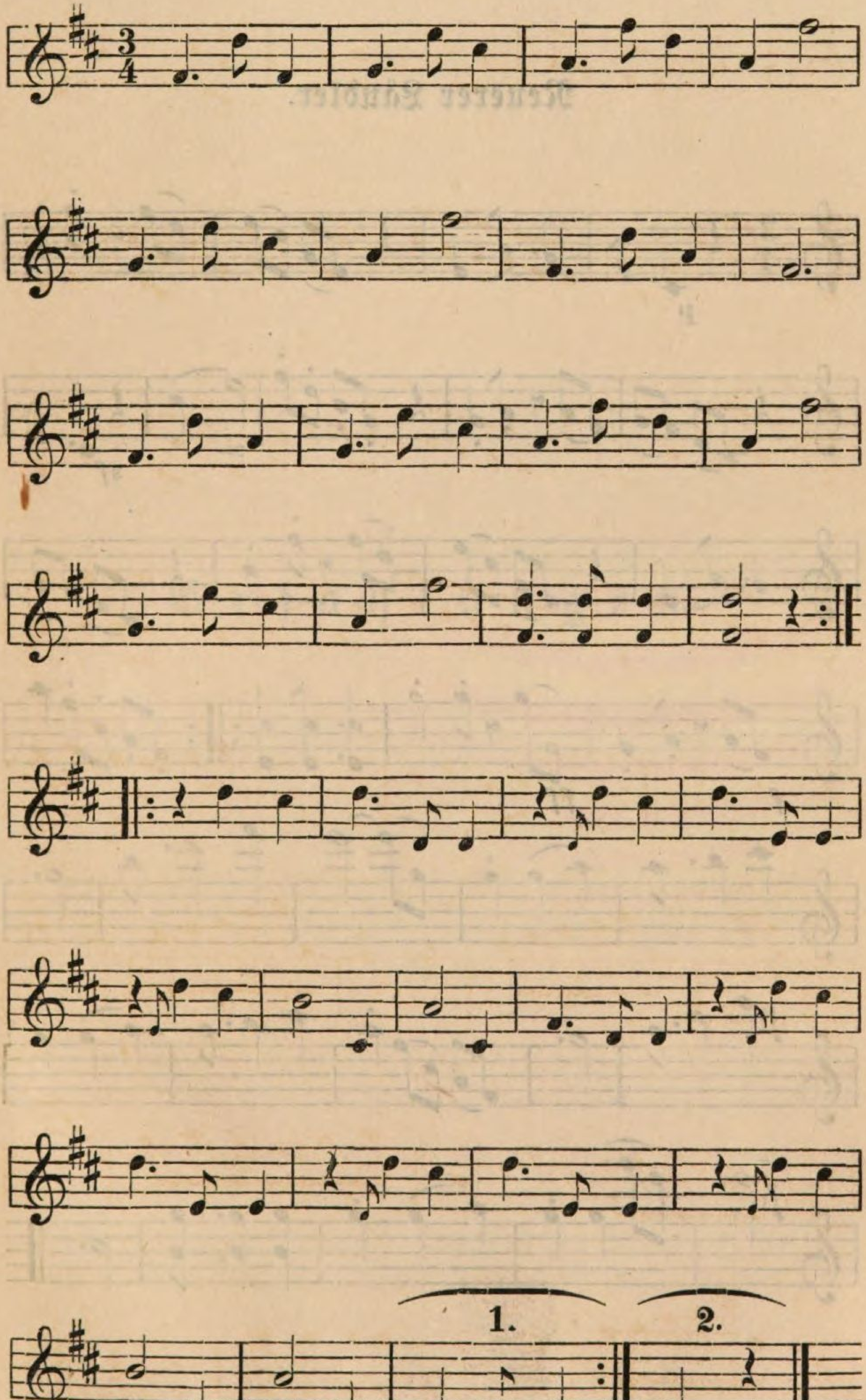


Zweiter Theil.

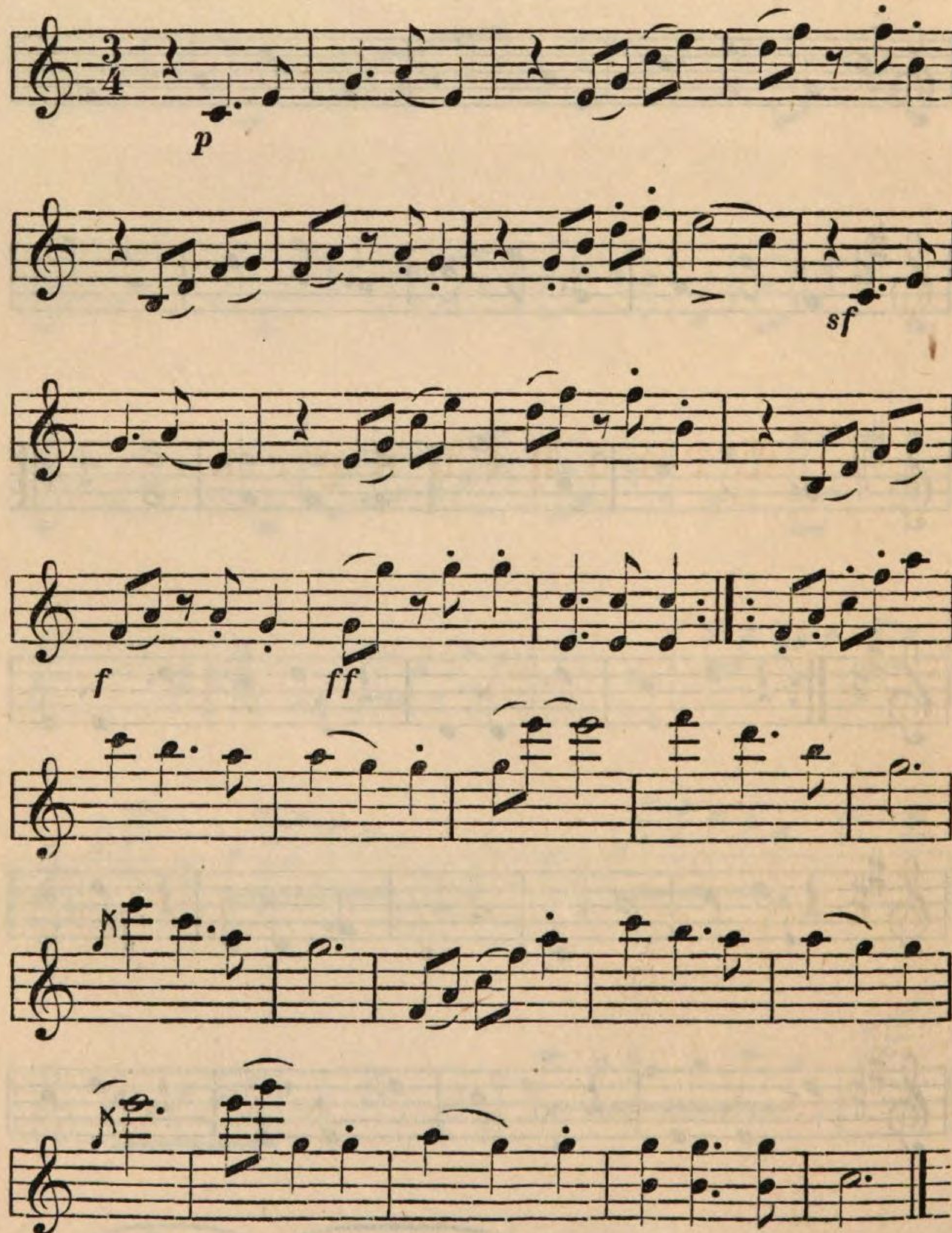


*) Siehe die Schilderung eines Tanzes, S. 38.




1.
2.

Neuerer Ländler.



Erzählungen.

Erzählungen.

I.

Die Auswanderung in das Banat 1827.

Eben wieder der prächtigste Frühling in der Heimat. Heute kann man ihn gerade recht mit Muße betrachten. Es ist Sonntag; und kein Tag stimmt wonniglicher, milder, um die stillen, fromm-heitern Eindrücke der Natur, der Menschen und ihres Lebens treu und rein aufzunehmen. Es ist 3 Uhr nach Mittag. Bei gänzlich reiner Bläue der Luft und ihrer Ruhe wirkte früher die Sonne zwar mit voller Maikraft, aber um diese Stunde merkt man ein bedeutendes Mildern derselben. Wenn man's nicht fühlte, könnte man's an den Männern, Weibern und Kindern merken, die sich dort am östlichen Ende des Dorfes unter eines Birnbaums Schatten geschart haben; der Schatten ist seitwärts über sie weggerückt und doch schäkern und plaudern sie fort, ohne den Sonnenstrahl unbehaglich zu fühlen und dem Schatten nachzurücken. Die Mutter, welche früher noch besorgt und oft vom Schatten des Birnbaums zum tiefer unten durch die Wiese fließenden Bach hinabgerufen hat, um zwei weißköpfige Knaben, wovon einer ihr

Sohn ist, aus der Sonne wegzubewegen, ist nun ruhig darüber. Die Knaben fahren fort, Zweige vom Weiden- und Erlengesträuch zu schneiden, herzurichten und auf den Schenkeln mit dem zugemachten Taschenmesser zu klopfen, unter Zauber- und Beschwörungssprüchen wie folgende:

Pföfferl gei owa,
Sist schloga dö owa;
Lei's Rintl, o drahdö eiz,
Heargotl pfeiz! . .

Pumpa pumpa Fella!
's Katzl schlächt in Kella,
De'l liegt af da Schludrahil,
Summt und brummt und daut nöd viel!

Nach einigen Augenblicken dreht sich die Rinde, welche schon den Zuschnitt zu einer Pfeife bekommen hat, vom Zweige herab, ein Spunt wird eingesetzt, und wenn die Knaben einige mal prüfend geblasen haben, wird die neueste Pfeife zu den früher fertigen gelegt und eine neue begonnen. Die Mäßigung der Wärme nimmt auch pflichtig jetzt der Dorfhirt wahr; man hört ihn am westlichen Dorfende blasen, dann wiederholt mit seiner großen Peitsche knallen. Geklingel von Halsglöcklein und „Rollen" des Rindes wird hörbar und nach und nach verstärkt. Die bewegliche, eilige Schafherde drängt sich schon ruhelos östlich aus dem Dorfe, bevor die schwerfällige Rinderherde noch ganz versammelt ist. Müssen dort im Teich die badenden, lärmenden, schäkernden Knaben bald ihren liebsten Schauplatz der wonnevollsten Zerstreuungen verlassen! Der Hirt, so oft er vorüberkommt, treibt seine Herde durch den Teich und das schlammvermengte Wasser wird stundenlang zum

Baden verdorben. Die Annäherung desselben macht die Knaben in ihrem Treiben toller, die Augenblicke werthvoller. Die, welche müde sind und nach einiger Rast verlangen, lagern sich um einen Hügel, und — Wonne! daß ein Stück Weißbrod oder sonstig Eßbares zu vertheilen da ist. Die Hemden, die sie umgeworfen haben, werden gleich wieder vom Leibe fliegen; müssen musikalisches Talent haben, denn sie singen die heitersten Liedermelodien ohne einen falschen Ton: Discant, Tenor, Baß, wohlvertheilt und in ihrer natürlich brauchbaren Höhe. Wenn sie einhalten, hören sie die eben beendete Melodie im Dorfe von gleichjährigen Mädchen nachsingen, die sich wo in einem Garten, auf einem hölzernen Hausbalcon oder wo sonst zusammendrängen und deren Gesang mit dem ihren verbinden. Ein zahlreicher Schwarm erwachsener Burschen und Mädchen hat sich vor einem Hause mitten im Dorfe gelagert auf Wandbänken, Stühlen und Rasen. Der Platz ist gut gewählt. Wie gerade die hier versammelte achtzehn- bis zwanzigjährige Jugend die lauteste, höchste Lebensflut der Dorfbevölkerung vorstellt, findet sich ebenso keine höhere, bequemere Stelle, um rings in das Dorf zu sehen und vom Dorf gesehen zu werden. Man sieht da wol, was eine glückliche Stunde heißt bei glücklichen jungen Menschen. Indem man scherzt, lacht, schäkert und singt, dringen diese heimatlichen Freuden und Eindrücke tiefer in jedes dieser schwellenden Herzen. Heimlich sind die meisten dieser Mädchen- und Burschenherzen gepaart; lagern aber nicht ebenso nebeneinander. Da flattert schäkernd ein Paar auf; Sie den Hügel hinunter, kreuz und quer; Er nach! Sie in kindischer Angst schreiend durch den Bach — allgemeines Gelächter — Er hinterdrein und erhascht Sie; die weiblichen Zuschauer stoßen einen Schrei aus, die Burschen ermuntern

zu mäßiger Rache; aber der Bursch, ihr Kamerad, ist milder; er wiegt sie freundlich in den Armen einige mal hin und her und läßt die Taube wieder los. Ob die Zwei sich lieben? Andere lieben nicht so ausgelassen heiter, sind still dabei, können wol mit Andern scherzen, nie miteinander. Man sieht es denen leicht an. Wenn sie nicht gerade in's Gespräch gezogen werden, nehmen sie auch nicht Theil daran. Freiwillig nicht. Einige liegen scheinbar unthätig und theilnahmlos. Die muß man nur näher betrachten. Es ist nicht wirklich so, wie es scheint. Der Eine, der etwas abseits sich hingestreckt hat, versteht sich gar wol mit einem Liebchen, das seine verstohlenen, flüchtigen Blicke freundlich und verlegen erwidert, ohne daß Beide ein Wort wechseln. Während jetzt eben wieder Gesang beginnt, sehr heiterer und ernster, fällt einer der gegenwärtigen Burschen auf, der allein eine Ausnahme macht und nicht mitsingt. Es scheint, der Text oder die Melodie übe eine sehr trübe Wirkung auf sein Gemüth aus. Bei dem Liede:

O Hoamat! O Häuserl! O Deanal dazua!
Daholmat bon Deanerl wiad 's Bürscherl a Bua!

dreht sich der Bursch seitwärts, um sein Gesicht nicht sehen zu lassen. Er weint. Vor einigen Wochen ist er unter's Militair genommen worden; morgen muß er einrücken. Vor Tagesanbruch wird er aufbrechen und fortsein auf einmal von Heimat, Aeltern, Kameraden, die er nie zuvor verließ, losgetrennt sein von süßen Gewohnheiten und Sitten. Wer weiß, was ihn sonst noch drückt! Er möchte nicht gern merken lassen, wie weich er gestimmt sei, deshalb dreht er sich weg. Es sind nur wenige, aber schwere Thränen, die aus seinem Auge stürzen und wie große Thautropfen auf den Grashalmen unter seinem Kopfe hängen.

Muß aber auch gerade heute Natur und Heimat Alles aufbieten, seinen Abschied zu erschweren. — Gegenüber, etwa hundert Schritte entfernt, durch den Bach und Gemeinwiese getrennt, steht auf einer Anhöhe die Dorfkapelle unter vier Linden, man riecht weit umher den Duft der Blüte und des jungen Laûbes, und ein Schwarm musicirender Vögel lärmt darunter. An vielen Häusern steht noch der Maibaum: eine hohe, junge Fichte, deren Stamm geschält und fast bis zum Wipfel von Aesten befreit ist, und die an den übriggebliebenen Zweigen mit buntem Allerlei: Bändern, Eiern, Blumen u. s. w. geschmückt, am 1. Mai vom Liebenden der Geliebten nächtlich vor das Haus gesetzt wird. Die Obstgärten sind von Blütenschnee bedeckt; am Himmel flaumige Lämmerwölklein, sehr hoch schwebend, und kaum merkbar weiterrückend; außer dem Dorfe frisches Dunkelgrün auf den Feldern, bunte Blumenscharen auf den Wiesen. Bei solcher Umgebung, an solchem arbeitfreien, heitern, friedlichen Tage, in der schönen Jahreszeit, muß freilich das Herz ganz freudig aufgehen, und Gesang, dieser Jubel der Freude, aus jeder Brust klingen. Daher will auch Bursch und Mädchen nicht aufhören zu singen. Hören wir zu; hören wir nur zu:

's Bam'l bleit, 's Bacherl klingt!
's Wulkerl fluigt, 's Vogerl singt!
Wa dea r am Glück koa Diab,
Da Bua ohne Liab!..

Hearzerlo! Deanerlo!
Sötzma r uis hi am Bo,
Sogma's krod, lauma's hean:
Host mö denn gean?...

Juche, kreuzhimmeldum!
Gofts nöd um Hearzla r um!
Is Dana hoigla woan,
Dea r is foloan!..

Die Dorfglocke ruft jetzt zur Nachmittagsbetstunde. Aller Gesang und Lärm schweigt nun. Wer außer dem Dorfe zwischen den Feldern herumstreicht oder im nahen Walde sich ergeht, der lenkt nun eilig ein und schreitet nach dem Dorfe zurück, die Betstunde nicht zu versäumen. Im Dorfe ist schon ein allmäliges Zusammenrücken um die Kapelle zu sehen. Alte Weiber und greise Männer voran; ihnen folgen jüngere Hausmütter mit kleinen Kindern auf den Armen; dann folgen die ernsten Hausväter, rauchend, ihre Wirthschaft besprechend, und gruppiren sich vor der Kapelle; länger als alle Diese zögern die Burschen und Mädchen, die, wie die Jugend überhaupt, ihre Pflichten gern im Tumulte verrichten. Sie warten bis man den blinden Vorbeter nach der Kapelle führt; jetzt sehen sie ihn am Arme eines frommen Hausvaters durch das Dorf führen; aber sie warten bis er über die Schwelle der Kapelle schreitet. Und nun brechen sie, ein fliehender, rauschender Schwarm, auf, und kommen zurecht, wie sie berechnet. Von den Knaben erscheinen nur wenige, und die, welche kommen, nähern sich zäh, lassen sich durch Allerlei vom nächsten Wege ableiten, spielen oder zanken oder balgen sich noch früher, und da sie zu spät bei der Kapelle ankommen, lehnen sie sich an den Eingang hin, um nach geendeter Betstunde gleich wieder aus dem Nest zu sein. Alles ist hier nun bereits im vollsten, lauten Gebet: Litaneien, Vaterunser, Glaubensbekenntnisse und andere Gebete vor- und nachsagend.

Aus dem nahen Walde treten zwei Männer, rothglühend von Sonnenbrand und feurigem Trank. Der Kleidung nach findet sich nichts ausgesprochen Nationelles an ihnen; ihre Hüte sind alt, breitschirmig, weichfilzig, sodaß sie vorn-, rück- und seitwärts ihre Krämpenflügel hängen lassen. Die Jacke, welche Jeder über die Schulter geschlagen hält, hat den Schnitt wie Männerjacken der Gegend, in der sie eben erscheinen. Ihre Hosen sind aus Leder, enganliegend, bei den Knöcheln endend und festgebunden. Daran schließen sich vielgeflickte, dann oftmal wiederzerrissene und wiedergeflickte Schuhe, die zu zerreißen wieder im Begriff sind. Von Halstuch und Weste ist nichts zu sehen; das Hemd, so weit es zu sehen, schmutzig. Sind seltsame Gäste. Scheinen in die friedliche, zufriedene, ruhig-heitere Gegend störend zu passen. Sprängen zwei Panther in eine sichere Behausung, so glichen sich die zwei Fälle. Wer sind die Fremden? Sind sie Fremde? Woher? Wohin führt ihr Weg? Wollen sie mit diesem Sturmschritt vorüber, gleichgültig gegen das freundliche Bild der Gegend und deren Bewohner? Sie kommen dem Dorfe näher, und sichtlich scheinen ihre Schritte zu erlahmen. Wer am letzten östlichen Haufe stände, könnte nun ihre Gesichtszüge schon genau prüfen. Der Eine ist am Leibe wie in jedem Gesichtszug knochiger, derber; in jeder Bewegung heftiger, mit seinen Schritten rascher; im Auge Glut wüster Trunkenheit, ohne die geringste Silbe von Gewissenssprache. Steht seltsam mit ihm. Wenn der Brand legt, so genügt es ihm nicht, nur Ein Haus brennen zu sehen; sein Zorn muß ein wahnsinniges Ungeheuer sein, mit Wollust vernichtend und verheerend. Wenn man wüßte, was er vorhat, könnte man seine Mienen dem Vorsatze gegenüberstellen, und mit Einem den ganzen Charakter klar haben. Hat er vor, Brand zu

legen? Hängt sein finsterer Vorsatz schon wie eine schwarze Wolke über einem friedlichen Haupte, auf das er absieht plötzlichen Mord? Um seinen Mund schwebt ein böses Lächeln, weiches Moos über gefährlichem Abgrund. Man wird sich doch hüten, ihn in ein Haus zu lassen. Greis, Mutter, Kind, wer von euch allein zu Hause ist, seht euch vor, daß ihr die Haus- und Stubenthüre absperrt, bevor er davor steht, und ruft Leute zusammen, bevor er etwas versucht! Wenn er das Dorf nur durcheilt, so umwacht Scheune und Haus, ob nicht Feuergefahr, wo er nahe kommt, oder ob — seid nicht sorglos, seid wachsam! — Sein Nebengeselle, außer einem mäßigern Körperbau, besitzt auch ein milderes Auge; all' die Glut der Getränke kann nicht verdrängen die ernste Trübe. Es scheint, wenn es Thränen fände, würde es weinen. Betrauert dieses Wüstlings Auge ein Trübsal, das über das nahe Dorf, über die Gegend kommen soll, das er selbst über die friedlichen Menschen bringen will, oder jetzt, gegen seine eigene Herzensregung, muß bringen helfen?

Beide erreichen jetzt das Dorf. Wie sie an der Kapelle vorüber wollen, bemerken sie, daß Betstunde gehalten wird. Da scheinen sie zu überlegen, ob sie weiter sollen, oder bleiben. Wie? Sie treten unter die Linden zur Kapelle. Jeder lehnt sich an eine Linde, die Hüte nehmen sie ab, wol mehr aus Schicklichkeit und um Andere nicht zu stören, als aus frommem Eifer. Einige Weiber, die auf den Eingangsstufen der Kapelle knien, weil sie kleine Kinder am Arme mitbrachten, die, im Fall sie weinen oder schreien sollten, leicht ohne große Störung so entfernt werden könnten, bemerken in ihrer lauten Andacht die Ankunft der beiden Fremdlinge nicht. Auch die Burschen und Männer, welche hinter der Kapelle um deren offene Fenster mit entblößtem

Kopfe lehnen, wohin sie recht wohl die Stimme des Vorbeters dringen hören, erblicken sie nicht. Nur einigen leichtblütigen Knaben, die zu spät gekommen sind, und sich am Eingange in die Kapelle drängen und mit ihren Mützen fechten, fallen die beiden wüsten Fremdlinge gleich auf. Sie lassen gleich Zank und Streit und drängen sich scheu zusammen. Bei aller Aengstlichkeit kichert der Eine dem Andern in's Ohr über den Vagabundenanzug und die rothen Nasen der Fremden. „Du lieber Jesu, aber nein! Ist das auch ein Gewand? Möcht's haben so ein Gewand! Nicht übel! Jesu Christ und die Tabacknasnen wie Vogelbeer' roth!" — Der Vorbeter in der Kapelle schließt jetzt, die Versammlung endet. Kinder stürzen zuerst aus der Kapelle, weichen aber, statt lärmend durcheinander zu laufen, furchtsam schweigend seitwärts aus, mit großen Augen die Fremden messend und neugierig erwartend, was Aeltere, Mütter und Väter sagen werden. Die Weiber am Eingange sind auch bereits aufgestanden, um Platz zu machen; sie schauen — schauen — es ist ihnen unheimlich, daß diese Fremden Jemand ähnlich sehen, und doch wieder nicht — und wieder dennoch; und daß die Fremden sie anlächeln, ihnen freundlich winken, sie bei Namen nennen; — nein! Nein! Nein! Sie wollen doch lieber behutsam sein und zurückweichen — wer weiß! — Man kann nicht wissen! — Mehr und mehr Kinder, Mädchen, Weiber sind heraus, aber Alle ziehen sich scheu seitwärts. Was werden denn die Burschen sagen und die Männer? Diese erscheinen jetzt; wer von ihnen nicht gleich die Fremden erblickt, wird von Weib oder Kind schüchtern aufmerksam gemacht. Die Burschen bemerken laut lachend zueinander: „Sein das zwei Lumpn!" Die ernstern Männer aber treten um die Fremden zusammen, als sie sich von diesen anrufen hören: „Willkommen, Männer!" Man be-

trachtet sie schärfer und näher — und, wirklich! Wahrhaftig! Man erkennt sie, man nennt sie bei Namen; als frühern Bekannten ziemt sich's, ihr Aeußeres nicht so genau zu nehmen. Die Männer nehmen es auch nicht so genau; die Burschen, von diesem Augenblicke an, nehmen es auch nicht mehr so genau; die Fremden müssen so viele Hände zum Willkommen drücken, als eben Männer und Burschen da sind. Weiber und Kinder drängen sich nun furchtlos hinzu; viele Stimmen fragen schon, während andere noch ihre Grüße rufen: Wie kam das so? Was kann denn plötzlich einen so heftigen Durst der Neugierde erregen, an den Fremden solches Interesse erwecken? Kaum daß sich diese umdrehen können, hat man sie in dichtem Kreise umstellt. Der wüstere der beiden Fremden redet laut und heftig; um so stiller sind die Zuhörer. Er fodert die Männer jetzt auf, mit ihm in das Wirthshaus zu gehen; dort wolle er erzählen und Wunderdinge erklären. Stürmisch zustimmend folgen nicht nur die Männer, auch die Burschen, Weiber und Kinder, fast das ganze Dorf.

Diese beiden sonderbaren Ankömmlinge waren vor zwei Jahren in der Gegend Besitzer zweier Bauernhöfe gewesen. Bei einem dunklen Gerüchte, daß im Banat viel fruchtbares, herrliches Land an alle Einwanderer verschenkt würde, haben sie ihr Besitzthum in dieser Gegend eilig verkauft, meinend, ein halbes Paradies zu finden, wenn sie dem lockenden Gerüchte in das Banat folgen würden. Obwol schon damals ihr Beispiel und Enthusiasmus unter den Deutschen im Böhmerwalde viele Andere zur Auswanderung bewegen wollte, besonders Leute, die daselbst ohne Haus- und Grundbesitz waren, und die nun auf ein mal einen reichen, weitläufigen, freilich großentheils erst urbar zu machenden Grund und Boden durch unschätzbare Schenkung zu erhalten

meinten; so hielt doch die tief wurzelnde Liebe zur Heimat, die Sorge, das Gewisse des Erwerbs zu Hause vielleicht doch mit einem Ungewissen zu tauschen, Alle noch von dem Auswandern zurück. Man beschloß den Erfolg dieser zwei Beispiel gebenden Enthusiasten abzuwarten, und überhaupt nur ganz bestimmten Nachrichten zu trauen, die aus dem Munde von Augenzeugen kämen. So kam man mit diesen Männern überein, daß sie genaue Kunde aus dem Banat brieflich nach dem Böhmerwalde befördern, oder persönlich zurückkommen sollten, wonach man sich entschließen würde, ihnen zu folgen oder bei nicht sonderlich überwiegenden Vortheilen der Heimat nicht Lebewohl zu sagen.

Nachdem bereits ein volles Jahr herum, und von diesen zwei ersten Auswanderern keine Silbe Nachricht angekommen war, auch Kenner jener Gegenden nicht eben die glänzendsten Schilderungen des Bodens und Klimas machen konnten, so drückte sich die schwellende Auswanderungslust allmälig in die Grenzen mäßiger Erwartung zurück. Das dunkle Gespenst des Gerüchts ging zwar immer noch um, und bei Einzelnen, die eine leicht entzündbare Phantasie und rühriges Herz besaßen, nicht ohne Erfolg. Doch im Ganzen war die Begeisterung nicht mehr zu wecken, und man fing an, die zwei kühnen Auswanderer als unglückliche Verirrte zu betrauern, indem sie ihr ruhiges, schätzbares Eigenthum in der lieben Heimat wol für ein phantastisches Glück mochten hingegeben haben. Darin bestärkten manche andere Nachrichten das Volk; denn es hieß, viele Deutsche aus andern Gegenden Grenz-Böhmens, die früher in das Banat ausgewandert wären, kämen jetzt einzeln im vollen Zustande von Bettlern zurück, weil sie ihr Bischen baares Geld und ihre sonstige Habe auf der Wanderung theils verbraucht, theils mit dem Reste die Rückwanderungserlaubniß erkauft

hätten. Das Banat, erzählten sie, wäre mit fruchtbarem, aber in den angewiesenen Landstrecken den Einwanderern ohne die tüchtigsten Hülfsmittel gar nicht nutzbringend zu machenden Boden gesegnet, und das Fieber raffe viele Opfer weg. So fing es endlich wieder an, den Deutschen im Böhmerwalde wieder recht heimlich und behaglich daheim zu werden. Mit Neugier hörte man zwar jede jüngste Nachricht an, aber der Entschluß, jemals wieder sich zur Auswanderung bereit finden zu lassen, war erstorben. In solcher Stimmung war das zweite Jahr hingeflohen, ohne Kunde von den beiden Männern, bis wir sie vor wenig Augenblicken unerwartet ankommen sahen. Ihr Aussehen und Empfang ist bereits geschildert. Was aber werden die erzählen? Was haben sie erlebt? Wie wollen sie das harmlose Volk stimmen? Sie werden es doch nicht zur Auswanderung bewegen wollen? Wie? Vielleicht doch? Oder — worauf soll man denn rathen, um ihre geheimen Absichten zu ertappen?

Gehen wir ihnen nach. Das ist sonderbar! Sie sitzen eben schon in der nächsten Bauernstube am großen Ecktisch. Wie ein Bienenstock wimmelt das Haus von neugierigen Männern, Weibern, Burschen, Mädchen, Greisen und Kindern. Wer nicht in der Stube Platz findet, klammert sich außen an die Fenster fest, hineinhorchend auf die prahlende, starktönende Wunderrede der Fremden, welche, abwechselnd und sich unterstützend, meisterhaft in Geläufigkeit und Stofffülle wahre Volksredner präsentiren. Was sie schon vorgebracht haben, können wir nicht mehr nachholen, aber wir mögen genügend finden, was sie reden und reden werden. „Wetter! Das ist ein Land! Das ist ein Glück und Leben!" Das sind die ersten Worte, die wir hören. Der fernere Inhalt der mehr wüthenden als begeisterten Rede dreht sich

um das unerschöpfliche Lob des Banats und das ruhmwürdige Glück der Redner selbst. Wo das Wort und die donnernden Stimmen der Redner nicht kraftvoll genug ausreichen wollen, da müssen die heftigsten Geberden oder das Trommeln ihrer Fäuste auf dem Tisch nachhelfen. Die Zuhörer athmen kaum; blaß, schweigend, hinstarrend auf die imponirenden Redner verändern sie nicht ein Haar breit ihre angewurzelte Stellung. Viertelstunden, Stunden sind vorüber, es wird Abend, und die Männer sind noch nicht zu Ende. In der Stube sieht es aus jetzt wie in der belebtesten Wirthsstube, Bierkrüge lassen die Redner herumgehen unter Männern und Burschen, und Allen, die nur zusprechen wollen. Endlich naht die Begeisterungsrede dem Schluß. Ein glänzender Regen von Münzen stürzt klingend und springend auf die Tischplatte nieder, von den Rednern hingeschüttet. Ein kräftiger Epilog, der alle Wiederholung der Rede in Kürze erspart. „Wollt nicht glauben? Haltet uns für Bettler?!"

So freilich... Was soll man denken?... Seit zwei Jahren also solch' einen Reichthum gesammelt im Banat... das Herz ist in solchen Dingen bestechlich... wenn's ein Jeder so haben kann im Banat — man kann, wenn man Geld hat — ja, man könnte ja... Es ist spät Abend geworden... Seid ruhiger, gute Leute! Denkt nur auch nach! Stürzt nur nicht so durcheinander! Möchtet ihr nicht sagen, was ihr meint? Entflammte Träumer! Verbietet euerm Blut den Aufruhr, und laßt vernünftig mit euch reden! Ist es denn wahr? Scheint ihr nicht leichtgläubig? Wenn nun doch — aber — ja, die Abendglocke ist's, die euch auf ein mal Alle stille macht. Seid nicht voreilig, indem ihr euch der Hand des Himmels empfehlt, daß sie euch aus Aegypten führe; die Hand des Himmels könnte euch in ein Meer

von Leiden führen, und vielleicht nicht retten, weil ihr undankbar seid. Sagt nicht, daß es euch übel ergangen in euerer Heimat. Könnt ihr Trübsale aufzählen, die euch getroffen, die nicht schlimmer in allen andern Gegenden aufgetreten? Ist euer Dorf je in Asche gelegt worden? Nein. Hat euere Habe je eine Ueberschwemmung vernichtet, wie die traurige Kunde oftmals kommt von fernen Dörfern, Märkten, Städten? Nein, dieses schreckliche Trübsal habt ihr nie gesehen, um so weniger erlitten. Könnt ihr leugnen, daß nach jenem schrecklichen Hagelschlage am Tage der heiligen Magdalena, der euere ganze Ernte vernichtete, viele höchst fruchtbare Jahre gekommen sind, und durch nie gesehenen Segen nicht nur den Verlust ersetzten, sondern euch an Habe weit über den frühern Wohlstand erhoben? Habt ihr euch nicht erholt seit den Tagen des Napoleonkrieges, der euch in der letztern Dauer schwer mitgenommen? Was wollt ihr? Was übereilt ihr? Habt ihr keine Dankbarkeit mehr im Busen, die euch mahnte, so glückliche Wohnsitze, so ergiebige, theure Erde, die euch und euere Voraltern ernährte, und euere Verstorbenen friedlich deckt, nicht so hastig zu verlassen, wie ein feindliches Gebiet auf eiliger Flucht? Wo ist euere Empfänglichkeit für die süßen, tiefwurzelnden Gewohnheiten und Sitten der Heimat, welche alle Eingeborenen, wenn sie kurz oder lange durch die Fremde gewandert, wieder mit Heimweh zurückbringt? So plötzlich wollt ihr die Anhänglichkeit an all die bekannten Berge, Wälder, Hügel und Bäche abwerfen wie ein altes Kleid? — Nein! viel an euerm Entschlusse übereilt das unnatürlich aufgereizte Blut. Euer Blut soll mehr Mäßigung gewinnen. Ihr könnt und werdet ja nicht Alle fort, wie ihr im Fieber gedenkt!

Da es jetzt gegen Mitternacht geht, wollen wir die Runde machen, um die geläutertere Stimmung des Dorfes abzulauschen.

Um die Häuser herrscht völlige Ruhe — horch! — Nein doch, dieser dumpfe Lärm kam aus einem Hause — um die Häuser ist es ruhig Die sonst nächtlich singenden und jubelnden Burschen sind nicht rührig; nicht Einer läßt sich sehen oder hören. Die wolkige Atmosphäre hält das Sternenlicht zurück. Sehr finster ist's. Wer ohne Laterne gehen wollte, dürfte schwerlich ohne Unfall auch den bekanntesten Weg forttappen. Was gibt's denn im ersten Hause da? Zwei tiefe Männerstimmen reden halblaut und halb schläfrig. Es sind die Knechte, die unter dem Dache auf dem Heuboden liegen. Man kann nicht recht verstehen, was sie reden. Sonst ist es still im Hause. Niemand in der Stube? Die Wanduhr läßt ihren holperigen Pendelschlag hören; dann und wann summt schläfrig eine Fliege auf, deren ein Heer bei Tag die Räume durchschwärmt; zeitweilig ein Schnalzen des Geschirrschrankes oder des großen buchenen Ecktisches. Am Kammerfenster vorbei — das Kammerfenster ist offen; an demselben, von innen, erscheint Etwas wie ein weißer Schimmer — entfernt sich wieder — und kommt nach einem Augenblicke zurück; da sich jetzt plötzlich in der Kammer eine weinende Kinderstimme hören läßt, meldet sich beschwichtigend die Mutter, welche in der Kammer auf- und niedergeht, und abwechselnd am Fenster erscheint und verschwindet. Sie ist noch aufgeregt vom Erlebnisse des Tages her, und erwartet ihren Mann mit heftiger Ungeduld. Vielleicht ist all' ihre Liebe zur Heimat wach geworden, vielleicht sieht sie nun ein, wie unsaglich der Trennungsschmerz von der Heimat sein müsse, und will ihren Mann, wenn er nun nach Hause kommt, dahin bewe-

gen, von Neigung und Entschluß zur Auswanderung abzulassen. Sie hört an der Hausthüre klopfen — horch! — wieder — er ist zurück! — Sie eilt, zu öffnen — „gute Nacht!“...

In der Stube des zweiten Hauses ist Licht. Der buchene Span am stangenförmigen Leuchter mit der dreizackigen Eisenzwänge oben ist fast bis an diese zurückgebrannt. Die glühende Kohlenzunge des Spanes, bereits mehre Zoll lang, löst sich jetzt ab und fällt, in sprühende Stücke zerspringend, zu Boden. Wenn die Kohlenzunge des Spanes so lange sich erhält, so soll Jemand, Bekannter des Hauses, denselben Abend noch aus der Fremde kommen. Aber die zwei Menschen, welche sich in der Stube hier befinden, sehen weder, wie weit der Span zurückgebrannt, noch bemerken sie dessen lange Kohlenzunge, noch denken sie dem Aberglauben nach. Nicht weit vom Leuchter sitzt die Hausfrau am Tisch, den Kopf auf die Hand stützend, schweigend, sinnend. Auf und ab mit verschränkten Armen geht der Mann, ebenfalls schweigend, nachdenkend. Wie jetzt das letzte Stückchen Span verlodert, nähert sich der Mann seinem Weib, klopft sie auf die Schulter und spricht: „Komm schlafen... Ich mein' wir haben eine Heimat, Kinder, ein Haus und keine Schulden — was? — Sollen wir davongehen und die Heimat verlassen?...“ Das Weib fällt ihm freudig an den Hals..

Gleich daneben, nur durch einen Garten getrennt, steht ein kleines Haus, von einem höchst sanguinischen Männlein bewohnt. Da poltert's aber auch, als ob ein wildes Geisterheer sein Unwesen triebe. Den höllischen Lärm macht das sanguinische Männlein ganz allein. Ganz allein? Das Männlein ganz allein. Sein Weib ist lange todt. Kinder hat er nie gehabt. Er hat sich nie Zeit gelassen, welche zu

haben. Thür' auf und zu! — Stühle, Hausgeräth hin und her! — Wozu springt denn der Tolle plötzlich wieder zur Hausthüre hinaus? Wohin? Im Eifer nicht einmal das Haus verschließen? He da! Wohin? Was — — „Dort muß Jemand im Finstern an einen Holzstoß angerannt sein! Gebt Acht! Es ist finster!“ ...

Warum weinen denn vor dem nächsten Hause Vater, Mutter, mehre Kinder und drei Dorfburschen so heftig? Das Licht, welches eine Magd jetzt aus dem Hause bringt, läßt uns den Burschen in der Mitte der Weinenden erkennen, welcher vor kurzem zum Militair genommen, noch vor Tagesanbruch fortwandern wird, um sich den Abschied zu erleichtern. Nur seine zwei liebsten Kameraden hat er zum Abschied herbestellt. Als er spricht: „Nun, Mutterl, lebt gesund, und Vater und Geschwister und Kameraden!“ — wird er schluchzend von Allen angehalten; die Mutter will ihre Arme nicht losschlingen von seinem Halse, und kann nur immer die Worte sagen: „Mein Söhnlein! Mein Wolfgang!“ Schweigend, ein Tuch mit der linken Hand in die Augen drückend, mit der Rechten des Sohnes Hand festhaltend, steht der Vater dabei, der, reisefertig, den Sohn begleiten wird. Beide machen sich endlich los, und schreiten, im Schmerz den Nachruf der zurückbleibenden Weinenden kaum hörend, fort aus dem Dorfe. Als sie fähig sind zu sprechen auf ihrem Gange, da legt der Sohn dem Vater die Liebe zur Heimat an's Herz und fodert ihn auf, niemals sein liebes, liebes Dorf und Haus zu verlassen. Gern stimmt der Vater ein, der am Tage zuvor unter den Mäßigsten war, und nun vollends vom Taumel der Auswanderung frei bleibt.

Bei der Mühle wollen wir nicht horchen; die Räder klappern, das Wasser rauscht und schäumt heftig. In der

Stube ist wohl Licht. Aber ein Müller ist der Letzte stets, der wandert...

Im nächsten Hause aber finden wir einen wunderbaren Schwärmer. Mehre Verwandte haben sich hier versammelt, um des verständigen Großvaters Rath und Meinung zu hören. Der ehrwürdige, verständige Greis spricht entschieden gegen die Auswanderung. Ihm ein heftiger Gegner ist der Enkel, ein Bursch von 18 Jahren. Während alle Andern um den Tisch sitzen, geht dieser lebhaft auf und nieder, weniger Gründe als Sehnsucht für die Auswanderung aussprechend. „Wenn sie fortwären", meint er, „da würde ihnen wohl! Da würden sie nicht mehr sehen und hören, was ihnen unangenehm ist zu Hause; — es könne gar nicht anders sein, als daß es besser werde, wenn man auswanderte!" Man streitet, erwägt, beschließt und verwirft noch lange. „Seid behutsam! Uebereilet euch nicht! Gute Nacht! Gute Nacht!"...

Wie? Da drinnen ist schon ein Kauf abgeschlossen. Dieser ernste Maun, der sich von einem andern ernsten Manne Geld vorzählen läßt, hat sein Haus und sein Stück Feld verkauft, und will in wenig Tagen schon aufbrechen, um nichts zu versäumen. Sein Weib, ein Kind auf dem Arme haltend, steht mit verweinten Augen dabei; auf den Wandbänken herum sitzen drei Knaben und ein Mädchen, bitterlich schluchzend, daß sie ihr Haus und ihre Heimat verlassen sollen. Sie denken an ihre Spiele, Kameraden, Pläne, die sie für die kommenden Jahreszeiten vorhatten u. s. w. Da aber werden sie fortsein, und heim werden sie nie mehr kommen. Ihr Vater ist rasch; ihr Vater greift schnell zu! Kommt ein Kinderherz nie in Rechnung?...

So, mehr oder minder gährend, bewegen sich die Gemüther diese Nacht im ganzen Dorfe. Mancher Rausch macht besserer Nüchternheit Platz; Entschlüsse, schon einmal fest, wanken wieder. Wo der Mann sich vom Eifer hinreißen ließ, retten ihn das gemüthlichere Weib und weinende Kinder zurück. Manche, die weniger begeistert den Entschluß der Auswanderung anfangs erfaßten, greifen ihn jetzt mit festem Vorsatz auf. Toll, lärmend, jubelnd, halb oder ganz betrunken, tobt noch eine Männerschar um die wüsten zwei Ankömmlinge aus dem Banat, die sich jetzt in das Wirthshaus begeben. Ihre wilde Wirthschaft dauert daselbst bis zum hellen Morgen.

Bis zur Hälfte Juni 1827 hatten sich die Auswanderer bereits entschieden herausgestellt. Ihre Zahl stieg nicht so hoch, als zu fürchten war. Die meisten, welche dazu gehörten, lebten früher als Inwohner in den Dörfern; mehre hatten ihr kleines Haus mit dem wenigen, dazugehörigen Feld verkauft. Größere Haus- und Grundbesitzer, welche an der Auswanderung Theil nahmen, waren nur wenige dabei. Einzelne der Gegend schlossen sich an, um die Reise aus Neugierde mitzumachen, oder aus Speculation, um aus dem Banat mit Gold beladen in die Heimat zurückzukehren. Die zwei geschilderten Ankömmlinge wurden während ihres Aufenthalts in der Gegend täglich in einem andern Hause verschwenderisch bewirthet. Sie boten sich als Führer und Rathgeber an, und rühmten ihren Einfluß im Banat. Mit Freude nahm man sie in dieser Eigenschaft an. Mit Anfang Juli sollte die Wanderung beginnen. Es geschah. Am Vorabend, als bereits die mitzunehmenden Habseligkeiten auf einzelne Wagen gepackt vor den Häusern standen, war plötzlich spurlos der Eine von den Ankömmlingen aus dem Ba-

nat verschwunden. Man hatte ihm einiges Geld vertraut. Die Wirkung dieser Flucht war sehr niederschlagend. Mistrauen erwachte, und nur der Geistesgegenwart des andern Ankömmlings, der sogleich den Schaden aus Eigenem ersetzte, gelang es, Ruhe und Zutrauen herzustellen. Am folgenden Morgen, sehr früh, begann der bereits aus mehren Ortschaften versammelte Zug unter lautem Weinen der Fortziehenden und Bleibenden. Solcher Augenblick erweckt fast einen trostlosen Zustand. Alle Zukunft verschwimmt vor der Seele und des Körpers weinenden Augen. So lange der bloße Schmerz dauert, sehen sich die Scheidenden gleichsam lebendig begraben. Weit über die Dörfer und Hügel hinaus begleitete man die Auswanderer. Wie die Kinder weinten! — Als die Begleiter zurückgehen wollten, wiederholte sich zum letzten male ein Schreien und Umklammern, daß das Fuhrwerk bereits weit voraus war, als man sich trennte. Unter den Scheidenden war auch jener Bursch, den wir in der Nacht so seltsam für die Auswanderung schwärmen sahen. Trotz des ehrwürdigen Großvaters und der Aeltern Widerspruch und Flehen war er nicht zurückzuhalten. Ihn trieb unglückliche Liebe fort. Als er sich von seiner Mutter trennte, biß sie ihn im wüthendsten Schmerz in die Wange. Er aber übertäubte den äußern Schmerz mit dem größern innern, küßte nochmals seine Mutter für ihre Liebe und war fort mit den Andern.

Viele Wochen nach der Auswanderung kam ein Brief in der Heimat an, der die tiefste Trauer verbreitete. Er war auf einer ungarischen Haide geschrieben, und folgenden Inhalts:

„O ir liben Zu hause!

beglaget und beweinet uns, den der Her had uns arme gestrafft. Wier sizen weit im Ungerlant weinend und glagend auf einer weiten Heide, wo Nichts als Sant und Strauchwerck ist, und sint alle Zu bettlern worten. O ir liben Zu hause! daß kennt ir nicht glauben und vorstelen, wi Unglücklich wir Verlasene sint. Heit frü ist Wolfgang ††† *) auf ein mahl verschwunten, und had unser Meistes Gelt geraupt. Jetzt sint wier Arme, Verlasne bettler, und müssen unser anderes Habe verkauffen, damit wir nur türftich weiter und an Ord und Stele komen. O ir liben Zu hause! betet für uns alle Tag und denckt An uns, daß wier doch den troßt häten, das Jemant um uns weinet und um uns Arme Trauert. — O ir glüklichen Zu hause in der guden heimat, lassett eich nicht in eierer heimat Goldne berge vormachen, und um eiere hruhigen Heiser bedrügen. Daß ist gefellt mit uns auf imer! O ir liben Zu hause! wier wern Zufrieden mit dem halben von dem, waß wier dort bey eich gehabt — und nun sint wier Arme, Unglükliche bettler. Da sitzen wir um Ein feuer wie ir manchesmall Zu hause zigeinerbanten sehet, und kochen uns eine Sube. Nicht weid von uns steht eine Hiten, es wird eine Räuberhitten sein; weil dan und wan ein wilder Kerll hinein und herauslauft. Aber wen wier angepackt werden sollten, so haben wir schon große Steken, mit denen woll'n wier zu Gunsten fir uns selbst mutig zuschlagen. Dieseß Jamertal verlassen wier aber gern, wen es sein mus.

*) Der erwähnte Führer oder Ankömmling aus dem Banat.

Wier weinen nach eich, O ir liben Zu hause, und empfelen uns Got und eierm Gebet." . . . . . .

Unterschriften und †.

Von der Ankunft der Auswanderer im Banat mit Anfang Herbst desselben Jahres werden noch immer höchst traurige Scenen erzählt. Im Allgemeinen fanden sich die Unglücklichen sehr in ihren Träumen getäuscht. Land wurde ihnen angewiesen, aber sie hatten keine oder nicht auslangende Werkzeuge zur Bearbeitung des Bodens, und überhaupt nicht jenen nöthigen Vorschuß, die rechte Basis einer Wirthschaft zu gründen. Viele wurden von dem Anblicke des ungepflegten, rauhen Bodens, durch die weite Einsamkeit und das allgemeine Elend so abgeschreckt, daß sie ihr Letztes hingaben, um sich die Erlaubniß der Rückkehr zu erkaufen. Die meisten besaßen nicht mehr so viel, um dieser Wohlthat der Rückwanderung theilhaftig werden zu können. Sie mußten unter dem tiefsten Jammer ihr Loos ertragen, und ihre Sehnsucht der Heimkehr nach dem Böhmerwalde hinauströsten, bis sie sich durch Arbeit und Betteln das erfoderliche Geld sammeln konnten, sich die Erlaubniß für den Rückweg zu erkaufen. Vor allen Trauerereignissen jener Tage der Ankunft im Banat ergreift am meisten folgendes. Wie allen Andern wurde auch einer Familie eine Strecke Land angewiesen. Der Familienvater, der lange seinen tiefsten Gram nicht mehr verbergen konnte beim ärmlichen Anblicke seiner Kinder und seines Weibes, wurde plötzlich vom Schlage gerührt, und starb wenige Stunden darauf. Den folgenden Tag spielten seine Kinder unweit der trostlos weinenden Mutter, als der eine Knabe, unvorsichtig einen Stein schleudernd, ihr ein Auge auswarf. In so hülfloser, jammervoller Lage machten sie sich auf und zogen bettelnd

bis zum künftigen Jahre umher, dürftig das Leben zu fristen. Zum Glücke für sie lebten in Wien zwei ältere Geschwister, welche jetzt im Stande waren, für die Rückkehr der Ihrigen die Erlaubniß zu erkaufen. Alle kehrten zurück. Die Kinder leben bis jetzt in Wien, die Mutter wieder in der Heimat. — Seitdem sind die meisten jener Auswanderer zurückgekehrt; jene, welche nicht wieder kamen, sollen später ein erträgliches Loos erkämpft haben... Wie aber hat sie der letzte Verzweiflungskrieg in Ungarn mitgenommen? Man schaudert vor jeder Nachricht — noch ist keine da — vielleicht weil die Todten keine Nachricht von sich geben!...

II.

Die Geschichte einer Schwester.

Motto:
Mi freut's, daß d' uns Alle so gut kennst —
Aber weinen muß ich, wenn du mein Schwesterlein nennst.

„Den 10. August 1836 — so schrieb Student Hilder einem Freunde — sollte ich wieder die liebe Heimat sehen, das freundliche Dorf in der freundlichen Gegend, alte liebende Aeltern, viele theuere Geschwister und Freunde. Zwar nur ein Jahr hatten mich die Studien fern gehalten, allein es war das erste mal, daß ich so lange fern war, und das machte meine Sehnsucht so groß, meine Erwartungen so gespannt auf die Veränderungen in und außer meinem Aelternhause. Auf einem Hügel, der mir die ganze heimatliche Umgegend auf Ein mal vor die Augen breitete, stand ich still und mußte vor Freude weinen, wie Alles so schön war; wie meine Brüder dort mitten unter Knechten und Mägden die goldenen Kornwogen mittels der Sichel niederbreiteten; wie unser weißblinkendes Haus durch die wenigen, aber großen Birnbäume mir entgegengrüßte; wie um und um die Felder grünten, blühten, reiften, und rings die Kornernte lustig begann. Ich trieb ja auch ein mal meines Vaters Herde auf die Weide, und da lag das Brachfeld wie-

der und mein kleines Brüderlein lief mit einem belfernden Hunde um eine weidende Herde. Dort das Kleefeld, der Bach mit der Erle am Ufer, die ich einst muthwillig bestieg und von der ich sammt einem Aste in das Wasser fiel; darum ich sie im Zorn zerschlug. — „Willkommen, gewaltige Eichen dort am Waldessaum! Kleiner Weiher, der mich tausend mal badend umfing! Wiesen und Hügel, willkommen!" — In wehmüthiger Freude stehend, ersahen mich meine Brüder, und mit Jubel stürmten sie um mich zusammen, mit klopfendem Herzen und wallendem Blut in den Wangen. „Ist es wohl um Vater und Mutter?" Alle bejahten. Da wanderten plötzlich, in einfaches Gespräch vertieft, meine alten Aeltern uns entgegen, die bisjetzt ein Hügel verborgen hatte. Meiner ansichtig in der Mitte ihrer übrigen Söhne, blieben sie stehen. Der Vater wehrte mit der Hand die blendende Sonne vom Auge und die Mutter stemmte die Hände in die Hüfte. Jener erkannte mich zuerst und rief: „Bist's oder bist's nicht?" Ich flog, ohne ein Wort sagen zu können, der Mutter in die Arme, umhalste dann den Vater und die Alten weinten in ihrer Freude wie Kinder. Als wir an unser Haus kamen, stürzte mir meine Schwester laut weinend entgegen, umklammerte meinen Hals und schrie: „Ich möchte ihr vergeben, sie nicht verachten und verstoßen!" Ich sah verwundert Aeltern und Brüder an, die traurig und verlegen herumstanden, und fragte um den Grund, der sie alles Dessen würdig zu machen im Stande wäre? Niemand wollte sagen und gestehen — bis ich in der Stube auf eine Wiege stieß. Die Schwester warf sich in einen Winkel und verhüllte jammernd ihr Gesicht; der Vater schritt voll Gram und schweigend zur Thüre hinaus, die Mutter schluchzte am Fenster und meine Brüder standen in verlegen trauriger Gruppe um mich. Mitleid

und Zorn wollten wechselweise Meister werden in meiner Brust. Also mehr als Alter hat den Aeltern am spärlichen Haare gebleicht; mehr als die Zeit an ihrem Rücken gekrümmt —? Nur eine Schwester, — und diese Eine —! Ich wußte, daß sie bei meinem Abschiede daran war, einen recht lieben Burschen im Dorfe zu heirathen. Der erste Brief der Aeltern nach meiner Abreise sprach noch erfreulich von diesem Verhältnisse; hierauf aber brach jede Erwähnung ab und selbst meine brieflichen Nachfragen verklangen umsonst.

„Verführt und verlassen, Schwester?... Wer ist der Vater dieses Kindes?.. Du weinst mit einer Heftigkeit, die mich... Was war Schuld, daß deine Heirath auf die Weis' ausgeschlagen?“.. So sprechend stand ich vor ihr und erwartete vergebens ihre Antwort. Sie schluchzte und weinte heftiger, und stürzte hierauf aus dem Zimmer. Eben wollte die Mutter ihre Erklärung beginnen, als außer dem Hause die Stimme meiner Schwester in verzweifeltem Ausbruche Worte der Drohung, des Hasses hören ließ. Als wir hinauseilten, lief schon eine Menge Nachbarsleute zusammen. Die Schwester mit aufgelöstem Haare, wildbewegten Augen und krampfhaft vorgestreckten Händen, mußte gewaltsam zurückgehalten werden, um nicht nach einem Hause zu stürzen, gegen das ihre Schmähungen gerichtet waren. Ein junges Weib, dessen Verwandte dieses Haus bewohnten, kam jetzt eilig heraus und floh scheu hinter den Häusern davon. Meine Schwester ließ nicht ab, das Weib zu verwünschen und die Umstehenden anzuflehen, dasselbe aus dem Orte zu jagen. Rührende Theilnahme sprach aus jedem Gesicht der Anwesenden; man redete beschwichtigend meiner Schwester zu; man vermochte sie etwas zu besänftigen; sie ging trostlos weinend in das Haus zurück.

Ein unwilliges Gemurmel verbreitete sich unter der auseinandergehenden Menge. Viele, die meinem Aelternhause besonders zugethan waren, ließen Drohungen hören sowol gegen dieses Weib, das eben aus dem Hause entfloh, als gegen jenen Burschen, der vor einem Jahre meine Schwester heirathen sollte. Ich schloß also daraus leicht auf die schändliche Untreue jenes Burschen, dessen große Entartung ich fast unglaublich fand. Mein armer, tiefgebeugter, greiser Vater ging wankend im Garten auf und ab, und ich näherte mich ihm, theils um, so trostlos auch seine und meine Gemüthsstimmung war, doch der traurigen Lage eine trostfähige Seite abzugewinnen, theils um den Zusammenhang der Unglücksgeschichte meiner Schwester zu erfahren. Diese war kurz.

Der liebenswürdig scheinende Bursch ging in Gedanken ganz anders um mit den Menschen als im äußern Betragen. So lange er noch mit meiner Schwester auf dem vertrautesten Fuße lebte, besuchte er längst auch ein anderes Mädchen, das reicher, aber nicht so schön war als meine Schwester. Bei jener liebte er das Geld, bei dieser, so lange er noch unverheirathet war, die Schönheit. Er täuschte beide: jene mit der Liebe, diese mit der Hoffnung auf Heirath. Als der Bösgesinnte sah, daß er zum Heirathen gezwungen sei, betäubte und verwirrte er meine Schwester mit allem Duft und Weihrauch einschmeichelnder Liebe und naher Ehe in solchem Grade, daß sie seinem schändlichsten Zwecke erlag.

Den folgenden Tag war Sonntag. Meine Schwester wagte sich kaum unter den freien Himmel, ihr Auge schien Jedermann ihres Herzens Schuld zu verrathen. Weinend ging sie in die Kirche und kniete betend und mit zerknirschter Seele am Eingange nieder. Der Prediger sprach verdammend über die Schuld und Strafe der Verführung, und erhob mit den glänzendsten Farben der Rede die Wonne

und Belohnung der Unschuld. Wie sank meiner Schwester das Haupt, wie zitterten ihr alle Glieder, wie rollten ihre Thränen über die Wangen! Alles war rein, gut, schuldlos um sie; Allen galt die himmlische Verheißung; ihr nur galt die Verdammung Gottes. An einem Pfeiler hinter ihr lehnte ihr Verführer: wüst, verstockt, vielleicht noch süß betäubt. Als der Priester das „Amen" seiner Predigt sprach und „Gelobt sei Jesus Christus!" sah plötzlich der Bursch blaß wie Kreide, und stieß seinen Nebenmann, sagend: „Amen!" statt: „Hilf mir aus der Kirche!" Er taumelte hinaus. Der Priester las jetzt von einem kleinen Zettel mit langsamer Stimme: „Es werden in den Stand der Ehe sich begeben (hier nannte er den treulosen Burschen und jenes erwähnte Mädchen). Die Brautleute werden zum ersten mal aufgeboten. Wer ein rechtliches Hinderniß weiß, wird aufgefodert, es zu rechter Zeit anzugeben!"..

Zu dem Weihwassergefäß an der Kirchthüre schleppte man eine Todte, und wusch und rieb ihr das Gesicht. Es war meine Schwester ...

In die Sakristei stürmte ein entrüsteter Greis, er schrie, daß das heilige Gebäude widerhallte: „Mein Kind! Meine Tochter! Er ist treulos! Er hat sie verlassen!"

Ernst und mild fragte der Geistliche: „*Wie* hat er eure Tochter verlassen?"

„Er kam seit Jahr und Tag in's Haus, schwatzte immer von Heirath und schwur, nur meine Tochter zu nehmen. Sie wies deshalb jeden Andern mit Heirathsanträgen ab. Noch gestern, gestern noch log uns der Unverschämte Hoffnungen vor, denen er heute so treulos ist. Diese Schändlichkeit raubt meiner Tochter das Leben!"

„Das reicht nicht aus, lieber Alter", sagte der Priester, „ihm in seine Heirath ein Hinderniß zu legen. Er hat sich

wider seine Seele verschuldet, nicht wider ein äußeres Gesetz. Geht heim, tröstet und beruhigt eure Tochter. Sie wird, wenn sie die Schändlichkeit dieses Burschen erwägt, eher froh als traurig sein, ihm nicht als Gattin in die Hände gefallen zu sein."

Indeß ward meine Schwester ins Leben zurück und nach Hause gebracht.

Acht Tage lang schwebte sie in Todesgefahr. Fieber- und Wahnsinnsanfälle raubten ihr ganz die klare Auffassung der Gegenwart. Als sie ruhiger und fähiger wurde, ihr Elend wieder deutlicher zu fassen, war der Hochzeitstag des Ungetreuen erschienen. Schießen, Glockengeläute und Jauchzen drang an ihr Ohr, man mußte sie, ungeachtet aller Widerrede, unter den Birnbaum vor das Haus führen. Niemand, außer meinem Vater, sollte bei ihr bleiben. Den Hochzeitszug sah sie nach der Kirche gehen. Die ländliche heitere Musik schmolz ihre wilden Gefühle zu sanfter Wehmuth. Meine Schwester weinte heftig. Als die Glocken schwiegen und der Zeitpunkt erschien, wo die Segnung des Brautpaares vollzogen wurde, ging ein Dorfbursch, eine Pistole in der Hand, zu einem großen Stein in der Nähe der Kirche und schlug darauf mit wüthender Kraftanstrengung den eisernen Ladestock in das Rohr. Dabei fluchte er über das langsame Nachgeben des eingestopften Papiers, schüttete dann Pulver auf die Zündpfanne und wartete den Moment ab, wo die Segnung endet, um die Ladung loszubrennen. Ein Klingeln der Altarglöcklein zitterte durch die Luft herüber — der Bursch stand in Feuer und Dampf — dem Pistolenknall pfiffen tausend Metalltrümmer von dem geborstenen Gewehre nach. Ein Kirchenfenster, das nächste am Burschen, war zerschmettert, in die übrigen Sprünge gerüttelt. Dem Burschen hatte es beinahe die

Hand zerrissen. Man lief bestürzt um den Verletzten zusammen; Manche beschlich eine seltsame Stimmung. Der Schuß, der Lärm, das Unglück, die ernste Feier der Kirche, das Gerücht von des Bräutigams Treulosigkeit, wirkte unheimlich zusammen. Mehre standen bei Seite und winkten sich verstohlen zu; denn sie bemerkten, daß unter dem Birnbaum bei unserm Hause ein alter Mann, mein Vater, wie in Verzweiflung herumlief, sich mit seinen Nägeln die Brust zerfleischte, das Haar ausraufte und die Worte in den wildesten Jammer tauchte. Er hatte während der Trauung die Verführung seiner Tochter aus ihrem eigenen Munde erfahren. Diese sank nach ihrem Schreckensbekenntnisse, aller Sinne beraubt, auf den Rasen nieder und gab kein Zeichen des Lebens von sich. In seiner zerrüttenden Raserei ließ sie mein Vater unbeachtet liegen, und sah und fühlte nichts mehr in dieser Welt, als sich und seinen wüthenden Schmerz. Die heitere Hochzeitsmusik führte das Brautpaar aus der Kirche. Jedes Herz flüchtete dort schnell wieder zur Freude zurück. Allein, wie lispelnde Wellen an den Leichnam, den das Meer ans Ufer warf, so schmeichelten umsonst die lustigen Töne der Musik an meiner Schwester betäubtes Ohr, umsonst um meines Vaters graues Haupt, umsonst um und in mein Aelternhaus, wo es schien, als hätte der Himmel allen Jammer hier zusammengeschüttet, um die ganze übrige Welt jubelnder Freude überlassen zu können.

Gedenke man einem Greise nicht allzusehr manche willenlose Grausamkeit, zu der ihn die jammervollste Gemüthsstimmung hinriß. Ihm war der unbefleckte Ruf der Kinder Alles. Seine schlichte, fromme Leitung der Kinder war in der Gegend berühmt. Man hat seinen Rath vielfach gesucht, wenn es sich um das Wohl einer Familie handelte.

Sein Stolz lag darin, auf das Betragen der Seinigen zeigen zu können, wenn es sich darum handelte, andern Kindern ein Muster zu geben.

Zwei Tage nach der erwähnten Hochzeit saß mein Vater im Winkel der Stube an einem Tische, das Haupt in die Hände geworfen, stumm vor sich hinblickend. Es war gegen Abend. Draußen klang es von allen Seiten aus den Kehlen der heimkehrenden Dorfbewohner und erinnerte den gequälten Greis an seine Freuden, um so mehr, als auch seine Kinder unter den Jubelnden waren. Er sah hinaus und erblickte meine Brüder, wie sie abgesondert vom Schwarm, traurig und langsam nebeneinander hergingen. Meine Schwester schritt eben durch das Zimmer. Heiß wallte des Vaters Blut. Vor ihm auf dem Tische lag ein großes Messer. „Mir und ihnen, und Allen das Leben vergiftet!" schrie er, und schleuderte das Messer ihr entgegen. Es fuhr zwischen Schulter und Ohr vorüber und tief in die Stubenthüre. Kaum aber war die Waffe aus seiner Hand, als er einen Entsetzensschrei über seine rasende That ausstieß, dem mishandelten Kinde entgegenstürzte, wie vor Angst erblindet auf Gesicht, Hals und Brust das Mordmesser suchte und lange wilde Worte der Verzweiflung ausstieß über das Blut, das er an seinem Kinde vergossen hätte. Er weinte und konnte lange nicht überzeugt werden, daß die Tochter unbeschädigt sei.

Heftige Scenen dieser Art wiederholten sich oft in meinem Aelternhause, bis die Gewalt des Schmerzes zu mildern Regungen schmolz und in Thränen zuletzt bis zu beinahe friedlicher Ruhe erleichtert ward. So verging ein Jahr, ohne daß ich durch den leisesten Wink in die Trauerscenen der Meinigen gezogen worden wäre. Als große Wohlthat muß ich diese zarte Schonung meiner Aeltern betrachten,

durch die ich vor vielen schmerzlichen Berührungen gesichert blieb.

Einige Zeit nach meiner Heimkehr war Musik in unserm Dorfwirthshause, das durch eine Wiese vom Hause meiner Aeltern getrennt liegt. Durch die geöffneten Fenster der Schenke konnte man die heitere Musik hören. Meine Schwester war allein zu Hause geblieben; die Aeltern wanderten um die Fluren; ich trieb mich im Walde umher; meine Brüder waren bei der Musik heiter und tanzten. Die Schwester ging vor das Haus, setzte sich, mit dem Kinde auf dem Arme, unter einen Baum. Da hörte sie jauchzen und spielen, und verfiel in tiefe Trauer bei der Erinnerung an ihre Unschuld, an ihre einstigen Freuden am Tanz, wo sie stets zu den Fröhlichsten und Schönsten gehörte. Plötzlich erblickte sie einen Mann, der vom Wirthshause herüber die Wiese gerade auf sie zuschritt. Sie erkannte ihn nicht gleich, weil ihre Augen in Thränen schwammen. Doch als er näher kam, erschrak sie heftig — denn es war ihr Verführer. Er ging in ihrer Nähe immer langsamer, zerpflückte einen Strohhalm zwischen den Fingern und war blaß im ganzen Gesicht. Seine Mundwinkel zeigten ein höhnisches Lächeln. Vor meiner Schwester stand er still. Angstvoll und verlegen sah sie ihn an. Einen Augenblick schien er unschlüssig, wechselte schnell nacheinander die Gesichtsfarbe, dann fuhr er plötzlich auf die Unglückliche los und versetzte ihr einen solchen Schlag ins Gesicht, daß sie wie todt liegen blieb. Das Kind war ihr schreiend und hülflos vom Arm auf die Wiese hingerollt. „Das hast du für den Schimpf und die Beleidigung meines Weibes!" schrie der Wicht. Vor dem Wirthshause hatten sich Weiber, Männer und Mädchen, seine Anhänger, versammelt, um mit boshafter Freude der Mishandlung zuzusehen. Als

die schändliche That geschehen war, schlugen sie ein lautes Gelächter an. Schnell verbreitete sich das Gerücht im Wirthshause. Meine Brüder und mehre ihnen anhängende Burschen standen gerade um den Tisch der Musikanten, sangen und ließen sich spielen. Da hörten sie das eben Geschehene. Wie ein glühendes Messer fuhr es ihnen durchs Herz. Ihr lang verhaltener Grimm sprang jetzt wie ein entfesselter Tiger hervor. In wenigen Sätzen waren die Entrüsteten über Schwelle, Hof — auf der Wiese, wo bereits der Schurke, Gefahr ahnend, flüchtend nach dem nächsten Dorfe rannte und noch zu rechter Zeit in einem Hause ein Versteck fand. Alles strömte aus dem Wirthshause dem Flüchtling und seinen Verfolgern nach, theils um jenen im Nothfalle zu schützen, theils um diesen beizustehen. Spaten und Stangen waren in jeder Faust, allein der Flüchtling war nicht zu finden und so jeder blutige Auftritt vermieden. Mehre Tage wagte sich jener nicht ohne Begleitung hervor, denn fürchterlich war der Zorn und die Drohung meiner Brüder.

Die Kirche unsers Dorfes war erst neu erbaut und nicht lange daselbst ein Priester eingesetzt. Es fehlte noch immer ein Gottesacker. Hinter dem Hause des vielerwähnten Bösewichts besaß ein Nachbar eine unfruchtbare Strecke Feld, die weder als Acker genug Getreide hervorbrachte, um der Bearbeitung werth zu sein, noch als Wiese hinlänglich Gras nährte. Der Platz und Preis war geeignet, den Kirchhof dort aufzuschlagen. So geschah es. Der Bösewicht hatte nun den Kirchhof vor den Fenstern seiner Schlafkammer.

Meine Schwester hatte seit jener letzten Mishandlung fast Klagen und Thränen verlernt. Sie war still, ganz still geworden. Wenn man von ihrem Beleidiger zu sprechen anfing, ging sie hinaus. Als man auf Bestrafung seiner

letzten Unthat mit Nachdruck dringen wollte, ließ sie es durchaus nicht zu. Ihr verschlossenes Seelenleiden griff sichtbar zerstörend ihren Körper an.

Den 1. October nahm ich Abschied vom Aelternhause. Meine Schwester war nirgend zu finden. Ich mußte fort, und mit schmerzlichem Vorgefühle empfand ich's, ich werde sie nimmermehr sehen. Auf jenem Hügel, wo ich bei meiner Heimkehr mit freudiger Rührung den Willkommungsgruß ausrief, saß meine Schwester am Rain zwischen zwei Kornfeldern und wartete auf mich, bis ich vorüber mußte. Der Wagen war bereits voraus, Alle, die mich begleitet hatten, bereits zurückgekehrt. So trafen wir Beide allein zusammen. Wir konnten nicht mehr sagen, als „Bruder!" und „Schwester!" und weinten lange einander am Halse. Hierauf machte ich mich los, sie setzte sich wieder auf den Rain und ich hörte sie noch lange bitterlich schluchzen und weinen...

Aus vielen Briefen von den Aeltern las ich, daß die Schwester sehr abnehme an Kräften und stets verschlossener, stiller und einsamer lebe... Am 26. October erhielt ich einen schwarz versiegelten Brief..... Darin hat mir der Vater meiner Schwester Tod geschrieben ... Sie ist die erste Leiche im neuerrichteten Kirchhofe. Ihr Mörder kann aus seinem Fenster auf ihr Grab sehen.....

Von Jenem aber erzählt man seit meiner Schwester Tod allerlei Seltsames. Er bat bei meinen Aeltern um das Kind. Sie haben ihm die Bitte abgeschlagen. Er lebt äußerst zerfallen mit seinem Weibe. Um sich zu zerstreuen, hat er in seinem Hause eine Bierschenke errichtet und treibt sich oft in unglücklichen Handelsgeschäften lange in der Welt umher.

Vor kurzem waren meine Brüder durch anwesende Gäste gezwungen, sein Haus zu betreten. Verlegen und traurig grüßte er sie. Sprach wenig. Als die Gäste aufbrachen, sagte einer derselben: „Euer Haus ist alt, seht, wie die Balken faulen; es riecht hier drückend dumpf. Wirth, Ihr müßt bauen!“ Dieser sagte in Gedanken verloren und mit traurigem Nachdruck: „Mir faulen die Todten zu nahe, ich werde nichts mehr bauen!“ — Dabei faßte er die Hände meiner Brüder, drückte sie krampfhaft und rief weinend wie ein Kind: „Ich habe Eure Schwester geschlagen!“... An der Pfoste der Hausthüre lehnte er noch lange und sah meinen Brüdern nach. Dieselbe Nacht sah ihn ein Bursch, der am Kirchhofe vorüberging, auf dem Grabe meiner Schwester knien und beten. Am folgenden Tage war er verschwunden; — man sucht und sucht ihn umsonst.

III.

Die Heimsuchung.

In einem Dorfe, dicht an der bairischen Grenze, fällt gegenwärtig ein niedliches Haus auf. Selbst in der Nähe einer Stadt müßte man es noch zierlich nennen. Die Wände, in länglichem Viereck aufgeführt mit verhältnißmäßig vielen und großen Fenstern und freundlich weiß getüncht, tragen ein rothes Ziegeldach. Was den günstigen Eindruck noch erhöht, das sind die wohlgepflegten Blumen- und Gemüsebeete um das Haus, eingegittert mit gleichgeschnittenen Holzlanzen, und vorzüglich die Blumen in den Fenstern zur Frühlings- und Sommerszeit. Dem Besitzer gehört ein Bauerngut. Er ist nicht wohlhabender und nicht gebildeter als seine Nachbarn herum; viele von diesen sind sogar in der Welt herumgekommen, was mit jenem nicht der Fall ist, und doch unterscheidet sich sein Haus vortheilhaft von denen der Uebrigen. Die Nachbarn lassen ihre Häuser gebräuchlich fortbestehen, aus Holz gezimmert, mit flachen steinbeschwerten Schindeldächern, kleinen Fenstern, die kaum die nöthige Beleuchtung durch die runden, bleiumränderten

Scheiben in die alt-ernsten Stuben dringen lassen. Sie denken nicht daran, den Stall einmal vom Wohngebäude zu trennen, diese zu lichten, Scheune und Thierunrath wegzuschaffen, daß den Blick vom großen Ecktisch in der Stube eine freie, grüne Aussicht erfreue. Wenn nicht Sohn oder Tochter eitel genug wären, Sonntags einen Strauß an der Brust oder auf dem Hut zu tragen, so wäre selbst hier und da im weitläufigen Baumgarten kein Winkel umgestochen für Rosen- oder Nelkenpflanzung. Was sie geerbt, bleibe. Ihre Freiheit von Zwangsarbeiten, ihre unbedeutende Steuerverpflichtung, Besitz bedeutender Gründe und freier Waldungen lehrt sie eher genießen als verbessern. Man hat Leute, regsame Weiber zur Bestellung der Wirthschaft und des Hauses, daher dem Hausvater Zeit bleibt, sich nach Gefallen selbst zu leben. Gleich über der Grenze hat das bairische Bier Ruf und Reiz, wo anders weiß man Gesellschaft lustiger Männer zu finden. Auf einen vertollten Tag folgt die Nacht und oft ein zweiter Tag und eine zweite Nacht, bis man sich wieder zurück zum Haus und Weibe sehnt. Ist das Taschengeld zu Ende, so hat man Bäume im Wald, die der Wirth brauchen kann. So leben die meisten dieses Dorfes, oft, nicht immer. Weil man besitzt, meint man auch, diesen Genuß haben zu müssen. Glück ist, was man dafür hält. Aber der Hausvater des erwähnten modernen zierlichen Hauses hält ganz was Anderes für Glück, obwol man weiß, daß er vor zwei Jahren noch lebte wie seine Nachbarn. Sein ganzes Streben, Sorgen und Lieben bleibt innerhalb der Grenzen seines Hauses und Besitzes. Der hält Leben und Glück an der rechten Stelle. Ein Weib besitzt er — doch Das ist eine eigene Geschichte.

Vor zwei Jahren heirathete er ein Mädchen aus leidenschaftlicher Liebe. Weit entfernt, im Wege zu stehen,

gaben sich beide Aeltern, den Fall merkend, zustimmend die Hand. Die Kinder hatten sich eher als sie dachten. Süße, heilige Tage und Nächte! Wollte Das enden? Viele haben Das erlebt und sagen: „Wir haben das Seligste der Erde gelebt!" Für diese nur ist es hier erwähnt. Aber bekannt ist weit Mehren, daß Liebende nicht ohne Pause lieben können. Sonderlich in der Ehe. Das schien der junge Mann zu fühlen. Er mußte Leute sehen, gegen Abend ein Glas Bier kosten. Nach einigen Wochen schränkte er zu Hause seinen Himmel auf wenigere Stunden ein. Zwei und zwei mal zwei Gläser Bier standen ihm zu. Das sah sein liebes Weib ein; obwol sie nicht gerade „ja" sagte, so sah sie es doch ein. Zu Hause hätte sie ihm sechs und acht Gläser gegönnt, weil der Discours in der Schenke viel Zeit wegnimmt; aber das muß man den Männern lassen: Discours geht ihnen über Alles. „Je nun", heißt es, „da kommt man zusammen — guckt in's Gläsel — hört allerhand — sieht allerhand — red't allerhand — und die Zeit geht dahin, man glaubt's kaum." Einmal versah es der junge Gemahl im Discours und kam, nachdem er um 4 Uhr nach Mittag vom Hause weggegangen war, erst um Mitternacht zurück. Zwar hörte er keinen Vorwurf, aber das Schweigen des Weibes sagte ihm mehr. Er meinte, einen Vorwurf erzwingen zu müssen durch wiederholte freundliche Fragen, was sie meine, daß er so lange ausgeblieben sei? Sie aber erwiderte: „man wisse ja, daß bei Männern oft ... und dann, weil gerade bei Männern bisweilen ... daß die Wirthe mit ihren zurückgerückten Uhren ... und dann hätte sie recht gut geschlafen." Er hörte recht gut, wie sie das Gesicht in den Polster drückte und weinte. Er ärgerte sich über sich selbst. Wie man aber auch so lange sitzen könne, dachte er sich, daß sei aber auch unbegreiflich. „Sei

gut, Anne!" sprach er mild und bestieg sein Bett. Liegend drehte er seine offenen Augen hin und her und brummte sich selbst an: „Pfui aber auch! Schau, ist denn ein Weiterkommen? . . . Könnt' mich schier selber ohrfeigen! — Gut' Nacht, Anne, gut' Nacht."

Am folgenden Morgen war Alles wieder gut. Eine Schuld ist keine; die erste Verzeihung ist Pflicht. Es kam auch gar nicht weiter zur Sprache.

Während des Mittagessens sprang des Nachbars weißköpfiger Knabe in die Stube, zwei Trommelschlägel in der Hand haltend, welche vom Dorfrichter kamen: „Sollt' weiter entbieten, daß jeder Bauer selbst in die Gemeindeversammlung komm'!" Der junge Hausvater ließ durch einen Knecht weiter entbieten. Gegen Abend ging er in die Versammlung. Beim Abschied sah ihn das liebe junge Weib ein wenig trüb an. Das sagte ihm genug. Es schien ihm Geschwätz, darüber zu sprechen, zu versichern. „Ist recht!" meinte er, lächelte zurück auf sein Weib, das an der Hausthür lehnen blieb und ging, fest entschlossen, nach der Versammlung schnell wieder zu Hause zu sein.

Die Versammlung beim Richter war längst zu Ende, aber der junge Gemahl noch nicht zu Hause. Man hatte beim Richter gerade über einen Punkt sich vereinigt, der Alle nahe anging; daher kein Ausschließen galt, vom Richter zum Wirth zu gehen. Beim ersten Glas saß unser junge Hausvater trübe; beim zweiten mußte er lächeln über die Possen der Nachbarn; beim dritten entschlüpfte ihm selbst schon ein Scherz; beim vierten Glase brach ein Nachbar auf, und da wollte er wieder ernst werden und mitgehen; aber das volle Glas wollte er doch nicht zurücklassen. Der Nachbar ging; der erste beste Spaß verwischte des jungen Hausvaters Ernst so leicht, wie ein Tuch ein an-

gelaufenes Fenster lichtet. „Ei, was und was da!“ dachte er und blieb.

Man sah gerade das Morgenroth im Osten heraufdämmern, als man nach Hause aufbrach. Vor dem Wirthshause stand man noch einen Augenblick beisammen, wankend vor Schlaf und Betäubung. Dann taumelte hier Einer in einen Winkel — „halt ah!“ —; ein Anderer, die Hände tief in die Taschen tauchend, gähnte den frischen Morgenhimmel an, und zwei Andere wieder flochten, ein Halt suchend, ihre Arme ineinander und zerrten sich klugredend hierher und dorthin.

Am sichersten, allein, fast wieder klar bei Sinnen, fand unser junge Hausvater den Heimweg. Vor seinem Hause traf er den Knecht schon an, Pferde vor den Pflug spannend, pfeifend und singend, um auf das Feld zu fahren. Sogleich befahl er ihm eine andere Arbeit und fuhr selbst auf das Feld. Auf dem Hinwege wußte er vor Gedanken und Sorgen nicht aus noch ein. So fortsinnend kam er auf ein fremdes Feld und ackerte, daß ihm der Schweiß in Tropfen auf der Stirne stand, bis ihm der Eigenthümer des Feldes lachend den Irrthum entdeckte.

Zu Mittag mußte er nach Hause. Beim Heimfahren hatte er Bremsen und Gedanken zu verjagen. Unweit seines Hauses erblickte er sein Weib, das Holz auf dem Arme ins Haus trug. „Sakra!“ sagte er zu sich und zog den Hut über die Augen. Sie mußte ihn sehen, aber sie that, als ob sie ihn nicht sähe. „In Gott's Namen!“ sagte er wieder für sich und hieb auf die Pferde, damit sie ihn rascher ins Feuer trügen. Ausgespannt — ins Zimmer getreten. Es waren eben alle Dienstboten da, welche sich zum Essen an den Tisch setzten. Vor diesen, hoffte er gleich, werde sein liebes Weib nichts sagen. Sie kam eben aus

der Kammer. Er setzte sich an den Tisch, und zwar absichtlich an die unterste Ecke, damit er Niemand störe, wenn er aufstehen und wegen drückender Luft hinausgehen müßte. Das liebe Weib setzte sich auch an den Tisch, sprach nichts und sah betrübt. Die Luft drückte wirklich. Er war kein Freund von drückender Luft, der junge Hausherr; deshalb ging er hinaus. Dort traf er auf seine alte Mutter. Wie eine heftige Ohrfeige traf ihn deren erstes Wort. Sie wußte von seinem nächtlichen Ausbleiben und war von je die geißelndste Gegnerin solcher Unart. Sie hatte es ihrem Manne abgewöhnt — und dachte auch den Sohn im ersten Sturm zu nehmen. Dieser war ohnedies eben mürbe im Innern, daß ihn ein sanftverweisendes Wort schon zerbröckeln konnte. Das hätte die erhitzte Mutter bedenken sollen, so wäre die Sache zu Ende gewesen. Zwei Sünden sind erst eine; eine ist noch keine. Nun, so stürzt denn der Himmel ein? Mutter, das ist zu scharf. Uebertriebene Strafe ist ungerecht. Ei, da muß der Sohn doch bitten, so arg war es nicht! Das muß er doch widerlegen. Lumpereien kann man ihm nicht vorhalten, das ist einmal nicht wahr! Das ist einmal zu viel! Da will die Mutter mehr gut machen als der Sohn schlimm gemacht hat. So kann er nicht Alles hinnehmen. Ja nun, was glaubt denn die alte Mutter? Hat sie denn einen Esel erzogen? Sie wird ihn so lange schwarz färben, bis er sich weiß vorkommen muß. Es ist wirklich nicht mehr weit dahin. Phlegmatische Leute, wie der Sohn, sind nicht leicht bitter zu machen, aber einmal bitter, nicht leicht wieder süß zu machen. Gleich wird das die geißelnde Mutter erfahren müssen.

Schon hatte der zu heftige Angriff der alten Mutter dem Sohne einige harte Erwiderungen entlockt. Diese

sprangen rascher und schlimmer aus seinem Munde, je hitziger die Mutter wurde.

Endlich verließ er diese sehr verstimmt.

In die Stube zurückkehrend fand er seine Leute bereits aufgestanden vom Essen und sich entfernend. Aber ein neues Unheil erwartete ihn da. Sein Weib begann jetzt einen milden Ausfall auf sein Vergehen. Sie sagte nicht viel, aber sein „Alle Teufel! Was will man denn haben? Was hetzt man ihm denn die Weiber auf den Hals, daß er vor Kneifen und Keifen nicht Rath mehr weiß? Was geschah denn? Was gibt's denn? Stürzt denn das Haus ein? Ist's der Jüngste Tag?!"

Er griff heftig nach seinem Hut und ging. Aber da hätte er bedächtiger sein sollen. Was ihm sein Weib sagte, war mild, ohne Bitterkeit. Sie eilte ihm nach bis an die Hausthüre, noch weiter, weinte und wollte ihm nachrufen mit beschwichtigenden Worten, daß sie — oder —. Er sah und hörte nicht mehr. Ihm war fast wohl. Sein Vorsatz war, nun mit Absicht eine volle Nacht zu durchtrinken. Nach einer leidenschaftlichen Wanderung von zwei Stunden setzte er sich in einer Schenke fest. Hier trank er rasch. Bekannte gesellten sich zu ihm. Lärmen und Trinken nahm bald gewaltig überhand. Jeden mahnenden Funken im Herzen übergoß unser Flüchtling mit dichten Strömen.

Gegen Abend saß sein Weib recht abgeweint in ihrer Stube. Noch immer raisonnirend ging die Schwiegermutter aus und ein, setzte sich endlich zu jener hin, erzählte ähnliche und andere Geschichten und raisonnirte wieder dazwischen. Das eintönige Gerede und der vorgerückte Abend schläferten das junge Weib endlich ein. Dies gewahrend, hieß sie die Schwiegermutter schlafen gehen, beschwichtigend, raisonnirend, des Sohnes Besserung mit Zuversicht verheißend.

„Gute Nacht! Gute Nacht!“ Lange noch weinte das traurige junge Weib im Bett, während die Schwiegermutter, in der Hoffnung, der Sohn werde wol bald zurückkommen, aufblieb, hier und dort in der Stube rückte und räumte, Feuer machte, und — ah! das war ihr außer Acht gekommen: frische Butter sei noch zu zerlassen. Ja recht; indeß kann der Sohn zurück sein — die Butter zerlassen! Licht flackerte auf dem Herde, ach, und das Mütterlein sprach halb singend das Stoßgebet:

„Schutzengel, komm, komm, bleib schön auf bei mir,
Und laß kein Unglück ein zu dieser Thür!“

„Vater im Himmel — ach“ — und die Butter zerlief hastig — „beschütze — als auch wir vergeben — arme Sünder — jetzt und in der — Amen“. — „Schutzengel, komm, komm, bleib schön auf bei mir“ ... Sie nickte ein, im Winkel der Küche sitzend. Das war nicht gut. Wer sah auf die Butter und das Feuer? War das Sorgfalt? Niemand da? Butter und Feuer! Der Topf ist ins Feuer gestürzt! Maria und alle Engel!

Durch das Dorf wandernd sah sich der Nachtwächter die Sterne an. So viele glaubte er nie gesehen zu haben. Wenn viele Sterne zu sehen, kommt bald Regen nach. Nun, man brauche Regen, dachte er — wie Gott will! Aber so viele Sterne — singend:

„Schutzengel, Engel und Patriarchen,
„Vor Feuer ...

„Fikara! dort hüpft ein Irrlicht auf dem Dache um“ ... Er sah, daß dann und wann ein großer Funke zwischen den Schindeln des Daches hervordringend, hinundhertaumelte und verlosch. Bald rascher und dichter — dann Rauchwolken — lange Flammen — endlich Feuerzungen dort

und hier — Maria! Gnadenvolle! Und hier und dort! „Feuer! Feuer! Feuer!“ — Der Nachtwächter schrie als ob die halbe Welt in Brand aufginge.

Was dachten die Männer beim Bierglas an Dinge, die sie nicht sehen und hören mochten? Da ging es her wie unter lustig-tollen Männern: Lärm, Rauch und Streit hatte Geltung und Reiz. „Was da!“ Was konnten sie wissen. Unser junge Hausvater jubelte, daß er sich vor toller Seligkeit selbst nicht mehr kannte. „Juche!“ Und er sang:

„Ma Hearzerl is zriß'n,
Ma Gwonterl is guat,
Und so
Flick' i ma Hearzerl — —

Heirathen soll Keiner!“ rief er dann aufspringend, wie um das zu beweisen; — „Heißt mit Keiner — was, und“...

Sein Nachbar wollte schon längst aufbrechen. Er bot jetzt alle Mittel auf, den jungen, berauschten Mann mit sich zu nehmen. Endlich, da alle Andern auch aufbrachen, gelang es. Es war schon über Mitternacht. Viel Spaß und Lärm verursachte der betrunkene junge Mann. Der Spaß ging aber doch nicht recht von Herzen. Seine Ausfälle auf Weib und Mutter geriethen durchaus nicht. So erreichten sie den Wald, welchen sie passiren mußten. Als sie dessen Ausgange nahe waren, bemerkte der Nachbar, wie sonderbar licht es allmälig vor ihnen werde. Der Mond könne doch nicht — es bleibe immer etwas Unnatürliches — es müsse Feuer geben! Darüber lachte der betrunkene junge Mann, daß er sich den Bauch halten mußte und nicht weiter gehen konnte. — Jetzt ganz aus dem Walde tretend, sahen sie deutlich vor sich ein Haus in lohem Brand.

Dumpfes Getöse schallte herauf. Mit einem Entsetzensschrei machte sich der Nachbar vom Betrunkenen los und stürzte fort. Dieser aber stand plötzlich aufrecht, fest und sicher da, auf das Feuermeer starrend. Er war so wohl bei sich — ja wie war er so wohl bei sich? — Das war doch ein Haus — sein Haus — wie ihm war? Ob er an Weib oder Habe dachte?... Auf sein Angesicht stürzend biß er vor wüthendem Schmerz in die Erde...

Mit Tagesanbruch war das Haus glimmender Schutt. Die alte Schwiegermutter war verbrannt in der Küche; die junge Hausfrau hatte man aus dem Bette noch im rechten Augenblicke gerissen; Knechte und Mägde waren im Hemde entsprungen und von den werthvollsten Habseligkeiten rettete man wenig. Der Brand griff nicht weiter um sich.

Nun waren die nächsten Fragen und Sorgen um den jungen Hausherrn. Der Nachbar wußte, wo er ihn Nachts verlassen hatte. Dorthin eilte man auch. Regungslos lag er noch da, nur dann und wann am ganzen Leibe durchrüttelt von einem endlos schmerzlichen Seufzer. Man sprach ihn mild und mitleidsvoll an; er gab keine Antwort. Man hob ihn auf; schlaff bogen sich Körper und Arme über die Hände der Beschäftigten. Die halbgeschlossenen Augen schienen auf Ohnmacht zu deuten, allein er war wohl bei sich. Sein Gesicht sah eingefallen, blaß und ganze Stellen des Hauptthaares waren schneeweiß. Man ermahnte, tröstete, führte ihn nach Hause. Nur Ein mal sprach er auf dem ganzen Wege, als er plötzlich einem seiner liebsten Begleiter um den Hals fiel und aufschrie: „Was ist's mit meinem Weibe?!"

Im Nachbarhause traf er mit seinem Weibe zusammen. Schreiend stürzte sie ihm an den Hals; er sagte nichts. Nur dann und wann erschütterte ein wildes Schluchzen sein

ganzes Wesen, bis es ihn auf einmal wüthend überfiel, er sein Weib so gewaltig im Schmerz umfaßte, daß man sie ihm mit Gewalt entreißen mußte, um sie vor Lebensgefahr zu schützen...

Seit dieser Heimsuchung ist der Schade der verbrannten Habe ersetzt; an der Stelle steht jetzt das obenerwähnte geschmackvolle Wohnhaus. Als suchte der Besitzer außer demselben keine irdische Freude mehr, flieht er Alles, was ihn sonst locken konnte. Haus, Heimat und Weib bleibt ihm das Höchste des Lebensglücks. So abgeschlossen lebt er glücklich, bis auf die tiefe Wehmuth, womit ihn oft die Erinnerung heimsucht.

IV.

Das Hofer-Käthchen.

1.

Eine Nacht im Freien.

In einer hellen Sommermondnacht öffnete sich geräuschlos Hofer's Hausthüre und drei männliche Gestalten traten hervor. Die eine derselben war nur halb in Kleidern, blieb auf der Schwelle stehen und reichte den beiden andern die Hand zum Abschied, sagend: „Gute Nacht; morgen wird Alles ins Gleiche kommen; mein Käthchen ist ein gutes Kind."

Die angeredeten Gestalten, bedeutend jünger als die Hofer's, sagten nacheinander: „Gute Nacht!" mit wehmuthsvoller Stimme, und die eine fügte noch hinzu: „Ihr thut ein gutes Werk an uns, uns wär' das Leben eine Last; wenn wir wissen, wie wir d'ran sind, wird's auch kommen, daß wir uns wieder fassen."

Dann gingen die beiden Burschengestalten langsam fort und Hofer trat ins Haus zurück.

Er bemerkte nicht, daß nicht weit von ihm in einer Mauertiefe eine weibliche Gestalt sich regte und schluchzend

nun die Hausflurstiege hinauf ging; es war Käthchen, seine Tochter. Sie hatte eine lange und erschütternde Besprechung ihres Vaters mit den Söhnen Mulderer's mitangehört und suchte, aufgelöst in Weh und Thränen, nun ihr Bett. Voll Pein und Jammer wollte sie vergehen, sie stellte sich die beiden Brüder vor das erhitzte Auge ihrer Seele; aber wie sie sich auch quälte, sie sah doch immer Ein Gesicht nur und konnte doch nicht sagen, welchem von den Brüdern dies Angesicht ganz gehöre; jetzt zeigte es das blaue Auge des jüngern, doch war es ganz der Blick des ältern; jetzt lächelte es wieder ganz wie beide. Als Käthchen bald darauf die andern Burschen des Dorfes fröhlich singen hörte, wünschte sie nur, daß die Söhne des Mulderer auch darunter wären; aus ihrem Gesange würde sie erkennen, welcher ihrem Herzen theurer wäre. Sehr spät erst erlöste sie ein sanfter Schlaf von diesen Qualen, sie hörte nur mehr halb im Schlummer das Lied der Burschen:

Ich und mein Bursch haben
Abschied g'nommen,
Da sind uns die Aeuglein voll
Wasser kommen;
Die Aeuglein voll Wasser
Die Lieb' zog es her,
Nun seh' ich mein Schätzlein
Im Leben nicht mehr.

Aber die Brüder Mulderer hatten dieses Lied ihrer Kameraden gar wohl gehört und jedes Wort gab ihnen einen Stich ins Herz; sie suchten keinen Schlaf und hätten ihn auch nicht finden können. Fast die ganze Nacht brannte in ihrem Dachkämmerchen ein mattes Lämpchen, das sie sich

angezündet hatten, um zu ihrem stillen und geheimnißvollen Werk zu sehen; sie packten Kleider ein, jeder die seinen besonders in ein großes Tuch, dann schnürte jeder seinen Bund zusammen, suchte jeder einen Knotenstock hervor und so ausgerüstet trat endlich Anton der Jüngere still zur Thüre des Balcons hinaus und stieg geräuschlos von da über den Holzstoß hinab; Georg der Aeltere löschte die Lampe ebenso geräuschlos aus und folgte seinem Bruder, dem er die zwei Päcke still vom Balcone hinunterließ, hinter denen er dann selbst hinabstieg. Schweigsam gingen sie nun fort, durch den Garten auf das freie Feld und über Feld dem sogenannten Tannengrunde zu; geheimnißvoll wie sie bewegten sich auch ihre Schatten nebenher und nichts als ferner Burschensang und das Pochen ihrer Schritte unterbrach die weite Stille der wunderhellen Mondnacht. Endlich sagte Georg der Aeltere zu seinem Bruder mit bewegter aber sicherer Stimme:

„Eins ist noch, Bruder, das müssen wir uns wie auf die getheilte Hostie schwören; wir haben darauf noch nicht gedacht. Schwör' mir, Bruder, daß du Acht geben willst auf sie wie auf deine eigene Seligkeit und daß du sie auf den Händen tragen willst, so lang du am Leben bist, wenn sie dich vor mir erwählt; schwör's unter'm freien Himmel da vor den Sternen oben, jeder sieht auf uns jetzt wie ein Gottesaug'; schwör's, daß du sie nicht roh bestrafen willst, wenn sie einen Fehler begeht und daß du sie betrachten willst wie mein Seelenheil, das ich dir nur anvertraut hab', weil du mein Bruder bist. Was du mir schwörst hier unter'm freien Firmament, Bruder, das schwör' ich dir wieder. Stech' mich nieder wie ein wildes Thier bei Tag oder Nacht, im Schlafen oder Wachen, wo und wann du mich antriffst, wenn ich dir nicht das Nämliche halt', was du mir schwören

sollst; und Bruder, Das geschieht auch dir, wenn du den Schwur nicht treulich hältst: er gilt für uns Beide gleich."

Anton erwiderte: „Ich schwör' dir, was du mir schwörst — hier schneid' ich in meinen Finger und vergieß' mein Blut darauf, daß ich halten will, was ich bei Leben und Seligkeit schwör'; diese Blutstropfen sind ein Zeichen, daß ich Lebensblut vergieß' an dir oder mir, wenn Einer von uns sein letztes Wort nicht hält."

Nach einer Pause fuhr Georg mit sanfterer Stimme fort:

„Bruder, welcher von uns zurückbleibt, auf den Vater muß er achten wie ein Kleinod, er muß ihn trösten aus aller Kraft und ihm Freude machen Tag für Tag, sonst gibt ihm unser Leid sein Ende."

„Ja", erwiderte Anton, „laß uns Das auf den nämlichen Schwur nehmen: das Käthchen und der Vater müssen gleiche Lieb' und gleiche Sorg' erfahren."

Sie kamen in dem Tannengrunde an und legten dort, wo drei Riesentannen wie aus Einer Wurzel brüderlich aufsteigen, ihre Bündel und ihre Stöcke in eine weite Felsenöffnung; dann suchte sich ein Jeder eine Stelle, um sich bis zum Tagesanbruch hinzulagern. Georg sah unverwandten Auges zu den Sternen auf und dachte traurig: „Wo werden die mich seh'n in einem Jahre"; Anton drückte sein Gesicht in ein Schnupftuch, um sein stilles Weinen zu verbergen.

Nicht lange, so fingen die Hähne an zu krähen, die kühle Morgenluft zog leise brausend durch die Tannenbäume und zu dieser feierlichen Orgel der Natur gesellten sich gar bald die lieben Flöten vieler tausend Vögel. Und wieder nicht lange, so wurde das Geräusch ringsum noch größer, der lichte Streifen im Osten länger, breiter, heller, Mond und

Sterne waren ausgelöscht auf einmal und das Morgenroth der Wolken gegen Osten war das Schönste am Firmament; doch wieder nicht lange und das Morgenroth erblaßte vor dem Königsglanz der Sonne, die nun aufgeschnellt kam erst in Purpurwogen, dann geläutert mehr und mehr als reine, goldene, große Lampe dieser Welt.

Im ganzen Dorfe wunderte man sich nicht wenig, daß Hofer's Leute schon auf den Feldern standen, als man in den andern Häusern anfing, die Leute erst zu wecken. Aber das hatte nun sein eigenes Bewandtniß: Hofer war mit dem ersten Hahnenrufe schon wach gewesen; was er heute vorhatte, Das ließ ihn nicht länger mehr im Bette bleiben; bald trieb er auch die Knechte und die Mägde aus den Federn mit dem Rufe: „He, auf! Schon geht die Sonne wieder unter! Ist heut' Alles verhext und versoffen?" Nur das Käthchen rief er sanft und sprach: „Kind, steh' auch bald auf, wir haben eine Litanei zu beten." Käthchen hätte den Ruf des Vaters nicht bedurft, sie war schon lange wach; und was die Litanei bedeuten sollte, ach, das wußte sie bereits recht gut. Um 9 Uhr Morgens stand ihr Vater im Feiertagsgewand vor ihr und streichelte ihr geheimnißvoll lachend die Wangen: „Käthchen", sagte er, „wundere dich nicht, daß ich so gut aufgelegt bin, ich hab' so meinen Grund dazu und du wirst ihn auch später noch hören. Ich geh' jetzt fort und wenn ich fort bin, gehst du 'nein in die Kammer und kommst wie ich im Feiertagsrock und mit dem neuen Kopftuch heraus; ich geh' zum alten Mulderer hinunter und du kommst mir in einer Stund' nach, verstanden? Warum, das wirst du hören. Warum weinst du denn? O Himmelwetter, da wirst du schön aussehen, wenn du ganz verweint daher kommst; es geschieht dir nichts, du sollst mir eben nachkommen. Alles Andere will ich auf mich

nehmen." Er lachte noch zufriedener, und besprengte sich mit Weihwasser an der Thüre und ging. Käthchen weinte laut, als sie allein war, ihr ganzer Jammer erwachte wieder von neuem; dann ging sie in die Kammer, um sich nach des Vaters Willen feiertäglich anzuziehen.

2.

Käthchen muß einen Mann wählen.

Vater Mulderer saß am großen Ecktisch in der Stube und las in der Bibel. Aus dem Tannengrunde zurückkehrend, traten jetzt seine beiden Söhne still, feierlich und Hand in Hand herein, und Georg der Aeltere sagte nach einer kleinen Weile so zu ihm: „Vater . . . ich bin's und der Bruder . . . Wenn's nicht sein müßt', daß Ihr leset, Vater, wir hätten Euch Etwas zu sagen."

Eine schwere Thräne aus Vater Mulderer's Auge fiel auf das Bibelblatt; Wehmuth beugte ihm das greise Haupt noch eine Weile als ob er lese, dann sah er auf: „Ihr seid's? Ihr kommt zu mir? Mit mir reden wollt Ihr? . . . Ich bin Euer Vater, redet."

So wehmuthsvoll diese Worte gesagt wurden, klang doch auch eine wunderliche Herbe durch, die wir erklären müssen; auch das scheinbar alterkindische Befremden, weil seine Söhne zu ihm kamen und mit ihm reden wollten, war nicht ohne Gründe, denn seit kurzem betrugen sich die beiden Burschen auf eine Weise unbegreiflich, die ein stärkeres als Vater Mulderer's Herz betrüben mußte. Daß beiden ein schweres Leid im Herzen saß, konnte selbst unachtsamern

Augen nicht entgehen, auch war nicht schwer herauszufinden, daß die Brüder, als das Uebel anfing, einander feindlich gegenüberstanden, obwol es zu einem öffentlichen Wuthausbruche niemals kam. Nur ein mal wurde Mulderer durch Zufall Zeuge eines wunderbar heftigen Auftritts zwischen Beiden. Er kam eines Nachmittags von einem Gange über Feld nach Hause und hörte, da er kaum in die Stube getreten war, ein Stöhnen und ein Keuchen in der Kammer wie von Menschen, die unter wilden Zuckungen verröcheln. Schwankenden Schrittes trat er an die Thüre und sah durchs Schlüsselloch die beiden Söhne sich an Brust und Hals erfassen und einander still erwürgen; wie Kreide blaß waren ihre Wangen, blutunterlaufen und herausgetrieben warfen ihre regungslosen Augen Feuer, entsetzend war ihr Anblick. Aber kaum ein Rauschen vor der Kammerthüre hörend, traten sie schweigend auseinander als wäre nichts geschehen. Mulderer, durch das schweigsame Verschließen ihres Leids schon längst gekränkt, schwieg auch jetzt und ließ nicht merken, was er eben mitangesehen. Mit dem Singen, Scherzen, Schlafen der Burschen war es zu Ende, mit dem Beten wahrscheinlich auch; denn von wem kann man sagen, er bete, dessen Seele nur zum kleinsten Theile Muße hat dabei zu sein? Muß nicht beim Gebet das Nachtkleid irdischer Herzenstrübungen von der Seele gänzlich niederfallen, daß sie sich leicht und rein erheben könne? Versuche zu beten, das ist anzunehmen, machten die Burschen ganz gewiß, denn schweres Leid gerade macht oftmals fromm; aber ob es auch Gebet im rechten Sinne war?

Z. B. geschah es in einer Nacht, wo Alles schlief im Hause, daß Anton, der jüngere der Brüder, allein noch wach im Bette saß, zitternd wie ein Fieberkranker an allen Gliedern und den Blick emporgerichtet; das Dach zwar schied

sein Auge von dem Himmel, aber der stille Mond schien durch die Ritzen und ein Mondstrahl ist für eine Seele genug, um daran emporzuklettern. Da sprach der arme Bursche so vor sich hin, während ihm die Stimme fast versagte: „Vater im Himmel oben, ich kann's nimmermehr ertragen, so komm und hilf mir, erlös' mich! Im Feuer liegen ist besser, laß mich lieber in Feuer werfen, Vater oben; wenn ich schon thu' was recht ist, warum leid' ich doch? Ich laß meinen Bruder am Leben und thu' dem Käthchen kein Leid an, so sei so gut, Vater im Himmel, und laß mich dafür auch in Ruh', sonst werf' ich mich selbst in Feuer oder Wasser, oder es kann's auch noch ein Strick oder Messer thun!" Laut weinend warf er sich dann auf das Kissen nieder und wälzte sich rechts und wälzte sich links auf seinem Lager und weckte damit seinen Vater in der Kammer unten. Das war freilich kein Gebet. Der Vater kam, stellte Licht auf die Truhe neben dem Bette und sah seinen Sohn an, der jetzt dalag, sprachlos, regungslos, die Augen weit geöffnet und stier zum Dach emporgerichtet, die Hände krampfhaft über seiner Brust gefaltet. Eine Weile blieb Vater Mulderer vor ihm stehen und sah ihn an mit einer Wehmuth nicht zu sagen, dann ergriff er wieder das Licht und ging ohne ein Wort zu sagen in die Kammer hinab und legte sich zu Bett und weinte bitterlich. Das war schon die dritte Nacht, daß dieser Vorfall so geschah; das erste mal fragte, bat, drängte der Vater, daß ihm der Sohn den Grund des Seelenfiebers eingestehe, jedoch vergebens wie das zweite mal, wo er ihn ganz außer sich mit heißen Vaterthränen beschwor; und so kam es, daß in dritter Nacht der Vater weder Bitten noch Thränen mehr umsonst verbrauchte, lieber stille war und Gott sein schwellend Herz empfahl, wenn es in Wehmuth brechen sollte. Genug;

an solchen Vorfällen war Mulderer's Haus seit kurzem reich, nicht nur an dem jüngern Anton erlebte er solche, sondern auch an dem ältern Georg; obwol der immer gefaßter that und nicht selten den Vater zu beruhigen wußte. Folgte auf solche Scenen der Nacht der herangewachte Morgen, dann zeigte auch Anton wieder eine wunderbare Sammlung äußerlich und der Tag verlief in Frieden, Bescheidenheit, Fleiß und milder Gegenrede mit Jedem, der ihn ansprach.

Erst die jüngsten zwei Tage her änderte sich Alles.

Die Brüder wurden kaum mehr anders als beisammen gesehen; ihrem Leide schien auf einmal der schärfste Stachel ausgezogen und wenn sie immer noch gegen ihren alten Vater schwiegen, mußte doch ihr freierer Blick ihm einigermaßen Trost gewähren. Mit rührender Geduld ließ der fromme Greis nun Alles gehen wie es ging, ward ruhiger, weil sich keine jener frühern Leidensscenen wiederholte, und beschloß, den stillen Gram als Kreuz auf sich zu nehmen, da nun einmal seine Söhne keine Miene machten, ihr Leid ihm zu vertrauen.

Und so kam jener Sonnabend heran, wo die beiden Burschen zum ersten male vor den alten Vater traten, ihr Geheimniß endlich auf den Lippen wie es schien; so kam die wehmuthsvolle Anrede des ältern Sohnes, der ja selbst mit Trauer bisher bemerkte, wie sein und seines Bruders Schweigen das Vaterherz verwundet hatte; so kam die bitter-wehmuthsvolle Verwunderung des alten Vaters, als seine Söhne unvermuthet vor ihn traten und ihn fragten, ob er hören wollte, was sie ihm zu sagen kämen. Auf Mulderer's Erwiderung: „Ich bin euer Vater, redet", brachte nun Georg zuerst mit halbem Zögern vor, es würden heute noch Leute kommen, es würde der Hofer darunter sein und Hofer's

Käthchen; dann fügte er hinzu: „Vater, heut' wird Alles gut; seid freundlich mit den Leuten, sprecht gut mit ihnen."

Vater Mulderer machte die Bibel zu und stand auf: „Ich will doch lieber fort", sagte er, „soll ich euch stören? Ihr habt die Leute herbestellt und wißt warum, was brauch' ich dabei zu sein? Ein Vater muß auch nicht Alles wissen."

Allein die beiden Söhne hielten ihn fest und nun folgte eine tieferschütternde Erklärung all der wunderbaren Dinge, die vorhergegangen waren. Beide Brüder liebten das Käthchen und keiner hatte noch ein überwiegendes Zeichen ihrer Gunst erhalten, obwol es Jedem scheinen durfte, er sei der Wiedergeliebte; Käthchen schien Beide zu lieben, so viel Gunst vertheilte sie an Jeden, aber es waren abgewogen gleiche Gunstbeweise. Das entdeckten beide Brüder nur zu bald, die Leidenschaft begann und wuchs und wuchs um so fürchterlicher, als sie sorgsam in der Brust verschlossen ward. Jenes Nachmittags als sich die Brüder still erwürgen wollten in der Kammer, war der Höhepunkt der Eifersucht erreicht, und nur Zufall ließ den Kampf nicht mit Blut und Todtschlag enden; an jenem Tage noch faßte man den friedlichen Beschluß: den Hofer ins Geheimniß zu ziehen, daß er seine Tochter zu einer Erklärung vermöge. Es geschah, und der Hofer, ein wunderlich lustiger Patron, der Alles gern von einer absonderlichen Seite packte, bestimmte den heutigen Tag, um in Gegenwart der Brüder, Vater Mulderer's und einiger Zeugen die förmliche Wahl vornehmen zu lassen; gegen diesen Zwang sprachen zwar die Brüder heftig, aber Hofer hätte nicht um die Welt diesen „Hauptspaß" aufgegeben. Erschüttert und ausführlich machten die Söhne diese Mittheilung ihrem Vater und fügten hinzu: möge die Wahl nun ausfallen wie sie wolle, jeder von ihnen sei entschlossen, sein Glück wie sein Unglück mit Fassung hinzunehmen.

Aber da hätte man die unbeschreibliche Wirkung sehen sollen auf das Herz des überraschten Vaters!

Erst sah er sie groß und betroffen an und je ruhiger vor ihm zu stehen sie sich Mühe gaben, desto erschütternder wurde ihm ihr Anblick; es fielen ihm die Scenen ein, die er vor kurzem noch allnächtlich selbst gesehen, behorcht, errathen hatte und maß daran ab, was in diesem Augenblicke Fürchterliches in der Brust der Söhne vorgehen mußte; der Gedanke einer Wahl, wodurch der Eine Alles verlieren mußte, worauf er bisher noch hoffen konnte, während der Andere Alles nur auf Kosten seines Bruders gewann, brachte das Vaterherz ganz außer Fassung; schmerzvoll mit dem Blicke der Verzweiflung sah er auf den Jüngern, der so still gefaßt vor ihm stand, fiel ihm an den Hals und rief ganz aufgelöst in diesem Schmerzgedanken: „Und wenn sie deinen Bruder wählt?" Zwei heiße Thränen schossen dem Angeredeten über die Wangen bei diesen Trauerworten, aber gleich gefaßt sprach er trostvoll von Ergebung seines Herzens und bat, der Vater möge sich zwischen ihn und seinen Bruder setzen, denn bevor die Gäste kämen, hätten sie noch Vieles miteinander zu reden.

Von Dem, was in der Stube vorging, wußte die Magd Anne-Marie kein Sterbenswörtlein, die draußen vor dem Hause so scharf und hitzig ordnete und sang und kehrte, daß ihr Lobeiner, der vorüber mußte, schon von weitem zurief: „O du feurige Hex', kehrst wieder zur Kirchthurmspitz' hinauf und singst für Zehne?" Aber Anne-Marie ließ sich nicht stören und trällerte tolllustig ein neues Lied zur Antwort, und als sie jetzt mit dem Reinkehren vor dem Hause fertig war, schnellte sie den Besen auf die Holzschar, daß er fast ins Fenster schlug, und lud sich eine Tracht

Scheiter auf den Arm, womit sie nach der Küche eilte; sie sang, daß es den Schlot schier „zertremmeln“ wollte:

„Im schönen Oesterreich, im Steiern,
Im Steiern und schönen Tirol,
Mag laufen mein lustiges Bürschel nur,
He lustig, dort find' ich's wol!

In schöner Schweiz und in Schwaben,
Im Schwaben und schönen Thüringen drein,
Thut man noch Schätzelein graben,
He lustig, weil dort noch Schätze sein!

Und müßt' ich rennen und rufen bis Strasburg
Und schau'n bis in die Türkei hinein —
Ist ein Bürschel für mich auf der Welten,
He lustig, lauf zu, ich hol' es ein!“

Vom Schützenbrunnen herüber kam jetzt der Hofer geschritten im Sonntagsanzug, heiter nach allen Seiten grüßend und hier und dort unachtsam in einen Graben tretend; „oha“, sagte er dann immer vor sich hin und stampfte sich die Stiefel rein, während er links und rechts heitere Antworten gab, wenn er aus der Ferne angerufen wurde.

Auf dem Wege des Altbaches begegnete ihm der Müller und Beide blieben eine Weile im „Dischkurse“ stehen.

An den Gartenzäunen der obern Dorfseite rauchten der dicke „Tiroller“, der lange Rüderer, der Veit und der Meier mit feierlichen Mienen daher, mit der einen Hand hielten sie den Ulmerkopf und die andere versenkten sie tief in ihre Taschen. Wie gewöhnlich wurde jetzt von Allem, nur nicht von Dem geredet, weshalb sie sich versammelten;

das waren nämlich die Männer, welche Hofer in Mulderer's Haus gebeten hatte.

Unweit der Mühle schoß der kleine hypochondrische Pillmeier aus seiner Stallthüre heraus und hielt die Männer auch eine Weile im „Dischkurse" auf.

Aber Käthchen, Käthchen, wie kamst du dem Orte der Bestimmung näher! Schon vor einer guten Weile war sie hinter den Häusern dahergekommen, verwirrt, gehetzt, ein buntes Tüchlein über Mund und Wangen gebunden, als ob sie heftige, heftige Zahnschmerzen hätte (aber eigentlich nur um die brennende Glut der Wangen zu verbergen); sie fuhr zuerst noch zum Binder-Lenchen hinein und sagte beim Eintreten halb zwischen der Thüre: „'grüßt sei Jesus Christus! Ich bin da und bleib ein Bißle da; wo ist denn die Leni, ich hab' ihr was Nothwendiges zu sagen und ich möcht' es ihr halt gar so gern gleich sagen, Bas' Bindrin ..." Dabei zog Käthchen das Tüchlein noch höher über den Mund, zupfte das Kopftuch noch tiefer über die Stirne, legte die große feine Leinwandhülle, welche Mädchen und Frauen immer zusammengelegt unterm Arme tragen, so oft sie über Feld oder in die Kirche gehen, neben sich auf die Ofenbank, daß es klatschte, und sah verlegen und heftig athmend auf den Boden; da Niemand antwortete, wurde das liebe Kind nur noch verlegener, es glaubte die Stube voll Leute und daß man ihm von der Stirne herunterlese, was es eigentlich gebe; das Weinen stand ihm näher als das Lachen und doch wollte es lieber lachen, gepeinigt von der athemlosen Stille in der Stube; es redete daher selbst wieder: „Komm da 'rüber über die Höh' gesprungen, achha! Man kriegt keinen Athem nicht mehr, wenn man so geloffen ist. Bas' Bindrin, ist mein Vater nicht grad vor euern Fenstern vorübergegangen?" Wieder keine

Antwort, Alles still; zum Glück kam jetzt das Lenchen aus der Kammer, war vor Freude außer sich, das Käthchen hier zu sehen und Käthchen entdeckte jetzt, als sie aufsah, daß die Stube leer war und sie also vorhin zu blanken Wänden geredet hatte. Darauf schossen die Mädchen mitsammen in die Kammer hinein und wisperten sehr viel und schossen dann wieder heraus in die Stube und wisperten noch viel eifriger, schossen dann zur Insaß-Lies' hinüber, wo es zu Dreien erst recht anging das Heimlichthun und „Kudern"; als aber Käthchen jetzt Abschied nahm von beiden Mädchen, um ihrem Vater in Mulderer's Haus zu folgen, fing sie bitterlich zu weinen an und es war nicht anders als wollt' es ihr das Herz abstoßen.

Vater Mulderer hatte inzwischen in seiner Stube die angekündigten Gäste begrüßt, man sprach nun Allerlei und Allgemeines hin und wieder von Haus und Hof und Freund und Feind, bis der Hofer, der allein wie der heiterste Poltron von Dem zu Jenem übersprungen war, nun etwas ernster und gemessener die eigentliche Sache zur Rede brachte, weshalb man denn beisammen sei. Er erzählte, wie er vorige Nacht urplötzlich geweckt und bei dem Namen gerufen worden sei und wie ihn, als er fragte, was es gäbe, zwei Stimmen dumpf und traurig das Haus zu öffnen baten, weil etwas Wichtiges mitzutheilen wäre; darauf habe er Licht gemacht und das Haus geöffnet und die Pocher eingelassen. Vater Mulderer's Söhne seien es gewesen, die ins Haus traten, still, erschöpft und sehr betrübt. „Hofer, helft uns um Gott und Christi willen!" seien ihre ersten Worte gewesen, und bald darauf hätten sie ihm die Leiden ihrer Herzen mitgetheilt, und er habe wie eine Elster herzlich darüber lachen müssen; denn daß zwei so liebe Burschen auf einmal und noch dazu Brüder sich in Käthchen verschaut hätten, das wär'

ja zum Todtschießen gespaßig und über eine Komödie äußerst lustig gewesen! Allein gerade im besten Lachen habe er erst entdeckt, daß er im bloßen Hemde dastehe und habe „oha“ gerufen; sei aber gleich darauf im Mantel aus der Kammer zurückgekommen und habe nach langem Dischkurs die Burschen mit dem Trost und der Versicherung entlassen, auf gewiß feine Weise seine Tochter in „Corda“ zu nehmen, und das geschehe nun heute, eben jetzt: Käthchen müsse vor allen den Versammelten laut und offen erklären, ob sie einen von den Burschen so lieb habe, daß sie ihn zum Manne haben möchte, oder ob sie am Ende von beiden Brüdern keinen mehr als jeden Andern liebe. Das, meinte Hofer, werde ein Generalspaß geben mit seinem Käthchen, das unvorbereitet komme; er lachte auch zugleich vor Vergnügen; wie an allen Seiten gekitzelt, da er im nämlichen Augenblicke das Käthchen auf Umwegen von der Schmiede herüberkommen und im ganzen Gesichte so verbunden sah. Hinter der Mühlscheuer hielt sie sich einige Augenblicke verborgen, und der Hofer lachte um so lauter und rief: „Ob das Wettermädel nicht merkt, was es gibt?“ Er ließ dabei seine schwere Hand auf den Tisch hinfallen und drückte sich mehr in die Ecke, um besser durch das Fenster sehen zu können; dabei war sein Gesicht vergnüglich geröthet und eine Million feiner Falten lag um seine lachenden Augen.

Vater Mulderer kannte Hofer's Art und Weise, sich immer wunderlich und lustig zu zeigen und schätzte den sonst ehrenwerthen Mann; daher war es auch kein Uebelnehmen seines Scherzens und Lachens in diesem schwermuthsvollen Augenblicke, wenn Vater Mulderer, dem es die Brust zersprengen wollte, jetzt seinen Söhnen winkte und sagte: „Auf ein Wort!“ und mit ihnen nach der Kammer ging. An

der Schwelle besprengte er ihr Gesicht mit Tropfen Weihwasser; hinter sich schloß er die Kammerthüre.

Da war es nun eigenthümlich, in der Stube noch immer den Hofer heftig lachen und in der Küche Magd Anne-Marie ganz verteufelt singen zu hören, während Vater Mulderer in der Kammer sehr erschüttert mit seinen Söhnen sprach; hier war es wie ein schweres Abschiednehmen im voraus. Mit tiefer, umflorter und oft unterbrochener Stimme redete der Vater, dann und wann nur sagte einer der Söhne ein Wort dazwischen. Hierauf mochte es geschehen wie an einem Reisemorgen, wo Vater, Mutter, Brüder, Schwestern um den Abschiednehmenden stehen, Eins um das Andere endlich die Hand hinreicht, und nicht im Stande mehr ist, das Wort: „Leb' wohl" zu sagen; stille weinend nur geht Eines hierhin, Eines dorthin, man hört nicht weiter reden, nur leise schluchzen; so eine gute Weile; wie aber der Abschiednehmende eine Bewegung macht zu gehen, da liegt ihm auf einmal wieder die lautweinende Mutter am Halse und die Angst und Sorge gibt ihr die Sprache wieder und Bitten: „heimzudenken an Vater, Mutter und Geschwister, auch Gott nicht zu vergessen und in Acht zu nehmen Herz, Gesundheit und Glauben", stürmen aus dem Mutterherzen; der Vater sagt nur: „Schreib", obwol es ihm das Herz erdrücken will; die Geschwister kommen wieder Eines um das Andere: „Vergesse auch mich nicht ganz." Nach einer Weile wurde es in Mulderer's Kammer wirklich wunderstille: es war jene Pause eingetreten, wo man Abschied nehmend sprachlos auseinandertritt. Beschlossen war es, im Augenblicke als Käthchen sich den Einen wählt, reist der Andere ab. Deshalb hatten die Burschen schon, bevor sie noch den Vater in ihr Geheimniß eingeweiht, in letzter Nacht die Reisesachen nach dem Tannengrund getragen;

deshalb auch nahm Vater Mulderer schon vor Käthchen's Wahl von beiden Söhnen Abschied, obwol er noch nicht wußte, welchen er verlieren würde und wol fühlte, daß ihm später die Fassung fehlen dürfte, dem Scheidenden noch manches Dringende ans Herz zu legen. Wie viel herzzerreißender und lauter diese Abschiedsscene in der Kammer ausgefallen wäre, hätte die Mutter noch gelebt, ist freilich leicht zu denken; so aber geschah Alles mit mehr Fassung und Geduld. Blaß und mit rothgeweinten Augen trat endlich Vater Mulderer aus der Kammer, doch kein Wort des Kummers kam mehr über seine Lippen; Georg und Anton folgten still wie früher, aufrecht und Hand in Hand.

Käthchen war nun auch schon da.

Weinend saß sie auf der Ofenbank ganz nahe an der Thüre und die Schürze in die Augen drückend, es war nicht ein Wort aus dem schwergeängstigten Mädchen herauszubringen. Sie wußte ja von der letzten Nacht her schon, um was es sich handle; auch hatte es der Vater dem Kinde gleich brühwarm entgegengeschüttet, als es hereintrat, und jetzt stand der närrische Mann mit allerlei possenhaften Fragen vor Käthchen und dachte die Herzenssache nur so im Scherze abzuthun.

„Alloh, potz Kreuzdonnerwetter, Mädel! Was schämst dich lange? Greif zu, da kommen jetzt alle Zwei aus der Kammer. Denk', es sind zwei Aepfel und einen davon darfst essen, so greif zu, oder ich müßt' glauben, ein Birn' wär' dir lieber. Meinstwegen, ich hab' auch gegen eine Birn' nix; aber sagen mußt's ein ander mal, daß man dir nicht lang zwei so Prachtäpfel herstellt und umsonst!"

Lachend fuhr er fort:

„Ich sag', eine Birn' ist mir auch recht; der pünkerte Schneider-Gustl wär so 'ne Birn', fidem! Aber man kann

bei euch Weibern nicht wissen, wo ein Rab' euch gerade schwarz genug ist."

Käthchen weinte in die Schürze und schwieg, das war die Antwort.

„So geh' Einer geschwinde hinab", fuhr Hofer fort, der Schneider-Gustl soll 'raufspringen, da ist eine Goldgruben für ihn, er soll seine Nadel mitnehmen und den Schatz auf der Stell', weil's noch Zeit ist, heben. Wettermädel, wirst noch nicht hell? So spring' Einer 'nüber zum Stangerl", fuhr Hofer noch lauter lachend fort, „er soll seinem Gang *) Eine abfliegen lassen, daß er herüber komm', meine Käth' die möcht' ihn halt gar so gern seh'n, außer der Weis' ist's wie sie vernarrt ist in seine Säbelbein' und Mummelnasen; vielleicht ist das ihre Birn'!"

Dieser Quälgeisterei des wunderlichen Hofer machte jetzt Vater Mulderer ein Ende. Er trat vor Käthchen hin, ergriff die Hand der Weinenden und sagte milde und erschüttert:

„Liebes Käthchen, komm, wir wollen miteinander reden. Sieh, Käthchen, du bist Schuld und kannst doch nicht dafür, daß meine beiden Söhn' da seit einer Zeit betrübt sind bis in den Tod und vor Wehmuth sterben, wenn du nicht bald sagst «ja» oder «nein», ob du Ein' möchtest zum Mann haben oder Keinen. Gelt, du siehst ein, es wird doch sein müssen, daß du jetzt «nein» sagst oder «ja», du wirst auf mein Wort was geben? Fürcht' dich nicht, du hast dein' freien Willen, Käthchen; nicht dein Vater, nicht ich, nicht von mein' Söhnen Einer wird dir jemalen ein schief Wörtlein sagen, wenn du «nein» sagen willst. Aber über-

---

*) Wolfgang.

leg's und mach' uns dann zu wissen, wie du mit deinem Herzen daran bist."

Nach diesen Worten ließ Vater Mulderer Käthchen's Hand los, er konnte vor Wehmuth nicht weiterreden und trat hinweg.

Noch blasser als zuvor standen die Brüder jetzt dem Käthchen gegenüber; selbst der ewig spaßende Hofer ward stille und stand fast bewegt erwartend vor der Tochter; zwei von den Zeugen, der Veit und der Meier, hatten die Augen voll Wasser und sahen vor sich hin auf den Tisch, als wagten sie nur zu hören, was geschehen würde, nicht zu sehen. Während einer langen Pause war kein Laut zu hören als nur Käthchen's heftigeres Weinen, bis sie plötzlich, die Schürze noch immer mit der Linken über die Augen drückend, aufsprang, fast schreiend nach der Stelle stürzte, wo die Brüder standen und Einem die rechte Hand, wie zum Zeichen: Dieser sei's, auf die Schulter legte. Es war beinahe unmöglich, daß Käthchen wissen konnte, welchem sie die Hand auf die Schulter legte, da sie, seit die Burschen in der Stube waren, die Schürze nicht von den Augen gerückt hatte; allein das liebe schluchzende Kind sah auch jetzt nicht auf und nickte nur leise „ja" als Vater Hofer fragte: „Käthchen, sag', ist's Dieser, den du dir wählst?" Dann aber ließ sich das schwer erschütterte Mädchen nicht länger mehr halten, ging schluchzend zur Thüre hinaus und eilte wie gehetzt nach Hause, daß alle Leute sich verwunderten, das Käthchen so mitten durch das Dorf hinauf weinen zu sehen.

Käthchen's Wahl, wenn man es so nennen darf, war auf Georg, den ältern Bruder, gefallen, deshalb sollte nun Anton, der jüngere, Abschied nehmen und in die weite Welt wandern. Dies war der Augenblick, wo den Scheidenden noch einmal das Herz in stürmischer Leidensrede aufgeht und

Segnungen, Gebete, Wünsche, Bitten frommer Art sich auf die Lippen drängen; nun erst wird es ein Umhalsen, Schluchzen, Schreien; mit Gewalt muß sich der Scheidende losringen und mit stürmischer Eile muß er fliehen, sonst wäre wol niemals ein Entkommen aus den Armen wahrer Liebe. Vater Mulderer hatte seinen jüngern Sohn in die Arme geschlossen, rief: „Willst du mich verlassen?" und weinte wie ein Kind. Anton sah im Geiste das Plätzchen jenseit des Waldes, wo er sich zu Boden werfen und seinem Herzen Luft machen wollte und nahm alle Kraft seines Wesens zusammen, vom Vaterhause gefaßt zu scheiden. Traurig, aber mit sicherer Stimme sagte er, indem er seinem Vater die Hand hinreichte: „Gott wird mir helfen, Vater; wenn's besser geht, kehr' ich wieder heim zu Euch. Lebt gesund und sorget und kränkt Euch nicht zu viel um mich. In einem Jahr' komm' ich wieder." Zu seinem Bruder gewendet, der noch unbeweglich dastand, sein Glück kaum begreifend, sagte er: „Bruder, gedenk', was wir uns auf Seel' und Seligkeit versprochen haben; gib Acht auf das Käthchen und thu' ihr nie mit einem Wörtlein was zu Leid, trag' sie auf den Händen, acht' und lieb' sie und verbirg Allen, was sie Fehler hat und kränk' sie niemals vor andern Leuten. Ich bitt' dich, verzeih' mir meine Sünden, ich kann nicht dafür, aber mir ist immer gewesen als müßt' ich dich noch einmal morden. O Bruder, Bruder, ich hab' viel gelitten und du hast jetzt Alles, Alles; d'rum mach' ich fort und komm' zurück, wenn ich das Alles vergessen hab'. Bruder, ich sag' dir's wieder, wieder, trag's Käthchen auf den Händen . . . ich warn' dich nur und behüt' dich Gott, lieber Bruder, und bleib gesund." Dann sah er mit tiefer Wehmuth auf den Hofer und sagte: „Hofer, grüßt mir Euer Käthchen, und ich ging' nur eine Weil' aus dem Wege,

daß es recht glücklich sei. Ich laß es bitten, doch auch manches mal an mich zu denken, es sollt' sich aber nicht sorgen, daß ich geh', und mich nicht fürchten, wenn ich wiederkomm'; ich bin nicht böse und Niemand kann dafür, was mir geschehen ist."

In der Ecke unter der Wanduhr stand ein großer Knotenstock, den holte Anton jetzt hervor; in der Kammer hing ein Hut mit einem künstlichen Blumenstrauß, den setzte Anton auf, nnd als er so reisefertig aus der Kammer trat, besprengte ihn der Vater mit Weihwasser und Alle folgten den Scheidenden zur Stubenthüre hinaus und über die Hausthürschwelle bis in den Garten; wo noch jetzt der alte Birnbaum steht, dort stand der alte Mulderer noch lange, sein Schnupftuch in die Augen drückend und bitterlich weinend, als Anton bereits über den Reiterberg davonschritt und den Tannengrund erreichte; neben Vater Mulderer stand Georg im Garten, nicht minder bewegt von seines Bruders Abschied. Hofer und die andern Männer sahen still mit feuchten Augen zu.

Während dieser Scenen tiefer Trauer und Erschütterungen lief und sang und hastete die Magd Anne-Marie ohne Rast bald im Stalle, bald in der Küche, bald auf dem Dachboden; einige male kam sie mit dem Eimer zum neuen Bach hinauf und als Anton Abschied nehmend seines Vaters Haus verließ, war sie eben mit einem Kruge fort, um Brunnenwasser zu holen. Sie wußte von all der Wehmuth in Vater Mulderer's Hause kein Wort und hatte bisher nichts bemerkt, als daß Anton immer freundlich und theilnehmend mit ihr sprach; kein hartes Wörtlein hatte sie je von ihm gehört. Das that ihr unaussprechlich wohl. Erst heute früh hatte er ihr gesagt, da er sie so herzhaft trällern hörte: „Marie, du bist doch immer lustig; ich wollt',

daß ich eine Schwester hätt', wie du." Das war genug, Anne-Marien den ganzen Tag wie außer sich vor Lustigkeit zu bringen und deshalb sang sie auch jetzt, vom Brunnen zurückkommend, durch das Dorf herauf, daß es eine Freude war, ihr zuzuhören:

„Und wenn ich ihn erwählt?
Ob ich bettle oder dien',
Schöne oder garstig bin,
Und wenn er mir gefällt?

Ich weiß, ein Vöglein singt;
Ich weiß, ein Gotte lebt;
Der Ruf im Walde klingt,
Die Lieb' das Herze hebt.

Ich weiß von Bächlein, die stille rinnen;
Ich weiß von goldenen Fischlein drinnen;
Ich weiß, daß es Mondschein und Sterne gibt,
Und daß eine Mutter ihr Kindlein liebt.
Ich weiß, ich weiß, was weiß ich noch? . .
Das Best' von Allem verschweig' ich doch!"

Hier und dort kam eine Kameradin vor die Hausthüre heraus, wischte sich in Eil' die Hände an der Schürze rein, lächelte und nickte Anne-Marien zu und stimmte selbst in das Lied wol ein. Der kleine Pillmeier saß im Schatten vor der Thüre, lachte und rührte die Lippen schon im voraus, als wollte er der Vorübergehenden etwas sehr Spaßiges sagen und als die Sängerin näher kam, brachte der Hypochonder nur hervor: „Das kellt *) und surrt wieder

*) hallt.

daß Einem der Kopf zerspringen könnt'." Ueber die Mühlrinne schreitend und auf dem schmalen Damme weitereilend sah Anne-Marie den Vater Mulderer, Georg, Hofer und die andern Männer zum Theil weinend im Garten stehen und Anton mit Eilesschritten gegen den Reiterberg zuschreiten; sie stellte daher schnell den Krug nieder und legte die rechte Hand wie einen Schirm über die Augen, um richtiger entscheiden zu können, ob sie wirklich sehe, was sie sehe. Es war nicht anders. Mit einer Bewegung des Schreckens stieß sie an den Krug und der rollte und goß seine volle Wasserflut über den Damm hinunter; bevor aber der Krug noch unten an den großen Stein schlug und mit Lärm zerschmetterte, war Anne-Marie schon in schnellem Angstlaufe nach dem Garten, um zu erfahren, was es gebe. Der Meier kam ihr mit feuchten Augen an der Scheuer entgegen. „Wohin denn so gehetzt, Anne-Marie?" sagte er; sie antwortete: „Vetter, was gibts? Was geschieht dort? Weint Vater Mulderer? Was eilt Anton über Feld so davon?" Der Meier gestand ihr, was er wußte, war aber mit seinem Berichte noch nicht ganz zu Ende, als ihn Anne-Marie todtenbleich und pfeilschnell verließ. Darauf war es in Mulderer's Hause ein gespensterhaftes Poltern, ein Aufreißen und Zuschlagen von Holztruhen unterm Dache, ein Treppauf- und ein Treppablaufen, daß es schien, ein Dutzend Menschen wenigstens seien tumultuarisch auf den Beinen im Hause, obwol Anne-Marie allein da war. Wirklich machte sie ganz allein den Lärm. Als gegen Abend in der Dämmerung der Binder aus dem Walde heimging, bemerkte er mit Verwundern eine weibliche Gestalt mit einem Pack auf dem Rücken über den Rehberg eilen und ihm sorgfältig ausweichen. Es war ihm als könnte es Mulderer's Anne-Marie sein und wollte sie schon anrufen, allein weil er doch etwas zweifelhaft war,

unterließ er es lieber. Anne-Marie war wirklich auf und davon. Schwerlich errieth im Dorfe Jemand, warum und wohin?

3.

Hofer auf der Hochzeit.

Nach drei Wochen hatte das Brautpaar Georg Mulderer und Käthchen Hoferin die erfoderlichen Papiere in Händen, waren beichten und communiciren gewesen und Gebetprobe gehalten; vier Wochen später war das junge Paar das letzte mal von der Kanzel aufgeboten worden und es stand auf allen Thüren beiderseitiger Verwandter und Bekannter der Hochzeitsstrauß mit Kreide gezeichnet, welchen der Hochzeitlader hinmalt, nachdem er die Einladung gesprochen. In der fünften Woche wurde Käthchen mit ihrem Bräutigam an demselben Altare und zur selben Stunde getraut, als es ihre Freundin, die Vron'l*) Hinterbergerin mit ihrem Bräutigam Lobeiner wurde. Es gab ein großes Fest an diesem Tage. Käthchen's Vater hatte längst wieder auch die Erschütterungen vergessen, welche vorhergegangen waren, bis seine Tochter zu ihrem Bräutigam kam; er genoß schon bei der Gackelhenn**) mehr als nöthig und wurde lustig wie ein Pudel. Als es zum väterlichen Segnen seines Kindes kam, ging er wol auch, wie es gebräuchlich ist, mit ihr allein in die Kammer; aber da war nun kein ernstes Wort aus ihm herauszubringen, das Käthchen weinte,

*) Veronica.

**) Gemeinschaftliches Frühstück der Hochzeiter vor dem Kirchenzuge.

als ob es ihr das Herz abstoßen wollte; auch Hofer hatte die Augen voll Wasser, dennoch sagte er, die Wangen Käthchen's streichelnd: „Sei froh, närr'sch Kind, jetzt kriegst einen Mann und das ist doch das Gewürz auf all euer Dichten und Trachten. Ich selber wollt', ich wär' wie du; weißt was ich meinem Vater gesagt hab', wie er mich mit Weinen gesegnet hat? Hört auf und thut nicht so, hab' ich gesagt, ich krieg's jetzt besser als bei Euch, so wacherlwarm, wie mich mein Weib halten wird, habt Ihr mich doch nicht gehalten; ich wein' um jeden Tag, wo ich nicht verheirathet gewesen bin. Gebt mir Euern Segen frischweg, ich geb' Euch meinen dafür, wir bleiben alleweile gut Freund, Vater. Drum, Käthchen, thu' mir jetzt auch nicht so peinlich, du gehst nicht aus der Welt und ein Mann ist gar eine verflucht rare Sach', das siehst an mir, ohne mich wärst gar nicht auf der Welt. Wer weiß, was noch geschieht, wenn ich dich aus dem Hause hab', ich bin auch noch ein Mann in den besten Jahren; ich weiß, was es ist, wenn man nicht allein schlafen geht und aufsteht. Und gesetzt, ich heirath' auch noch ein mal, ich wüßt' nicht, wo mich ein Vater jetzt segnen könnt', wenn's nicht der himmlisch' Vater ist, der mich schon mit dir gesegnet hat, Amen. Steh' auf, mehr wüßt' ich meiner Seel' nicht zu sagen."

Während des Hochzeitszuges nach der Kirche hielt sich Hofer noch ziemlich feierlich, aber als es aus der Kirche wieder heimwärts ging, ließ er sich seine große Pistole geben und schoß der Art fürchterlich, daß es Allen das Gehör fast verschlug. Es war selten eine Hochzeit so lustig gefeiert worden; Hofer's Saus und Leben trug nicht wenig dazu bei. Als er nun gar beim Wettrennen vor dem Mittagsessen plötzlich unter den laufenden Burschen stand und eine Weile glücklich mit über die Wiese stürmte, da wurde die allge-

meine Freude unbeschreiblich; aber auf halbem Wege verließ ihn doch die Kraft und er mußte den Burschen, die pfeilschnell nach dem Ziele hinstürzten, im Schritte folgen. Mit Jubel und Musik zog man ihm die Strecke entgegen und viele Stimmen riefen ihm zu: „Fifat, Hofer, Ihr seid's der erste Mann rundum!" In der Wirthsstube zog ihn aber Käthchen bei Seite und verwies ihm sanft lächelnd und verlegen sein zu viel Lustigsein. Hofer hatte gerade ein Glas Bier in der Hand und rief: „Musikanten, wie der Hirt' zum Dorf 'naus treibt!" Die Musik spielte eine gewisse Hirtenmelodie und endete, als Hofer zu trinken begann, mit einem betäubenden Tusch. Hofer hatte ausgetrunken, ließ den blechernen Deckel klappen, zum Zeichen, „daß alle Wasser gesunken und trocken Land da sei" und gab dem Wirthe das Glas hin; dann kehrte er sich zu Käthchen und sagte: „Was? Was? Du hast deine Freud' nicht an deinem Vater? Du willst an mir herumcommandiren, wo ich mich losgesagt hab' von dir?" Mit einem krähenden Jauchzer umschlang er dann Käthchen's Hals und rief: „Jetzt gleich wirst Eins herumfahren mit mir, oder ich verzeih' dir's mein Lebtag nimmer!" Den Musikanten rief er: „Macht Eins auf, daß es alle Engel untereinander bringt; heut sind wir einmal schon aus der Ordnung; jetzt ist Alles Eins, jetzt ist halt das gleich der Brauttanz"; und nun half Käthchen's Erröthen und Sträuben nichts, sie mußte ein paar mal mit dem lustigen Vater herum, der wie ein Geißbock sprang und Räder schlug, wie's einst der Brauch gewesen war, und den verwunderten und lachenden Burschen zurief: „Ihr seid's alle nur Tröpf' gegen uns Alte, wir haben noch andere Kunststück' ausgeführt!" Dabei pletschte *) er mit beiden

*) klopfte.

Händen die Waden, die Schenkel, die Brust und die Stirn im Takt hintereinander, und sprang mit gleichen Füßen durch einen Bogen seiner Arme und stand beim letzten Bogenstrich schnurgerade da. Alles schrie und lärmte Beifall. Hofer führte sein Käthchen dem Vater Mulderer zu, den die allgemeine Freude endlich auch heiterer gestimmt hatte und sagte: „Mulderer, da prüft, was ich Euerm Sohn für ein Tausendgewicht zubring', stampft auch ein mal herum. Wenn Euer Anton um das Mädel weint, verzeih' mir's Gott, er hat Recht, aber grämen soll's uns nicht, er find't in der Welt auch noch seine.“ Bis spät nach Mitternacht dauerte die allgemeine Lustbarkeit; es waren nach und nach auch Burschen und Mädchen zum Tanze gekommen, die keine Gäste waren.

Als Hofer am folgenden Morgen etwas wüst im Kopfe erwachte, erinnerte er sich auch an seine tolle Lustigkeit mit Unbehagen und wünschte nur, dem Käthchen nicht vor Augen kommen zu müssen, aber da die Braut nach der Hochzeit immer noch vierzehn Tage im Aelternhause bleibt, so war das Zusammentreffen unvermeidlich; indessen wollte er es doch so lange als möglich in den Tag hinausschieben und sagte dem Knechte, der etwas fragen kam: „Du, sag' draußen, daß ich noch armdick schlaf' und vielleicht nicht aufsteh', bis auf d'Nacht.“ Aber kaum eine Stunde später kam das Käthchen, aus Besorgniß, dem Vater möchte was fehlen, leise herein, schlich zu seinem Bette und weil er es nicht rauschen gehört hatte, fand sie ihn mit offenen Augen. „Teufelsmädel!“ rief er „da hat man's, hätt' ich nur die Augen nicht offen gehabt — was willst? Gelt, du hast einen rechten Esel zum Vater — ist das auch ein Betragen gewesen gestern? Verzeih' mir's, Käthchen.“

„Laßt Euch's nicht grämen, Vater, es ist schon recht gewesen; Ihr seid's halt ein lustiger Vater!“ Mit Entzücken über diese Nachsicht setzte sich der Hofer im Bette jubelnd auf:

„Ja, ich bin ein lustiger Vater! Geh' nur 'naus jetzt, ich steh' gleich auf.“

4.

Der erste Brief.

Von Hofer-Käthchen's Hochzeit wurde noch lange gesprochen. Es kam die Zeit, wo man sich nach und nach an die Ehe junger Leute gewöhnt und zuletzt gar nicht anders mehr meint, als sei das junge Paar von jeher verheirathet gewesen. Georg und Käthchen entgingen bis dahin freilich den mannichfachen Aufpassereien nicht, die sich um Krieg und Frieden in jeder neuen Hauswirthschaft auf das genaueste kümmern, aber ein ewiger glücklicher Frieden schien unter Ein Dach mit unserm lieben Ehepaare eingezogen. Georg erfüllte seinen brüderlichen Schwur ganz musterhaft: er trug sein Käthchen auf den Händen, er sah ihr Alles an den Blicken ab und wo er sie nur mit Etwas freudig überraschen konnte, that er es auch zuverlässig. Anton war nicht selten der Gegenstand ihrer betrübten Unterredung; dann rief Georg oft mit lebhafter Wärme aus: „O wüßt' ich, es gibt noch auf dem Erdboden wo ein Käthchen wie du, Käthchen, das müßt' hergeholt werden für meinen Bruder, das Leben wär' für uns erst dann recht eine Freude!“ Käthchen hielt bei solcher Gelegenheit ihre Klagen nicht zurück, daß der arm' Bursch jetzt wegen ihr, von Heimat, Haus und Freunden getrennt, in der Fremde herumzigeunern müsse;

sie rief mit Bekümmerniß die Worte: „Vielleicht geht es ihm noch schlimmer als zu Haus', er wird sich hinunter kränken und am End' seh'n wir ihn nimmermehr so lang wir leben.“ Anstatt dieses Angedenken Käthchen's bedenklich zu finden, lobte und beförderte es Georg nur eifriger und erneuerte es aus freien Stücken, wenn Käthchen länger als gewöhnlich davon schwieg, denn einen Anspruch auf Käthchen schien ihm sein Bruder so lange zu haben, als nicht in jeder Hinsicht dem unglücklichen Bruder durch freundliches Angedenken und jede Theilnahme für sein Opfer genug gethan wurde. Wie ein still schleichendes Gespenst ging hinter einer jeden Freude Georg's der strenge Schwur einher, den er dem Bruder geschworen hatte; Käthchen war nicht sein, wenn er diesen nicht ganz erfüllte. Daher das unruhig-ängstliche Bestreben Georg's, dem Käthchen immer mehr zu Liebe zu thun, als nöthig gewesen wäre. Es lag eine stille Peinlichkeit darin, die Georg recht gut fühlte, aber sich nur nicht eingestand. Wie viel harmloser in ihrem Glücke sah er den jungen Lobeiner mit seinem Weibchen leben und wie konnte er sich die Sehnsucht nicht verbergen, nur kurze Zeit ein mal wie diese in behaglicher, ruhiger Neigung dahinleben zu können, statt von Tag zu Tage auf dieser süß-schmerzlichen Folter der Liebe zu liegen. Von zwei Seiten her drohte ihm das Gespenst des Verlustes, wenn er seinen Schwur nicht hielt: Anton schien ihm seinen Anspruch auf Käthchen zurückfodern zu können; Käthchen konnte, wenn er mit den Beweisen seiner Liebe nachließ, wie leicht in eine stärkere Neigung für seinen Bruder zurückfallen, da er ohnedies der Unglückliche und durch seine Entfernung Verklärte war. Käthchen bewies indessen durch That und Worte täglich mehr, daß ihre Wahl denn doch die rechte gewesen, daß eigentlich Georg der Liebling ihres Herzens sei.

So ging ein volles Jahr herum; Georg fühlte nur am stillen Fortschritte seiner Empfindlichkeit, wie viel Zeit vorüber war. Von Anton war noch immer keine Nachricht, weder gute noch schlimme gekommen und das vermehrte Georg's Befürchtungen nur bedenklicher. „Lebt mein Bruder noch? Wird er nicht urplötzlich kommen und Rechenschaft von mir fodern? Wie wird er kommen?" Das waren nun böse Fragen, die mit leisen Diebesschritten bei Tag und Nacht durch Georg's verschlossene Herzenskammern schlichen und Stück für Stück von seinem goldenen Frieden daraus stahlen.

Da kam eines Tages ein Brief von Anton.

Vater Mulderer wollte den Inhalt nicht allein voraus genießen und kam mit glänzenden Augen zu Georg und Käthchen herüber, auch Hofer wurde in den Rath berufen, damit alle auf einmal erfahren, was es mit dem verlorenen Sohne sei; „denn" bemerkte Mulderer „ist es schlimm, was wir hören, so müssen wir uns wenigstens in unserer Trauer ausreden können; ist es was Gutes, so wollen wir uns gleich Alle zusammen freuen; es ist uns Anton ja Allen werth". Georg stand blaß und ruhig da und Käthchen weinte bitterlich, als Vater Mulderer mit schwimmenden Augen den Brief eröffnete; Hofer schlug auf den Tisch und rückte den Hut über das linke Ohr: „Was gilt's, dem Burschen geht's wie einem Hasen im Kraut? Ich spür's in allen Gliedern." Dann rief er zum Fenster hinaus, um noch mehr Leute zusammenzubringen; aber Niemand hörte ihn. Vater Mulderer las und das Papier zitterte heftig in seinen Händen. Anton war während der Zeit seiner Abwesenheit aus dem Vaterhause in verschiedenen Provinzen des Reichs gewesen und verbrachte die letzte Zeit als fleißiger Tischlergeselle in Wien, da Vater Mulderer frühzeitig darauf gesehen hatte, daß seine Söhne außer dem Ackerbau für den Nothfall auch

ein Handwerk lernten. Aus dem Briefe Anton's war eine merkwürdige Veränderung seines Herzens zu ersehen, denn mit einem wohlthuenden Anfluge von Humor sprach er sich über Dinge aus, deren Angedenken einst im Stande gewesen war, sein Herz in gefährliche Wallung zu versetzen. Wie lieb und freundlich war Alles, was er über Käthchen sagte; wie herzlich grüßte er die verlorene Geliebte; wie aufrichtig wünschte er dem jungen Ehepaare, seinem Bruder nämlich und Käthchen, alles erdenkliche Gute, und was besonders zu bemerken war: wie gutmüthig-schelmisch ließ er gegen den Schluß des Briefes ahnen, daß sein Herz wol gar in neuer Lieb empfinde. Zuletzt bat er Vater, Bruder und Käthchen, ihm zu vergeben, weil er so lange nichts von sich hören lassen und fügte hinzu:

„O lieber Vater und Alle zu Haus, wenn uns Gott unser Leben und Gesundheit noch eine Weile schenkt, so bin ich bis über ein Jahr, so Gott will, wieder bei Euch. Ich wer' noch einen Kameraden mitbringen, dem müßt ihr Alle von Herzen danken, weil ich ihm mein Leben schuldig bin; o lieber Vater! ich bin damals vor einem Jahr auf den Tod krank geworden, wie ich von Euch Abschied genommen hab', ich bin vier Wochen auf dem Siechbett gelegen, in einem Dorf bei Linz, bei einer armen Schneiderfamil', die selbst nix zu beißen gehabt hat und da hab' ich mit mei'm Geld die arme Schneiderfamil' und meine Krankheit erhalten müssen, wo bis auf einen Putzen alles rein aufgegangen ist. Oder*) denkt Euch, da hat sich schon bei Melhut nicht weit von uns ein Kamerad zu mir gesellt und wär' nicht von mir zu bringen gewesen, ich glaub', wenn ich ihn todtgeschlagen hätt', so ist er an mir gehängt und ich muß

*) Statt Aber.

Euch sagen, lieber Vater, die Welt ist groß, das seh' ich jetzt erst ein und gute Leut' gibt's auch noch überall. Mein Kamerad, wenn er Hosen anhat, ist um einen guten Kopf kleiner als ich, aber das thut gar nichts, er hat doch, wie ich todtkrank bei der armen Schneiderfamil' gelegen bin und wie mein Geld aus und Amen gewesen ist, dafür sein ganzes Dersparteses hervorgethan und für uns ausgeben — dafür halt' ich jetzt aber auch an ihm wie als wär' ich mit den türkischen Ketten, die ich in Wien im Zeughaus erst neulich gesehen hab', an ihn gebunden. Ich weiß schon, wenn ich Euch den Kameraden bringen wer', Ihr werdet weiß was für große Augen machen, es wird Euch immer vorkommen, als kennet Ihr den lieben Kameraden von früher her und doch wird es Euch wieder vorkommen, als kennet Ihr ihn doch nicht recht oder gar nicht. Das wird ein Erzgaude setzen, ich freue mich schon recht darauf, wirklich bei Gott! Vater und Bruder und Käthchen werd' ich sagen, seht jetzt, das ist jetzt mein Schatz und Ihr werdet lachen, was nur herauskann, aber lacht nur, lacht nur, man kann am End' doch nicht wissen, wie es im Ernst oder Spaß gemeint ist; grüß Gott derweil'..."

Dieser Brief brachte die wunderbarste Wirkung hervor. Georg lebte aus seinem halbgedrückten Zustande auf einmal mit Entzücken auf, denn es war als enthielte dieser Brief die endliche Berechtigung, von nun an glücklich zu werden und alle natürliche Schwermuth abzuwerfen. Bruder Anton war in der Fremde von seinen Schmerzen heil geworden und hatte allen Anspruch und wol auch alle tiefere Sehnsucht nach Käthchen aufgegeben, folglich war das einzige große Hinderniß beseitigt, welches Georg bisher von dem Weltgenusse seines Glückes trennte. Auch auf Käthchen war der Eindruck der glücklichste; jetzt war ihr Georg erst

doppelt werth und theuer, weil nun jedes Bedenken aufhören mußte, als habe sich ihre Wahl denn doch geirrt oder habe einen Menschen auf ewig unglücklich gemacht. Vater Mulderer blühte von dem Tage an sichtlich wieder auf und wurde jetzt zum Verwundern Aller nicht selten bei einem Glase Bier unter den Wirthshausbesuchern gesehen. Der fröhliche Hofer sagte wenigstens tausend mal: „Ich hab's ja alleweile gesagt, der sucht sich auch noch wo anders die Seine! Ist's nicht so geschehen? Gebt Acht, was euch der für eine Gräfin mitbringt; wenig wird er nicht herumgesucht haben."

5.

Das St. Annafest. Zwei Bauernfürsten. Ein anderes Käthchen. Lustige und traurige Dinge.

Zwei Monate später war das große Kirchenfest zu St.-Anna, welches in der Gegend sehr berühmt ist und auf das sich Alt und Jung immer recht von Herzen freut.

Noch vor Sonnenaufgang konnte man an diesem Tage im Schneider-Pangerl-Haus einen ganz eigenthümlichen Lärm hören; auf dem Dachboden war es ein Poltern und Hinundherstoßen, ein Kichern, Brüllen, Jagen, Lachen und Weinen, daß man bei Gott kaum wußte, ist eine Menagerie wilder Thiere untereinander los, oder macht sich ein Dutzend Menschen einen bestialischen Hauptspaß droben; die menschlichen Stimmen allein, die man aus dem Lärm noch deutlich unterscheiden konnte, ließen auf das Letztere rathen. Es

waren jüngere und ältere Knabenstimmen, welche so schrien, lachten und weinten durcheinander; dazwischen sprach nur, wie ein Baß unter Geigengefiedel, halb athemlos eine Mannsstimme. Wer horchen wollte, konnte aus dem Chaos selbst Worte verstehen; eine feine Knabenstimme rief: „Gregorl, pack' den Vater beim Fuß! Sepperl, juck' ihn am Kragen, ich hab' ihn schon beim Arm!" Eine derbere Knabenstimme rief: „O weh, schlag zu, Peter, reiß' ihn am Ohr! O er hat mich schon beim Flügel! Kreuzhimmelwetter, Vater, laßt los, ich rath Euch's gutwillig, o weh!" Ein Dritter rief: „Ui, ui, ui, Veigl, kriech' unter und wirf ihn um!" Dann folgte wieder für einen Augenblick ein Schnaufen mit einzelnen Lauten der Anstrengung, dann ein schwerer Fall auf das Heu und ein wieherndes Hallo der Knaben, die wahrscheinlich ihren Vater umgeworfen hatten. „Weg, Buben!" rief dieser und ein Rauschen nach allen Seiten ließ errathen, wie er sie nach Kräften von sich schleuderte; dann fuhr er lachend und verschnaufend fort: „Wart' ich will euch den Vater in die Wadel beißen, ihr vermaledeiten Mauszähn'! Wagt es noch einmal und kommt mir wieder her!" Aber die Knaben kehrten mit erneuertem Muth und Geschrei zur Hetze zurück, nur Einer, der Gangerl (Wolfgang), den der Vater zufällig am kräftigsten erwischt und bis in den fernsten Heuwinkel fortgeschleudert hatte, blieb unmuthig liegen und rief hervor: „Ah, mit Euch ist auch kein Spaß nicht mehr! O weh, mein Kopf, Vater, Ihr seid's kreuzweis dumm!" Die beiden Knechte des Nachbarhauses waren inzwischen zum Mühlbach heruntergekommen, um sich zu waschen und sagten lachend zueinander, als sie dem Lärm eine Weile zugehört hatten: „Da hat der alte Esel wieder seine Hetz' mit seinen acht Buben, wann wird der einmal sein' Schwabenverstand kriegen?"

Schon seit einer Stunde war die Mutter in den Kleidern, kochte die Morgensuppe auf dem Herde und putzte das jüngste Kind, ein dreijähriges Mädchen, sonntäglich heraus; sie war schon einige male in die Kammer getreten und hatte den Lärm abstellen wollen, aber vergebens. Es schlug auch das Morgenglöcklein vergebens an das Ohr der lärmseligen Rangen und das Licht der Morgensonne zeigte sich umsonst. Erst als die Mutter rief: „Zum Essen, die Morgensuppe steht auf dem Tisch; Alter, geh' herunter, ich muß fort!" war es von Erfolg. Geschwinde schüttelte der Alte seine Buben ab und sprang einige Stufen der Treppe herunter, hinter sich ließ er die Bodenthüre zufallen. „Wer nicht anderswo herunter kann", rief er, „kriegt nichts zu essen!" Wie eine wilde Horde fielen jetzt die Buben über die Thüre her und wollten sie erst gewaltsam aufsprengen, aber weil sie der Alte versperrt hatte, gelang es nicht; sie sprangen nun mit höllischem Geschrei darauf herum, bis der alte Pangerl die Thür ein wenig aufhob und sie alle über'n Haufen warf, dann zog er die Thüre geschwind wieder zu und nachdem er sie abgesperrt, ging er in die Stube hinab; sein halber Anzug war auf die wunderlichste Art verschoben und zerdrückt und von oben bis unten mit Heu besäet. „Aber um Gotteswillen, Mann", sagte sein Weib, „wann wirst du denn einmal mit den Buben das Herumrollen sein lassen? Heut' ein so heiliger Tag und da geht eure Hetz' schon fort von aller Früh' an bis zum geschlagenen Tag, du bist doch über einen rothköpfigen Schulbuben ausgelassen und leicht." Pangerl horchte während dieses Vorwurfs, was die Buben machten, und als er sie auf der Bodenthüre wieder tanzen hörte und dabei singen:

„Mein Vater, der Dalk,
Ist ein Schneidermeister..."

sprang er mit dem Drohschrei in die Kammer: „Haltoh! Ich hab' euch schon, ihr Teufelsbuben! Jetzt komm' ich wieder 'nauf!" Die Knaben sprangen von der Bodenthüre weg, damit sie nicht wieder umgeworfen würden, und schrien nur noch lauter:

„Mein Vater, der Dalk,
Ist ein Schneidermeister,
Er hat lange Ohren
Und Pangerl heißt er."

Die Mutter sagte: „Geh, laß sie herunter, es ist sonst keine Ruh' und ihr Alle kommt in die Kirche zu spät. Ich muß den Augenblick fort, ich bin zu der Hammerschmiedin gerufen, es ist heut' ihre Zeit gekommen; vielleicht erwisch' ich schon eine Frühmeß', wenn ich über St.-Anna geh. Gib mir auf das Haus Acht, ich komm' vielleicht erst morgen wieder; unser kleines Annerl da geb ich derweil zur Nachbarin hinüber, auf dich könnt' ich mich nicht verlassen." Jetzt blickte Pangerl erst recht auf und sah an der Sonne und an dem regen Leben im Dorfe, daß es bereits höher am Tage war, als er gemeint hatte. „Was?" rief er, „sind denn schon Leut' auf dem Weg?"

„Und wie viel!" sagte die Mutter, „ich hab' schon von Kohleim und Seewiesen her Männer und Weiber vorübergehn gesehen; nun behüt' Gott! Laß die Buben ordentlich anziehen, wenn du unter die Leut' mit ihnen willst; ich kann nicht mehr länger warten."

Pangerl war bekannt, daß er bei jedem Feste und Jahrmarkte mit seinen Buben der Erste war und es hieß nun über Hals und Kopf eilen, diesen Ruhm heute nicht einzubüßen. Er öffnete jetzt schnell die Bodenthüre und rief: „Kinder, geschwinde herunter! Wer nicht, bis ich die Hand

umdreh', fertig ist, wird in'n Keller gesperrt und darf nicht mit." Aber die Knaben hatten sich bereits leise zerstreut, die Einen waren über den hölzernen Balcon und den Holzstoß heruntergestiegen, die Andern krochen durch ein Wandloch auf den Getreideboden hinüber und kamen über die zweite Stiege herab. Lärmend stürzten sie nun plötzlich in die Stube und wie hungrige Wölfe an den Tisch. Der Vater ließ sie gewähren und trieb zur Eile an. Bald fand sich auch Gesellschaft bei ihm ein, lauter junge Burschen, die gern jeden Spaß in der Gegend mitmachen halfen, Pangerl war ihr Abgott bei jeder öffentlichen Gelegenheit. Schon auf dem Kirchenwege oder auf dem Wege zu einem Jahrmarkte gingen dann die tollsten Späße los; Niemand, außer wer zu Pangerl's Begleitung gehörte, entging ihrer Geißel, und hatte man erst seinen festen Standpunkt auf einem Marktplatze gewählt, dann war es kaum mehr auszuhalten; wer nur vorüberging, mußte seinen „Hieb" hintenauf haben, anders konnte es gar nicht geschehen. Pangerl's acht Buben, obwol erst zwischen sechs und vierzehn Jahren, hatten bereits bedeutend von ihrem Vater profitirt und wußten oft die Gesellschaft zu betäubendem Gelächter zu bewegen, besonders der jüngste, die „Maus" genannt, weil er so kleine blitzende Aeuglein und so scharfe schneeweiße Zähnlein hatte wie eine Feldmaus; der paßte immer wie ein Haftelmacher auf seinen Alten und merkte sich dessen Späße, die er später immer auf ergötzliche Weise anbrachte mit dem Zusatze: „Sagt der Sneider Pangerl". Pangerl hatte eigentlich schon achtzehn Kinder gehabt, aber alle bis auf neun waren ihm gestorben. Schneider hieß er eigentlich nur mehr nach Ueberlieferungen, denn seit sein Weib als beliebte Wehmutter der ganzen Gegend so viel verdiente, daß die Familie bequem davon leben konnte, rührte er keine Nadel mehr an.

Man konnte ihn nur mehr bestimmte Arbeiten für das Haus verrichten sehen, vorzüglich Wasser holen und Holz führen und spalten, und das that er nie allein, er hatte immer mehre von seinen Buben mit, an schulfreien Tagen gewöhnlich alle. Weil er regelmäßig jedes Jahr von seinem Weibe mit einem Kinde gesegnet wurde, sagte man von ihm: „Purzelbaum und ein Kind ist da!“ Genug, Pangerl machte sich nichts draus, was auch die Leute sagen mochten, er dankte Gott dennoch für jedes neue Geschenk der Art und die Leute nahmen auch seine Späße nicht übel auf, denn sie hatten immer etwas Gutmüthiges, das nicht verletzen konnte. Und so sehen wir unsern Mann an jenem Annatage mit seinen acht Buben und noch einer Schar lustiger Burschen dem Wallfahrtsorte zueilen, mehr Scherze als Gebete im Herzen, mehr Kinder um sich als Gulden in der Tasche.

Hinter Pangerl und seiner Begleitung war nun auch schon das halbe Dorf auf der Wanderung nach St.-Anna; darunter machte sich vorzüglich der alte Hofer bemerkbar, der auf dem Kirchenwege immer so laut sprach, daß man eine Viertelstunde weit seine Worte noch verstehen konnte; er ging neben seinem Schwager, dem alten Mulderer, hinter ihnen folgte das Hofer-Käthchen mit ihrem Manne Georg Mulderer. Auf einen Ruf: „He, wartet auf uns, laßt uns auch mit!“ blickte das Hofer-Käthchen um und sah ihre Freundin Vronl mit ihrem Manne Lobeiner eilig nachstreben; man wartete mit Vergnügen auf Beide, dann ging es in lebhaftem Gespräche weiter.

Dort und hier stiegen nun bald auch lange Processionen mit fliegenden Fahnen und hochschwebenden Kreuzen die Hügel um St.-Anna hinauf, und von heiligen Gesängen zitterte die Luft; denn das Kirchenfest zu St.-Anna ist weit

und breit berühmt. Es kommen zu demselben Leute aus allen Ort' und Enden, bis von „Doarstodt aus dem Gebirgsloch" hervor, auch viele „Baier" sind immer da, welche bis von Cham und weiter herüberkommen. In den herumliegenden Pfarreien werden an diesem Kirchenfesttage nur in aller Geschwindigkeit Frühmessen gelesen; wo zwei Priester sind, liest der Eine immer Messe oder Hochamt zu St.-Anna, der Andere geht als „Beichtaushülfe" dahin und ist willkommener Gast bei der großen Mittagstafel; aber noch zahlreicher als die Priester ziehen die Herren Lehrer mit ihren Gehülfen an diesem Tage nach St.-Anna, sie spielen abwechselnd Orgel oder singen oder instrumentiren im großen Festamte mit und sind dafür wieder Gäste des St.-Annalehrers. Unter den Wallfahrtszügen ist immer der Neumarker der begaffteste, er pflegt mit beiden Priestern zu kommen und mit allen Chorsängern und Chorsängerinnen und mit dem ganzen Markorchester, das man wegen seiner Wahl feinerer Tanzstücke sonst das „todte" nennt; auch bringen die Neumarker immer alle ihre Kirchenherrlichkeiten mit, wie die fliegenden Fahnen mit den bunten Heiligenbildern, die gefärbten Stangen mit den Aposteln darauf und ihre in Tafft und Seide gekleidete und mit Kränzen und Silbermünzen reich geschmückte heilige Anna; die Mädchen, welche Letztere tragen, sind „lang", d. i. städtisch gekleidet, und zeichnen sich vor allen andern durch ihre freiere Haltung aus. Die Neumarker ziehen immer singend und mit Trommelwirbel keck bis in die Kirche, während die „Dörfler" schon am Fuß des Berges verschämt zu singen aufhören und der Kirche sich nur betend nähern, denn sie würden sonst von den Märkern sehr viel auszustehen haben, die gleich mit „Dorfbagasche", „Waldfrüchteln", „Krauthengsten" und „Wadelpleschern" herumwerfen.

Wenn man so in aller Frühe schon von allen Seiten das „Menschengementer, das gar nicht abreißen will", auf St.-Anna zuschreiten sieht, so begreift man nicht, wie eine solche Menschenmenge auf dem Bergkegel, worauf St.-Anna gebaut ist, Platz finden kann, und doch ist der Raum niemals zu klein geworden — vielleicht durch ein gelindes Wunder der heiligen Anna selbst an diesem Tage; auch haben noch immer alle Besucher dieses Festes ihren frischen Trunk haben können, obwol der Wirth gewöhnlich den Röhrbrunnen verstopft, damit nach seinem Bier mehr Nachfrage geschehe. Aber man muß nicht glauben, weil dieses Fest zu St.-Anna ein so großartiges Fest der Glocken und des Meßgesanges, der Beichte und der unermüdlichen Orgel, der Predigten und Pauken und Trompeten ist, daß an diesem Tage so viele Menschen blos der Andacht und des Kirchenfestes halber nach St.-Anna gehen, gerad heraus: in den meisten Herzen steigen dabei mehr irdische als himmlische Gedanken auf und nieder, denn ehe die erste Messe noch gelesen ist, stehen schon die geöffneten Kramladen da, man kann zu essen und zu trinken haben, Spielzeug und Kleiderstoffe in jeder Auswahl finden, es ist ein vollständiger Jahrmarkt immer, berühmt der zahllosen Liebesgeschenke wegen, die hier gekauft und einander zugesteckt werden; nach Mittag fängt hierauf die Tanzmusik an, das junge „Burschet" bleibt nach den Strapatzen der Andacht gleich hier, um Herz an Herz, getragen und gewiegt vom Takte heller Ländler, süß aufzublühen. Gewöhnlich spielen die „Bredln" mit den „Schneidergogln" da, oder die „Gloßitter", oder es haben sich die vornehmen „Todten" entschlossen aufzuspielen; aber diese sind sehr wenig beliebt, weil sie immer so „verwurzelte" Melodien aus vorgelegten Noten spielen, was nicht recht heben will und weil sie immer so „malefizisch" dem Burschen, der ihnen vorsingt,

ins Gesicht lächeln als hätte er jeden Augenblick fehl gegriffen; gäbe man ihnen dann hundert Gulden für die kurze Mühe, sie steckten das Geld ein, als hätten sie Einem Musik für tausend Gulden gemacht. Sie rasten überdies ungewöhnlich lange nach jedem Stück und richten hinterher die Dorfburschen aus, daß sie nichts zahlen und gar so „verwiegelt und verwogelt" tanzen.

Damals, zur Zeit unserer folgenden Geschichte nämlich, lebte der selige Pater Wenzel noch, der das Vaterunser nicht bis zu Ende beten konnte und niemals früher Messe las, bevor er durch sein Fernrohr ausgeblickt hatte, ob etwa noch ein Kopftuch nach St.-Anna auf dem Wege sei; es war sein letztes Fest, welches wir eben zu schildern haben, einige Monate später traf ihn der Schlag und er bewirthete niemals seine Gäste wieder. Hätte er sein nahes Ende geahnt, er hätte wahrscheinlich jedes Festmahl abgesagt und seinen Gästen diesmal Brot und Trauermienen vorgesetzt; allein, welcher Gesunde ahnt sobald, er werde sterben, und wenn er es ahnen würde, setzt auf diese Ahnung einen Heller Glauben? So spielt nun aber oft das Schicksal: es mußte doch um Pater Wenzel's Tod schon wissen und führte ihm doch so viele Gäste diesmal zu, daß sein Haus sie kaum zu fassen wußte; auch ließ es ihn gerade diesmal so bei guter Laune sein, wie man sich nicht erinnerte ihn je gesehen zu haben. Unter den vielen Equipagen, die langsam durchs Gedränge nach dem Pfarrhofe fuhren, war selbst eine gräfliche; Damenhüte, Fächer, Sonnenschirme und Shawls in Menge lagen bereits um 11 Uhr Morgens im großen Speisesaale und neugierige Frauenaugen sahen aus den Fenstern des Pfarrhofes auf das Volksgedränge nieder, welches wol auch niemals voller, wirrer, lauter hier mochte gesehen worden sein. Das Wetter schien bestellt für diesen Tag, ruhige

Wolken ließen die Sonne nicht zu heftig niederwirken und ein erquickliches Lüftchen vom Gebirge kam die Frühlingswärme noch zu mäßigen. Als der reiche Friedländer aus Küßüben sich St.-Anna näherte, entstand ein großes Gedränge unter den Linden gegen die Neumarker Straße hin; Bekannte drängten sich hin, um den Allgeliebten freundlich zu begrüßen und Fremde wollten doch den Mann auch einmal von Angesicht kennen lernen, von dem sie schon so viel Wunderrühmliches gehört hatten und der so selten derlei Feste zu besuchen pflegte; es wurden sogar zwei schöne Equipagen, die eben aus der Stadt ankamen, über der stärkern Neugier nach dem Friedländer übersehen. Dieser kam in einem offenen Wägelchen von dunkelgrünen Räderspeichen und gleichfarbigen Wänden aus schönem Weidengeflecht an, zwei hochgestellte feurige Kernschecken zogen spielend ihre Last den Berg herauf, als empfänden sie selbst mit Stolz, welch' einen verehrten Mann sie hundert neugierigen Augen entgegenführten. Sehr ernst wie immer, aber nichts weniger als stolz, saß der Friedländer oben, hatte sein Bübchen Gucki (Gustav) auf dem Knie und dankte ernstfreundlich jedem Gruß und Willkommen; neben ihm saß die Friedländerin, sein geliebtes Weib, und hielt das Fränzchen, ein älteres Mädchen, auf dem Schooße; sie war schön, aber nicht überladen in die Volkstracht gekleidet, ein stilles, volles Glück sprach aus ihren Zügen und sie grüßte immer, wo sie eine Bekannte früher sah, auch freundlich zuerst. Gucki und Fränzchen blickten selig schweigsam in die Welt hinein und erst als die Kramläden allerlei Stoffe und Spielzeuge ihren Blicken öffneten und Mundharmoniken, Rohrpfeifen, Kindertrompeten lauter um ihre Ohren spielten und allerlei eßbare Dinge lieblich entgegendufteten, schauten sie mit weinerlicher Neugier und Sehnsucht darauf nieder. Auf dem

Vordersitze des Wägelchens prangte (man darf es wol so heißen) die Friedländer-Lottl, glänzend angekleidet, im Gesicht und im ganzen Wesen wie verklärt; sie wagte kaum auf Jemand aus dem Wagen niederzusehen, ihr mildes verschämtes Lächeln mochte ohnedies jedem Bekannten sagen, daß die gute liebe Lottl gewiß freundlich danken würde, wenn sie sich einen Gruß entgegengebracht sähe. Neben ihr saß die hochbejahrte Nachbarin Apollonia, die so zu sagen zur Familie gehörte, ihr Ziehsohn Paul hatte auf dem Bocke neben dem Altknecht Michel Platz genommen, der seine Schecken in gutmüthiger Hoffart langsam dahinlenkte; den Stallbuben Andresl hatten sie aus Gnaden zwischen sich auf den Sitz genommen. Mit verschlossener Seligkeit blickte Paul dann und wann auf die Lottl flüchtig zurück, die er jetzt von hundert und hundert Augen bewundert wußte; Lottl wagte zwar auch ihn vor so vielen Leuten nicht anzublicken, aber sie fühlte doch immer wie magnetisch seinen Blick. Wo das Gedränge dichter zu werden anfing, ließ der Friedländer jetzt Halt machen und stieg nun mit den Seinen aus; sein erster Gang war nach der Kirche, wo gerade der ehrwürdige greise Pfarrer aus Küßüben an einem Seitenaltare eine stille Messe las; hier kniete der Friedländer schweigsam nieder und verrichtete eine tiefe Andacht, seine Augen wurden feucht und sichtbar blasser seine Wangen, neben ihm kniete seine Familie hin und die ihn begleitet hatten. Draußen aber machte sich der Dorfschuster Prumler aus Küßüben wichtig, die Leute von dem reichen Friedländer zu unterhalten. Es fehlte ihm auch nicht an Zuhörern jeder Art, die ihm gern horchten, weil sie gerade müßig dastanden. Prumler sagte nun mit bewundernswerther Behaglichkeit: „Ja, unser Johannes, unser Friedländer! Wer's so dick beinander hätt' wie er, es wär' gar nicht aus! Wer weiß ob er weiß,

wie viel er hat, 'neingesehen hat ihm Keiner. Auffara Million hätt' ich's vor ein paar Jahren schon gesetzt, was es weiter seither ist, kann Unsereiner ja nur schwach vermuthen, vom Wissen ist keine Red'. Mein Haus steht kaum an die hundert Schritt von seinem, ich kann alsa schlafender ja hören, was bei ihm geschieht; aber du Mutter Annerl, die 'mer heut' verehren — was ist mein Häuselwerk gegen seinen Hof, ich fürcht' so immer, er kommt und kauft mir meine Hütten über'm Kopf zusamm, daß er Platz kriegt für seine Butterkübel, die er nur für seine Wirthschaft braucht übereinand'. In der Näh' von so einem Menschen, na ja, ist ja kein Hausen ebber wie bei euch, Kaltenbrunnerer, oder bei euch, Marberger, wo euch die leeren Häuser über die Köpf' schau'n, als wollt' 'mer ein' großen Krautkübel über ein' Kindskopf stürzen; na ja, wo so ein Mann haus't, als wie der Friedländer einer ist, da steigt ja jeds Stückel Feld gleich in's Millionfache und man darf in ein'n Athem seine zehntausend Gulden für ein kleins Randl Feld schon verlangen. Ich häng' mich auf, wenn's nicht wahr ist." Dann unterbrach er sich selber, indem er sagte: „Wer hat denn eine Dose bei ihm, gebt außer und laßt ein Schnüpfel —" und schnarrend vertilgte er eine Prief' und fuhr fast ohne Athemholen fort: „Wenn unser Friedländer, so Gott will, so fortfahrt, will ich doch noch mit meine Augen gern seh'n, was aus dem lieben, unserm Küßüben noch werden wird. (Einer nies't.) Helf Gott, daß's wahr ist! Es glaubt man ja jetzt schon, daß ein vollkommener Landesfürst bei uns in Küßüben regier', so viel Gärten, Alleen und Figuren von Stein sind schon herum — helf Gott, daß wahr ist! Gibt dem Friedländer sein Haus unserm Grafen seinem G'schloß ebber ein' «Thineff» nur nach, ich frag' gutwillig ist's wahr oder nicht? Ich häng' mich auf, wenn's nicht wahr ist —

wer hat noch ein Schnüpfel?" So schloß er und sagte nachdem er geschnupft hatte: „'s g'nügt schon!" Dann ohne Jemand zu Worte kommen zu lassen fuhr er wieder fort: „Na ja, seht's einmal an, wenn der Friedländer ein Mann wär' zum ruiniren wie ein Anderer, wie weit wär's mit seiner Fetten? Der Zogelmann aus Charlotten hat ihm doch schön die Seel' fast aus dem Leib gezogen, und hat er ihm was angehabt? Nichts, gar nichts und wieder nichts, wenn ich bitten darf, und der Friedländer hat nachher nur noch größere Einkäuf' gemacht und in ein' völligem Wolkenbruch hat der Segen auf ihm niedergossen, nicht ebber tröpfelweis wie auf Unsereim̄', das Einem nicht heiß und nicht warm, will sagen nicht kalt und nicht warm macht; hab' ich recht? Ich häng mich auf, wenn's nicht wahr ist." So ging es noch eine gute Weile fort, während Andere des Friedländer's Wagen umstanden und das prächtige Gespann desselben musterten; einige klopften die Kraftschecken mit Wohlgefallen auf das Kreuz, Andere besahen sich das junge Gebiß mit einem „Gehedel" der Ueberraschung, daß die Bursche noch so jung wären; wieder Andere hoben bald einen Vorder-, bald einen Hinterfuß derselben und prüften Huf und „Schirf". Die Pfeife ausklopfend oder Feuer schlagend standen die Uebrigen herum und Keiner leugnete, so zwei (Rösser) dürften ihres Gleichen suchen weit und breit im Land. Des Friedländer's Altknecht saß noch immer oben, den Hut gegen das linke Ohr gerückt und hatte mit dem Stallbuben Andresl indessen seinen Spaß; er hatte diesen auf den Deichselsitz hinabgedrückt und dessen Kopf zwischen seine Knie gezwängt, so hielt er ihn sicher ohne ihm weh' zu thun und ließ sich von ihm schlagen, zwicken, reißen nach Kraft und Belieben. Es hatten sich zwei Menschen selten einander so lieb wie diese zwei, aber ihre Liebe

äußerte sich nur in ununterbrochenen Neckereien. Als Andresl beinahe schon weinte, daß er so lange nicht loskam, öffnete Michel endlich den Zwinger und gab ihm zwei Groschen mit den Worten: „Da, kleiner Dattä'l, geh' und kauf dem Neunerer Juden dort sein' Kramladen ab, aber verlauf dich nicht unter den Leuten; wenn du Durst hast komm nach in's Wirthshaus." Andresl war mit einem Freudensprunge unter den Leuten verschwunden, eh' die Rede Michel's noch zu Ende war. Jetzt erst fiel Michel's Aufmerksamkeit auf die Männer und Burschen, die an seinen Schecken „herumdocterten", er schnalzte plötzlich mit der Zunge, that einen Peitschenknall und rief: „Hi!" Die Pferde bliesen heftig durch die Nüstern und stampften kräftig; die Männer fuhren erschrocken auseinander. „Sonst verklext und verkauft ihr mir die Schecken noch vor meinen eigenen Augen", sagte Michel scherzend. Die Männer und Burschen, meistens Bekannte, lachten laut und herzlich. „Wart' du Sackerer", rief ihm noch eine Stimme lachend nach, als Michel langsam schwenkte und nach dem Wirthshause fuhr, „wart komm' uns einmal auf zwei Füßen entgegen, dann reden wir auch ein Wort!" Das löste Allen die Zunge und nun wollte Jeder ein scherzhaftes Wort nachrufen, aber der Stimmenlärm ließ keinen einzelnen Sinn mehr verstehen. Als der Friedländer mit den Seinen wieder aus der Kirche trat, sah er sich bereits von seinem Freunde Rüder und Kordik aus Küßüben und von einer Schar anderer Handelsmänner vor der Kirchenthüre erwartet. Der tiefe Ernst der Andacht lag zwar noch über des Friedländer's Angesicht, aber seine Art zu danken ließ doch sehen, daß er den Freund sowol als die Andern alle gern da finde. Rüder sagte ihm, daß auch der Irrker auf dem Wege nach St.-Anna sei, und jetzt erst schwanden sichtbar die Schatten

des Ernstes von der Stirn und aus den Augen des Friedländer's. „O das freut mich", erwiderte er; „schau, Rüder, du weißt mir doch jedes mal was Liebes zu sagen. Auf dem Weg ist er? Weißt du, wie bald er kommt?" Rüder sagte: „Er kann nicht über fünf Minuten mehr ausbleiben." Der Friedländer grüßte noch ein mal und heiterer als zuvor die Männer alle und reichte einigen freundlich die Hand; dann zog er einen feinen ledernen Beutel aus der Tasche und reichte ihn seinem Weibe hin: „Da, Mutter, gib aus was du brauchst", sagte er; „nimm die Kinder mit und mach' ihnen eine Freude, ich geh' und werde eine Weil' beim Irrker bleiben." Er nahm die Kleinen nacheinander herzlich auf und gab jedem einen Schmatz und ließ sie wieder auf den Boden, sagend: „So, jetzt sagt der Mutter, was euch gefällt, und du Lottl, such' dir auch was aus." Die Mutter nahm das Fränzchen an der Hand und sagte: „Laß uns nicht zu lang allein, Vater, und denk' wir haben einen weiten Weg noch heute." Dann verließ sie ihn mit der Nachbarin und Lottl, welche den Gucki führten; Paul verplauderte sich mit einigen Burschen und folgte ihnen später. Der Irrker mußte von der Südseite des Annaberges kommen, dahin wendete sich der Friedländer langsamen Schrittes mit seinen Begleitern; wohin er trat, erhob sich ein aufmerksames Flüstern und man zeigte hinterher auf ihn. Eben hielt ein ähnliches Wägelchen wie des Friedländer's am südlichen Fuß des Berges und Irrker, der mit Pahlsen und seinem „studirten" Sohne daraufsaß, stieg jetzt mit diesen aus und kam den Fußsteig im Gespräch herauf. Irrker war in seiner äußern Erscheinung nur etwas schlanker als der Friedländer und etwas jünger, aber sonst nicht minder eine auffallende männliche Gestalt. Wie er jetzt heraufschritt, sah er mehr gedrückt als harmlos aus, und das war nicht

zum wundern: er sprach mit seinen Begleitern von seinem verschollenen Sohne, an den er sich immer mit Erschütterung erinnerte so oft er einen Studenten oder Stadtherrn in der Gegend sah, denn auch sein Sohn hatte einst studirt und war ein gar vortrefflicher Bursch gewesen. Sonst lebte ihm kein Kind; auch sein Weib war längst gestorben. Irrker war voll tiefen Gemüthes, aber wenn ihn nicht gerade besondere Umstände an seine frühern Verluste mahnten, konnte man ihn auch bald eine freundliche Stunde heiter verleben sehen. Man hielt ihn für kaum minder reich als den Friedländer und gewiß auch für eben so wenig stolz als diesen. Friedländer und Irrker waren die zwei bedeutungsvollsten Namen der Gegend und wurden es später, leider auf traurige Weise genug, noch mehr. Beide Männer, statt sich desselben Geschäfts mit Federn und desselben Reichthums halber eifersüchtig gegenüberzustehen, hatten vielmehr eine tiefe Neigung zueinander, und ohne etwas Außergewöhnliches je miteinander verhandelt zu haben, suchten sie sich doch überall, wo es immer anging, zu begegnen und zu finden. Daher fing auch diesmal Irrker's Auge froh zu leuchten an, als es plötzlich den Friedländer entgegenkommen sah. Beide traten bald bis auf Armweite frohbewegt zusammen, gaben sich die Hände und der Friedländer sagte: „Seht doch, in Nürnberg und Renschburg (Regensburg), im westfälischen Siegen und in St.-Gallen hab' ich Euch das letzte mal gesucht, Irrker, weil's überall geheißen hat, Ihr wär't eben da und überall seid Ihr doch wieder fortgewesen; nun find 'ich Euch da! Mich freut's, freut's wirklich, daß wir einmal auch daheim zusammentreffen und das ist noch viel besser als im Reich draußen oder in der Schweiz." Irrker sah ihn mit tiefem Wohlgefallen lange an und sagte dann: „Friedländer, Ihr habt Euch stark ge-

bessert von zwei Jahren her, Ihr nehmt ja freudig zu und werdet immer breiter. Das freut mich; aufrichtig, immer hab' ich Euch so etwas noch gewünscht und jetzt ist's eingetroffen zu meiner wahren Freud'." Mit Nachdruck faßten sich ihre Hände wieder. Alle Umstehenden hatten jenes stille Lächeln der Neugierde und der Theilnahme auf den Lippen, welches man bei großen feierlichen Augenblicken immer sehen kann; man hätte nur plötzlich hinterrücks rufen dürfen: „Die Hüt' herunter!" es wäre ohne zu wissen, warum? geschehen: so feierlich schön war der Augenblick, als begrüßten sich zwei tiefverehrte Landesfürsten vor der Menge. Ein großer Zug Menschen folgte ihnen als sich bald darauf der Friedländer und der Irrker gegen den St.=Annaplatz zurückbegaben. Dort stand an einer Bude die Rösel=Katharine mit den berühmten Apfelwangen und ein unnachahmliches Lächeln um den Mund; sie war bekannt der süßen Worte: „O mein Jesu" willen, die sie immer auf den Lippen führte und die Niemand mehr so wunderlieblich sprechen konnte; neben ihr stand ihre Base, die Brander=Elis', von der fast alle Welt erzählte, daß sie arg verrufen sei, ohne daß man eigentlich Beweise ihrer Sünden hatte. Während Katharine ruhig lächelnd dastand und ihre scharfen Augen hier= und dorthin durch das Gedränge suchen ließ, trat die Brander=Elis' unruhig hin und her, bald an Katharine's Anzug ängstlich bessernd, bald mit Habichtsblicken nach derselben Richtung wie Katharine das Gedränge musternd. Ein Grenzjäger entdeckte die Beiden jetzt, kam ihnen eilig nahe und sagte: „Habt Ihr Durst, Branderin und Ihr Katharine? Wir setzen uns dort an einen Tisch vor dem Wirthshaus, es ist gerade noch Platz, kommt mit; ich hab' Euch schon lange gesucht." Die Brander=Elis' machte ein unmuthiges Gesicht, blickte noch unruhiger auf die Menschen, die sich

näherten und sagte hastig und sichtbar verwirrt: „Herr Finke, schön Dank für jetzt, wir müssen auf Jemand warten . . . Geht nur voran, wir kommen nach.“ Katharine war roth geworden und sagte: „O mein Jesu, ich hab' noch keinen Durst nicht jetzt — Herr Finke, wo seid Ihr gewesen acht Tage her?“ Finke erwiderte, daß er mit einer Contrebande plötzlich nach der Stadt commandirt gewesen sei, und fügte mit leuchtenden Augen hinzu: „Es ist mir dort für gewiß gesagt worden, daß ich in vierzehn Tagen Oberjäger bin.“ Katharine schlug die Augen nieder und erröthete noch mehr, doch war es kein Erröthen der schamhaften Freude, vielmehr der sichtbaren Verwirrung, des peinlichen Gewissens. Die Brander-Elis' wollte jedes fernere Gespräch um jeden Preis verhindern und sagte: „Dort seh' ich die junge Mulderin, die uns sucht, komm' eh' wir sie aus dem Aug' verlieren, Katharine“; es war nur offenbarer Vorwand, für den Augenblick den Jäger loszubringen, zu dem sie freundlicher als zuvor jetzt sagte: „Wir suchen Euch sogleich wieder, Herr Finke. Hebt uns einen Platz bei Euch im Wirthshause auf.“ Sie zog Katharinen, die jetzt einen warmen Blick auf den Grenzjäger fallen ließ, mit Hast einige Schritte mit sich fort und kehrte gleich wieder auf die vorige Stelle zurück, als der Jäger im Gedränge verschwunden war; dieser aber war durch das auffallende Betragen der Beiden argwöhnisch geworden und hatte sich nur einen Augenblick unter die Leute gemengt, um zu sehen, ob sie sich denn wirklich zu der Mulderin begeben würden; als er sie wieder auf der vorigen Stelle stehen sah, trat er daher blaß vor Zorn hervor und sagte: „Mir scheint, in euerm Reich ist nächstens ein Anderer Kaiser! Wer weiß, welchen Rock eure Mulderin trägt, die ihr sucht; in euerm Betragen mach' ich eine ganz andere Contrebande! Elis',

mir scheint, die Katharine ist in Euern Händen nicht wohl aufgehoben — Katharine, heraus mit der Farbe! Auf welchen Anstand stellt dich heute deine Base hier?" Den beiden Weibern verschlugs die Sprache einen Augenblick, aber die Frechheit erholt sich immer bald; die Brander-Elis' erwiderte: „Auf eine solche Red' wachst hier keine Antwort, Herr Finke; aber wollt' Ihr heut' auf die Nacht zu uns kommen, so werden wir Euch das Wild zeigen, auf das wir Anstand machen, mehr sag' ich nicht. Stoßt Ihr uns wieder auf die Fersen, so wird man Euch wieder sagen, daß Ihr beiseit gehen sollt." Finke warf einen grimmigen Blick auf die kecke Rednerin und sagte zu Katharinen gewendet: „Katharine, dir vertrau' ich; ich komme heute Abend; trau deiner Base nicht zu viel. Bin ich Oberjäger, dann heirathen wir bald." Er entfernte sich und es war die höchste Zeit. Katharine hatte eben noch Zeit, sich zu erholen und wie in stiller Seligkeit vor sich hin zu lächeln; so war sie in der That bezaubernd. Ihr feines blondes Haar, das um ihre Stirn und Schläfe feingekräuselt hervordrang, gab ihr eine Art von Heiligenschein, die Wangen glühten lieblich und es schien als wogte selig ihre Brust. Wer in diesem Augenblicke glauben konnte, dieses Mädchen leb' und glühe nur für ihn, auf den mußte allerdings der Anblick mit süßer Allmacht wirken. — Der Friedländer und der Irrker waren inzwischen dieser Stelle des Marktplatzes näher gekommen, das frühere Gedränge um sie hatte sich aufgelöst und ein neues fing an sich um sie zu bilden. Der Friedländer war sehr gesprächig geworden und merkte nun, daß ihm Irrker nur zum Scheine horche, jetzt sogar stille hielt und sein Auge unverwandt nach einer Gegend des Platzes richtete; dabei war er wie von einer seligen Erschütterung durchdrungen und sein ganzes Wesen schien tief verändert und

verjüngt. Diese Entdeckung machte auch den Friedländer verstummen und verwundert folgte er den Blicken Irrker's; doch entdeckte er dort nichts, was auffiel, als Katharine's wunderliebliche Gestalt, die neben ihrer hexenähnlichen Base nur verklärter hervortrat. Auch die beiden Weiber blickten unverwandt nach dem Irrker; Katharine schlug nur dann und wann die Augen nieder. Jetzt zweifelte der Friedländer nicht länger über das Geheimnißvolle dieses Augenblicks und neigte sich lächelnd zu Irrker's Ohre, sagend: „Irrker, seid ihr geliebt?" Irrker erwachte wie ein Träumer; ein leichtes Roth flog über sein Gesicht. Nach einer Pause sagte er: „Mir ist's wie angethan . . . Friedländer, ich bin von neuem jung; ich bin noch nicht jung gewesen." Der Friedländer erwiderte nach einer Weile ernster als zuvor: „Das kann nur sein, wenn Ihr Euch um eine Hausfrau umschaut; wählt Ihr gut, so kann's bei Euern Jahren auch noch Gutes bringen . . . aber wählt gut." Irrker's träumerisches Auge ruhte wieder eine Weile auf Katharinen, dann sagte er fest, mit Nachdruck, rasch: „Ich hab' gewählt, ich bin sicher, Alles ist abgethan. Friedländer, die Katharine dort ist's; Ihr seht sie von da. Sagt, ist sie nicht . . O, sie ist gerade, daß ich außer mir bin, wenn ich sie erblick', ich kann nicht sagen wie mir ist; wenn sie mein ist, laßt uns weiter d'rüber reden." Friedländer ließ nun einen langen, ernsten Blick auf Katharinen ruhen und sagte darauf kein Wort. Irrker sagte erst, als sie weiter gingen, mit Rührung und Wärme: „Katharine ist eine Waise; das Kind ist immer verlassen gewesen, ihr Vater, der alte Rösel, hat von Haus aus nichts gehabt und ist arm wie eine Kirchenmaus gestorben; das ist vierzehn Jahr her, gleich zwei Jahr hinter ihm ist ihre Mutter gestorben, so ist das Mädchen von zwölf Jahren her allein dagestanden, hat gedient und

viel gelitten und hält sich seit letzten Ostern bei ihrer Bas' der Branderin auf. Wir sind schon einig, in acht Tagen heirath' ich sie, es weiß noch kein Mensch davon." Der Friedländer sagte wieder nichts; sie gingen weiter. Bald war ein allgemeines Gespräch im Gange, an dem auch Rüder und die übrigen Federnhändler lebhaft Antheil nahmen. Die Branderin und Katharine traten nun rasch zu verschiedenen Kramladen und kauften ein was gut und theuer war; die reiche Forster-Evi, die „städtisch" ging und von den Gebrüdern Dänglern ein schönes großes Seidentuch kaufte, sah es mit Verwunderung, als Katharine neben ihr stehend ein noch schöneres Seidentuch einkaufte und mit funkelnagelneuen Thalern auszahlte; die Gebrüder Dängler thaten auf einmal sehr freundlich gegen Katharinen und kramten eilig ihr Schönstes und Bestes vor ihr aus, sie warfen bunte und schwere Kleiderstoffe auf das Verkaufsbret und schlugen sie rauschend auseinander; Katharine zeigte auf einige und sagte: „Die schickt mir morgen ins Haus zu meiner Base da." So ging es noch bei vielen andern Buden herum, viele kleinere Einkäufe wurden besorgt und viele größere Bestellungen gemacht. Es machte nach und nach nicht geringes Aufsehen. Als die Branderin endlich gar einer der ersten Präschelln (Ausplauderin) das Geheimniß absichtlich ins Ohr sagte, da ging es wie ein Lauffeuer von einem Munde zum andern: „Irrker heirathet wieder; die Rösel-Katharine ist seine Braut." Bald sahen sich die Branderin und Katharine umringt von einer zudrängenden Schar Mädchen und Weiber; es ging lebhaft her. Einige riefen ihre Glückwünsche über zwei, drei Köpfe hinüber und suchten sich bis zu Katharinen vorzudrängen, Andere wieder lachten freundlich bei jedem Worte, das Katharine sprach und hatten vor Misgunst thränenschwere Augen; Viele frag-

ten buntes Zeug durcheinander; Einige riefen: „Du mein Gott, wer hätt's vor zehn Jahren dem Kind angesehen, jetzt wird es Irrkerin!“ Zwischen diesem Gedränge von Weibern und Mädchen hatte sich bald darauf ein kleiner blonder Knabe, Schneider Pangerl's „Maus“ nämlich, hindurchgedrängt und stand nun plötzlich mitten unter ihnen schreiend: „O ihr lieben Engel übereinander — sagt der Sneider Pangerl!“ Er duckte sich nach diesen Worten und machte sich lachend zwischen den Schürzen wieder davon. Hinter den Weibern entstand im nämlichen Augenblicke ein betäubendes Gelächter, denn der Schneider Pangerl mit seiner Herde Buben und Spießgesellen stand da und hatte die „Maus“ zu diesem Rufe angestiftet; viele Weiber schämten sich ihrer Schmeicheleien und gingen von dannen. — Während nun diese und viele andere Dinge zu St.-Anna auf dem Kirchenplatze sich begaben, war das Hofer-Käthchen fortwährend nur in der Kirche gewesen, beichtete und communicirte auf das Beste und kniete dann zu stundenlanger Andacht vor den Hauptaltar hin, bald mit vorsichtiger Stimme „Wir werfen uns darnieder“ zur Orgel singend, bald in eigenes Gebet versunken, das nicht vergaß auch den fernen Anton einzuschließen. Als Käthchen aus der Kirche trat, sagte ihr die Freundin Vronl, daß sie ins Wirthshaus kommen solle, Georg ihr Mann habe ihr den Auftrag schon vor einer guten Stunde gegeben, er sei so lange schon dort und erwarte sie. Käthchen sagte: „Mein Gott, in den Dunst und das Gewirr soll ich hin? Man kriegt niemals kaum ein Eck' neben seinem Mann, so voll ist's immer, ich geh' nicht gern hin. Auch hab' ich gar kein Verlangen nach einem sauern Bier, ich kauf' mir lieber hier was Frisches, ich bin so auch zufrieden; mein Georg wird mich schon suchen, wenn er genug hat; so groß ist ja der Kirchenplatz

auch noch nicht, daß man sich verfehlen könnt'... Vronl, was machst denn du?" Vronl erwiderte: „O Käthchen, ich kann nicht lang mehr warten, ich muß zu meinem Kind nach Haus; mein Mann ist auch nicht da; mein' Andacht ist verricht', was soll ich länger da thun? Man versteht und verpaßt nur die Zeit umsonst und zu Haus ist immer so viel zu schaffen!" Käthchen bat, daß die Freundin noch ein klein Weilchen auf sie warten möchte; sie habe ja auch ihr Kind zu Hause und wolle nicht lange mehr bleiben; vor der Hand wollten sie sich näher beim Wirthshause auf die gezimmerten Bäume setzen und auf Georg warten; wenn er nicht käme, wollte Käthchen einen Sprung ins Wirthshaus machen, dann könnten sie ohne Weiteres gehen. Indeß ging eine gute halbe Stunde vorüber, ohne daß Georg kam; so machte sich denn Käthchen auf, ihren Mann zu suchen. Sie fand ihn am hintersten Ecktisch in der Wirthskammer, umgeben von Männern jedes Alters; er hatte bereits erklecklich getrunken und führte freudenglühend eben nach allen Seiten einen lebhaften Discours; man erkannte den stillen betrübten Burschen des alten Mulderer gar nicht mehr in ihm. Käthchen ansichtig, das sich etwas schüchtern hineingewagt hatte, rief er aufspringend: „Jesus, mein Goldweibchen! Männer, ist noch Platz da? Komm herauf zu mir, meine liebe Alte, jetzt müssen wir ja auch einmal einen lustigen Tag verleben!" Die Männer standen auf, um Platz zu machen, aber Käthchen wehrte sich mit glühenden Wangen dagegen: „Nein, nein, bleibt nur sitzen, Männer, ich hab' so keine Zeit mehr und muß nach Haus, ihr wißt schon, wo ein klein Kind ist, was man da wenig Zeit hat. Du Alter, ich hab' dir nur sagen wollen, komm bald nach, bleib' nicht zu lang aus, morgen ist auch ein Tag, wo man nicht verschlafen darf; jetzt geh' ich, behüt' Gott derweil." Georg

war aufgestanden; man sah ihm wol an, daß es ihm nicht besonders angenehm sei, jetzt in der besten Freude aufzubrechen, doch wollte er kurz und gut mit seinem Käthchen gehen und klopfte dem Wirth. „So darf ich dich nicht allein gehen lassen", sagte er mit umflorter Stimme; „wart' ich zahl' und geh' mit." Mehrere Männer sagten: „Ah, Mulderer, jetzt dürft Ihr noch nicht geh'n, was wär' denn das, im besten Dischkurs fortgeh'n; Euer Weibchen lassen wir herauf zu Euch, Euch nicht hinunter zu ihr." Der versoffene Schreiner sagte ganz verschnufelt: „Ihr Weiber fallt's Einem wie d' Fliegen in jedes Glas Bier. Mulderer, das ist nixen, gleich 's Glas wegwerfen, wenn man sein Weib drin find't; erst hersetzen zu uns und sagen, wart' bis ich austrunken hab' und dann im Dischkurs wieder einschenken lassen, das ist die recht' Art — wo kommst du denn in drei Jahren hin, wenn du gar kein' Willen nicht hätt'st?" Georg fühlte, daß diese Gewichtrede dem Käthchen weh thun könnte, er sagte daher entschieden: „Das heißt nichts, ich geh', ich muß geh'n, ich kann mein Weib nicht allein geh'n lassen, es geht nicht." Er legte das Geld hin und wollte hinunter, aber Käthchen that jetzt selber lebhaft Einsprache und sagte mit immer höher glühenden Wangen: „Bleib oben, Georg, das hab' ich durch mein Herkommen nicht so gemeint, du sollst dich in deiner Freude nicht stören lassen, komm nur später nach, ich hab' dir auch weiter nichts zu sagen und aufzutragen; behüt' dich Gott!" Die Männer riefen: „Das ist schön, Käthchen, so ein Frauerl loben wir!" Der Schreiner kehrte sich schwerfällig um und sah dem Käthchen mit verschwommenen Augen nach: „Ich hab's ja g'sagt, mein Reden nutzt", sagte er. Als Käthchen zu ihrer Freundin zurückkam, fragte diese: „Nun Käthchen, wo hast du denn deinen Mann?" „Er ist noch drin, er ist grade im besten

Reden, ich will ihn nicht stören, er soll nur noch eine Weil' dableiben; bis auf die Nacht ist lange und zu Haus hätt' er jetzt auch keine Freude." Die beiden Freundinnen kauften nur noch geschwind einige Süßigkeiten für die Kinder und machten sich dann auf den Heimweg; es schlossen sich ihnen noch viele ältere Weiber an, die zum Kochen nach Hause eilten. — Später trat auch der Hofer ins Wirthshaus. Unter Denen, welche ihm schon in der Stube ihr Glas anboten, war auch der Schwager Mulderer. Hofer dankte Allen rundum mit den Worten: „So viel als genossen", nur von seinem Schwager nahm er das Glas an und sagte, indem er es etwas schwang und mit dem Daumen den Blechdeckel aufschnellte: „Ich bring' Euch's, Schwager, es geht auf Euer Wohl!" „Gesegn's Gott", erwiderte Mulderer, und nun gaben sich die Männer die Hand. „Mir auch, Dings da", rief Hofer dem vorübereilenden Wirthe zu; „es ist doch schwülig, wenn man sich da draußen ein paar Stunden herumstoßt." Dann zog er den Hut und wischte sich die Haare trocken. „Es ist grad' noch Platz da, Schwager, ich setz mich gleich neben Euch. Den Friedländer und den Irrker gesehen?" fügte er dann hinzu; „ein Paar Männer, prächtig, daß Ein' der Teufel holen könnt'; die haben's weit gebracht." Es wurde nun ein Langes und ein Breites über beide Männer gesprochen, bis Hofer auf einmal aus der Kammer das Lachen und lebhafte Reden seines Schwiegersohnes hörte und aufstand, mit den Worten: „Was, ist der Georg auch da?" Mulderer erwiderte vergnügt lächelnd: „Er soll sich nur ausawern*) auch einmal." „O du Himmeldonnerwetter!" rief Hofer mit übermäßiger Freude, „das ist ja ganz was Nagelneues, da muß ich ja

*) Wohl sein lassen.

gleich stantepede hinein, wie ihm die Lumperei ansteht!" Er eilte nach der Kammer und rief von weitem schon dem Schwiegersohne entgegen: „Schlagt's alle Oefen ein über das Wunder! Welche Geiß hat dich in's Wirthshaus vertreten?" Alle Männer lachten, Georg stand etwas wankend auf und sagte mit leuchtenden Augen und trinkseliger Röthe im Gesicht: „Jesus, Schwager Hofer, grüß Gott, heut bin ich einmal liederlich. Da trinkt und nehmt mir's nicht übel." Hofer dankte lachend wieder allen Männern für die dargebrachten Gläser und hinzufügend: „Draußen steht mein eigen Glas"; nur aus Georg's Glas nahm er einen Schluck und rief dann: „Uebelnehmen? Zech dir nur eine Rechnung 'nauf, daß es kleckt, dein Haus kann schon was vertragen. Du hast dir so in deinem Leben keinen Schwindel getrunken." Der Schreiner sagte: „Den Augenblick haben wir sein Weib 'nauspatert*), wir leiden kein Weib da, das uns die Tropfen 'nunterzählt." Hofer erwiderte: „Recht so, das hat mein lieb seliges Weib auch manches mal so gehabt, daß sie mir nachkommen ist, das Käthchen wird's von ihr erben. Macht's Platz da, Männer, ich setz' mich lieber zu euch herein, die draußen sind ja zu keinem freudigen Gespräch zu bringen." Er eilte um sein Bier hinaus und kam mit einem Kraftgelächter zurück. „Jetzt kann ich doch auch einmal ruhig heimgehen", rief er, „es wird nicht heißen, der Alte lebert**) halbe Nächt herum und den Jungen sieht man keinen Schritt aus dem Hause setzen. Laßt uns einmal von Grund aus lustig alert sein heute!" Hofer trank nun hochbeglückt sein

---

*) Patern = von einem Pater, der so scharf von der Kanzel redet, als müßte er die Welt aus der Welt vertreiben; daher: hinaustreiben.

**) Sachte fort und fort trinken.

Ehrliches schnell hinunter und es war bald an keinem Tische ein solcher Höllen-Freudelärm als wo jetzt Hofer saß und sprach und sang und spuckte. Als um 2 Uhr Nachmittags das Geigenstimmen in der Tanzstube anfing, schlug er mit Jubel auf den Tisch und sang:

„La, la, lei,
Das scheert mich nicht, ich bin dabei;
Dann decken wir die Dächer ab
Und steigen in die Keller 'nab —
La, la, lei,
Das scheert mich nicht, ich bin dabei."

Weil noch nicht getanzt wurde, ließ Hofer die Musikanten in die Kammer kommen und sang ihnen vor. Seine Stimme war zwar im Singen ziemlich schwächlich, weil er es gar zu fein herauskitzeln wollte und dabei die Kehle unnatürlich zusammenpreßte, aber sein Gesang erlitt gerade keine Niederlage, da bald alle Herumsitzenden immer muthiger einfielen und selbst der betrunkene Schreiner nicht unterließ, durch die Nase, aber sehr falsch, mitzubrummen. Plötzlich rief Hofer, dessen Liedervorrath ausgegangen war: „Ah, was soll denn ich immer das Vorderpferd sein, Georg, stimm' jetzt du voran!" Und Georg's helle Orgel klang nun kräftig durch das ganze Haus. Um diese Zeit stand Vater Mulderer auf, um nach Hause zu gehen. Er stellte sich eine Weile an die Kammerthüre, um die Gesänge anzuhören, dann machte er sich auf den Weg, ohne seinem Sohne, wie er anfangs wollte, einen Wink gegeben zu haben, daß er nun auch bald nachkommen möchte; der Tisch, an welchem Hofer und Georg saßen, war jetzt zu dicht von Zuschauern umstellt, es wäre nur sehr schwer möglich gewesen zu einem derselben zu gelangen. — Das Hofer-Käthchen sah vor der

Hausthüre stehend den Vater Mulderer heimkommen und wollte gleich hinüber, um zu fragen, wo denn Georg und ihr Vater bleibe. Aber sie besann sich wieder, indem es gar zu auffallend und ängstlich wäre. Erst nach einer guten Stunde ging Käthchen zum Schwiegervater hinüber, da er gerade behaglich unter dem alten Wasserbirnbaum saß und sagte: „Haz*), hat nicht mein Georg sein Halstuch gestern bei Euch herüben vergessen? Wir haben's schon heut früh und bisjetzt nicht finden können." Vater Mulderer klopfte freundlich auf das Gras neben sich und legte Tabackdose und Schnupftuch auf die andere Seite, sagend: „Schön, Käthchen, daß d'ein wenig herüber kommst zu mir; wir sind heute so allein zu Hause, Alles saust und surrt noch auf Annaberg herum. Grad bin ich erst selbst kommen. Setz dich, Schwägerin. Ja, das Halstuch — ich glaub', es liegt ein fremdes drinnen auf der Siegel**), kannst ja 'neinschauen dann." „Habt Ihr meinen Georg und meinen Vater noch geseh'n, wie Ihr von Annaberg fortgegangen seid? Kommen sie etwa auch bald nach?" fragte nach einer Weile Käthchen. „Ja", erwiderte Vater Mulderer, „ich hab' sie im Wirthshaus verlassen, sie sind beieinander und sind rechtschaffen lustig; wie ich fort bin, haben sie den Musikanten vorgesungen, aber das muß dir nicht übel vorkommen, deinen Vater kennst du und Georg braucht einmal auch seinen guten Tag. Sonst hätt' ich ihnen freilich gern einen Wink geben mögen, daß sie mitgeh'n, aber man kann gar nicht hin auf die Nähe, so steht Alles herum und hat seine Freude an ihnen." „Mein Vater hat doch immerfort sein' guten Tag; Gott, Gott, der Mann ist noch in seinem ganzen Le-

---

*) Wie ist's denn?

**) Kleiderkiste, die zugleich als Bank dient.

ben nicht gesetzt gewesen.“ In solchem Gespräche saß Käthchen noch eine Weile bei Vater Mulderer unter dem Birnbaum und ging dann in Gedanken nach Hause ohne mehr an das gesuchte Halstuch ihres Mannes zu denken.

Gegen Abend kamen die St.-Annagänger immer gedrängter und endlich in Scharen nach Hause. Ein dunkles Gerücht verbreitete sich, es habe im Wirthshause auf Annaberg ein wüthendes Gefecht gegeben und es seien auch junge Männer unter den Schlägern gewesen; selbst der junge Mulderer wurde von Einigen genannt. Käthchen hörte von diesem Gerüchte erst, als sie in der Dämmerung eine Strecke Weges nach St.-Anna entgegenging, um zu sehen, ob unter den Heimkehrenden ihr Mann auch komme. In der ersten Angst entschloß sich Käthchen kurz und gut, wie sie war, nach St.-Anna zu eilen und ihren Mann und ihren Vater aufzusuchen. Sie hörte und sah nichts mehr, wenn Jemand an ihr vorüberging und sie grüßte oder fragte; sie glaubte ihren Mann verwundet und immer noch im Streite, und eilte nur über Hals und Kopf St.-Anna zu erreichen. Dort wo der Wald bis an den Feldweg nach St.-Anna heraustritt, fühlte sich Käthchen plötzlich an der Hand gefaßt und mit lustigem Gelächter angerufen. „Wo 'naus auf dieser Jagd?“ rief Hofer; denn er war es. „Gilt das mir oder deinem Mann, wer soll die Schänter kriegen? Halt! Jetzt gleich wirst umkehren und deinen Mann Mann sein lassen. Schau, schau, was das für ein hitzig's Regiment wär', anderthalb Jahr verheirath' und schon die erste Freud' ihrem Mann bei einem Glas Bier verderben. Was es gesetzt hat geht dich nichts an. Du brauchst ihn nicht tanzen seh'n; so viel Recht hat er schon noch, auch mit einer Andern zu tanzen, wenn du nicht da bist.“ „Tanzt er jetzt?“

fragte Käthchen etwas erblassend. Hofer sprang mit einem Jauchzer in die Luft und sang eine Weile dahinstolpernd mit Gelächter:

„Ja, ja, ja und jaja,
Rührt sich die Winsel, holleri hollera!
Bin ich gleich selber dabei, jaja!
Bin ich gleich selber dabei, haha!
Bin ich gleich selbst dabei, hollera!“

Er schlug sich den Rock über die Schulter und nahm Käthchen's Arm lustig an den seinen. „Ja, meine liebe Alte“, sagte er, „ich muß dir's nur sagen, ich bleib' doch nimmer lang allein; geheirath' muß doch einmal sein, ich kann nicht warten bis ich achtzig bin, das ist dann keine Zeit nicht mehr. Heirath' der Irrker aus Alt-Angern die blutjunge Rösel-Katharine und ist auch nicht mehr jünger als ich, was soll ich mit meinem Temperament dazu sagen? Zwei mal für ein mal steht's mir noch an!“ „Vater, es wird Euch's Niemand verwehren“, sagte Käthchen, „Ihr könnt machen, was Ihr wollt, es liegt Euch nichts im Wege; aber seht doch noch ein Jährl zu, Vater, Ihr müßt ja doch Zeit haben, daß ihr Eine findet, die mir auch eine ernsthafte, freundliche Mutter ist.“ „Wo ich hinschau, gefällt mir jede Junge“, sagte Hofer; „ich wollt' ich könnt' Alle auf einmal heirathen, so hätt' doch meine arme Seele endlich Ruh!“ — Zu Hause erst war Hofer dahin zu bringen, das Gefecht zu St.-Anna ausführlich zu erzählen. Georg war wirklich dabei betheiligt und zwar auf die wunderlichste Art von der Welt; der berüchtigte Schlangerlfranzl war wieder der Anstifter und die ganze Sache hatte folgenden Hergang und Verlauf. Es war beim Tanze, Alles war froh auf, jauchzte, pfiff oder sang und wer das nicht, der gab sich einem Ge-

plauder voll Humor und Lärm hin. Geht nun der Schlangerlfranzl her und will einem Burschen, auf den er eifersüchtig ist, eine Tracht Schläge bereiten und fängt gleich an, den heimlichen Zunder zu legen. Er nähert sich dem Trinktische in der Kammer, wo Georg und Hofer sitzen und rückt sich auf einem Randplatze neben Georg und dessen Nebenmanne, auch einem jungen Hausvater, allmälig zurecht und thut immer zutraulicher und spricht eine Weile nur so hin und her. Auf einmal kommt er zur Sache, nämlich zu verschiedenen kränkenden Reden, welche der erwähnte Bursch über Georg und dessen Nebenmann sollte geäußert haben, und findet anfangs Zweifel, erregt dann doch Argwohn, endlich Glauben; wie es so weit war, ging Schlangerlfranzl vom Trinktische wieder fort wie er gekommen war, scheinbar arglos, lustig, Jedem gut Freund, Vertrauter, Manche umarmend. Später ging der verleumdete Bursch an demselben Trinktische in der Kammer vorüber, es war ihm das Feuer in der Pfeife ausgegangen. Im Vorübergehen dachte er: die zwei Männer (Georg nämlich und den Nachbar) red' ich um Feuer in meine Pfeif' an und that auch wie er dachte. „Geht, gebt mir einen Funken", sagte er, „wer will von euch Männern? Und wie gefällt's euch heute da? Mulderer, Du bist ja schon recht lustig gewesen heute?"

Georg erwiderte: „Lustig ja, aber vor allen Leuten, nicht wie gewisse Ehrabschneider, die hinterm Rücken schön frech und lustig thun." Georg's Nachbar sagte: „Lustig, o ja, alle Lumpen und Funken zünden eine Pfeif' an." Diese mit Schärfe und offenbarer Beziehung gesprochenen Worte machten den Burschen stutzen, er sagte: „Was ist das? Soll ich das hören und versteh'n?" Georg erwiderte: „Gesagt ist's, am rechten Haken wird's schon hangen bleiben." Der Bursch hielt eine Weile inne, um doch nachzudenken, wie er

die jungen Männer beleidigt haben könnte und sagte dann todtenbleich: „Lumpen und Funken?“ Als es so weit war, entwich der Schlangerlfranzl aus dem Wirthshause. Bald darauf sah man's wanken, unruhig wogen im ganzen Hause, hier schoß es zusammen wie um einen Brennpunkt des Streits, dann dort, dann hier und dort. „Lumpen und Funken!“ hörte man oftmal sagen, bis es endlich mitten in der Tanzstube zusammenlärmte zu einer wüthenden Faustschlacht. Später läuterte sich des Kampfes eigentlicher Grund bis auf Schlangerfranzl's eigene Worte heraus. Die Burschen dachten sich an ihm zu rächen, aber besser als durch Schläge; mit Georg Mulderer und seinem Nachbar aber wurde eine großartige Versöhnung geschlossen, er mußte heute in Allem mit ihnen sein, wie ein lediger Bursch, und bei Georg's flammender Aufregung war das auch gethan wie gesagt. Er tanzte mit Jedem in die Wette, so lange aufgespielt wurde, und stellte sich dann mit den Burschen in einen Halbkreis um die Musikanten und die Lieder, welche er selbst anstimmte, waren folgende:

„Der Bursch hat in Wien studirt
Und 's Mäderl in Linz,
Und weil sie jetzt ausstudirt,
Halten's Priminz.

Nun bin ich verlassen
Nun bin ich allein,
Wie's Hollunderstäudlein
Dort unten am Rain.

Hab' manchen Baum g'schüttelt,
Hab' manchen Baum 'bogen,
Hab' manchem schön Mäderl
Vor'm Fenster vorg'logen.

So oft ich vor's Fensterl komm'
Immer ist's Riegerl für;
So darf ich denn keine Nacht
Kommen zu dir?

Hinaus geh' ins Schnüpferl
Und spalt' mir ein Holz,
Den ganzen Tag plagt mich
Dein Augerl, dein Stolz.
Gelt hast mich kaum g'heirath'
Schon bin ich dir z'viel,
Du treibst mit der Jäg'rin
Viel lieber dein Spiel.
Die Jäg'rin, die Jäg'rin,
Die hat dich versucht,
Du wärst mit ihr gern auch
Wenns sein müßt', verflucht."

„Noch Eins", rief er den Burschen zu, „und dann kramt ihr aus!"

„Schau her, meine Schuh sind
Von Fuchsleder g'macht,
Sie schlafen bei Tag und geh'n
Aus bei der Nacht!"

Hofer sah sich nun von seinem Schwiegersohne verlassen, denn unter die Burschen konnte er sich doch nicht mischen; er sagte daher zu sich selber: „Hofer, jetzt hast Zeit, daß du fortkommst", und dem Georg sagte er ins Ohr: „Bleib' nur immer eine Weil' da, recht so, wenn's nich über die Schnur geht, ich will schon Fürsprach thun bei deinem Weibe." „Ja", erwiderte Georg bier- und freudewankend, „sagt ihr's nur, ich kann mir nicht helfen, ich

hab' mein Weib übermenschlich gern... aber heut muß sie mich absolfir'n, es geht drunter und drüber!" Das Alles sagte nun Hofer seinem Käthchen Wort für Wort wieder und trieb es mit seiner Lustbarkeit und Neckerei bis er schläfrig wurde und zur Ruhe ging. „Du hast deinem Manne Leid genug gebracht, bevor er dich bekommen hat", waren seine letzten Worte, „laß ihn einmal aus der Haut fahren vor Jubel, weil er dich gesichert hat und sein Bruder ihm nicht mehr im Wege steht."

Lange blieb Käthchen wach und sah durch das Fenster, ob denn Georg immer und immer noch nicht komme. Es war schon Mitternacht herangeschlichen und Georg noch nicht da. Jetzt ging Käthchen betrübt zu Bette und wachte noch lange vergebens und schlief endlich ein.

Gegen 3 Uhr Morgens erst klopfte es leise an das Kammerfenster Käthchen's, und Georg's Stimme rief: „Käthchen! Käthchen! Hörst du mich? Ich bin da. Geh' mach du mir auf, daß ich die Knecht' nicht wecken muß." Keine Antwort. Georg drückte sein Ohr noch näher an das Fenster, um ja nicht zu überhören, wenn Käthchen etwas reden würde; er wollte auf Alles geschwinde was Liebes, Versöhnliches sagen. Aber vergebens strengte er sich an, Käthchen reden zu hören, sie meldete sich nicht. Er klopfte daher nach einer Weile wieder und rief wie früher leise: Käthchen, ja du hast recht, ich verdien's nicht, daß du mit mir red'st, aber red' doch etwas. Willst du mir aufmachen, Weibchen? Gelt du thust's doch?" Käthchen regte und bewegte sich nicht. Vor Verlegenheit und Sorge, das gute Käthchen gewiß recht tief gekränkt zu haben, stand Georg jetzt eine Zeit lang da, es biß ihn von allen Seiten, er war grimmig gegen sich selber, doch ließ ihn ein heiteres Räuschchen, das er mitgebracht hatte, nicht lange in dieser trostlosen Stim-

mung. Er nahm leise lachend den Hut herunter und legte das Ohr ganz an das Glas an sagend: „Ich bin der Wenzl Godinger, dein Mann ist auf'm Berg und saust und braust wie ein Wilder, geh' laß uns hier ein Wörtl vertraulich reden; dein Mann sagt, er braucht das ganze Jahr nicht zu Haus sein, du wärst ihm doch treu. Komm' her, steh' auf, ob's wahr ist?" Er glaubte, jetzt müsse, müsse sie lachen und reden. Nichts. Keines von Beiden; das Lächeln verging ihm, er trat vom Fenster zurück und stand rath- und hülflos da. „Teufel!" seufzte er, „Teufel, Teufel, Teufel! Was hilft's auch, wenn ich lang einen Knecht aufweck' und hineinkomm'; sie ist grundbös auf mich und ich geh' nur dem Herd näher, wo ich mich verbrenn'. Ja so ist's, man meints oft nicht so, aber ein Esel ist man halt doch dann und wann. Was hat mir das Saufen und Tanzen auch noth gethan, ich hätt's auch bleiben lassen können. Ach, ich könnt' mir eine Million Ohrfeigen geben." Jetzt fiel ihm ein, zum Schwager ins Häuschen hinüber zu gehen und bei ihm zu übernachten; aber das widerrieth er sich selbst gleich wieder, indem der Hofer ganz zuverlässig einen Höllenlärm anfangen würde; erst würde er ihn als „Simandl" stückweise auslachen und dann würde er, das war am meisten zu fürchten, wol gar aufstehen und selbst das Käthchen aus dem Bette treiben. Dazu durfte es Georg nicht kommen lassen. Er beschloß also, da die Nacht mild und freundlich war und ohnedies nicht mehr lange dauern konnte, sich auf die Bank vor dem Hause zu setzen. Bald krähten die Dorfhähne und die Leute standen nach und nach auf. Kaum trat der Oberknecht Georg's aus der Thüre, so sagte ihm Georg „bst!" und mit einem Beile ging er dann, nachdem er die unnöthigen Kleider abgelegt hatte, dem Walde zu, um Holz zu fällen. Er dachte, wenn Käth-

chen das hören würde, müßte sie nothwendig wieder gut sein; auch nahm er sich vor, vor Abends nicht nach Hause zu kommen, bis dahin würde Käthchen sich in ihrem Zorneifer gewiß gut „resolfirt" haben. Als er ging, hörte er das Kind in der Kammer weinen, es mußte eben erwacht sein; er blieb stehen und es war ihm als beschwichtige es jetzt die liebe, liebe Stimme Käthchen's. Es betrübte ihn tief, daß er jetzt fort mußte und nicht auch so freundliche Zurede wie das Kind von seinem Käthchen hören konnte.

Aber da hat man's nun, was Misverständnisse gleich können. Der einfache Fall, daß Georg so leise und schüchtern geklopft hatte, wovon Käthchen nicht erwachte, veranlaßte eine lange Kette der übelsten Folgen, daran Georg und Käthchen und noch andere Leute lange schmerzlich zu tragen hatten. Wäre Käthchen bei dem Rufen und Klopfen ihres Mannes erwacht, wie erfreut hätte sie gerufen: „O kommst endlich? Bist wieder da? Ich verzeih dir's, aber gelt, du thust so was so arg nicht wieder?" Aber da geschieht's nun gerade einem so guten, bescheidenen Manne wie Georg, daß er bei seiner nächtlichen Heimkehr so leise klopft; ein Bär von einem Ehemanne hätte eher das Fenster eingeschlagen, eh' er nur einen Zoll vom Hause gewichen wäre; er hätte eher gesagt: „Platz machen, Weib, oder ich wirf dich selber 'naus, pasta!" Wenigstens die Folgen, die Georg auf sich und sein Weib lud, wären auf diese Weise vermindert worden; aber da hatte Georg gleich weit aussehende Plane von Sühnung seines leichten Fehlers und gab sich dadurch nur neuen und größern Fehlern in die Hände. Es soll damit nicht gemeinern Naturen das Wort geredet sein, aber betrübend ist's zu sehen, wie Zartheit, Schonung, Güte im Leben oft zu sehr ins Ueble verführen können.

Georg kam den ganzen Tag nicht nach Hause; auch am folgenden Tage und auch am dritten Tage noch nicht. Wo er war? Was ihm geschehen ist? Wie das so kommen konnte? Hoffentlich erfahren wir ein Näheres darüber.

6.

Die verhängnißvolle Heimkehr.

Die Sonne neigte sich, die Schatten wurden länger, es wollte Abend werden — zum dritten male seit dem Feste zu St.-Anna.

Georg Mulderer war noch nicht nach Hause gekommen.

Im Laube der vier Riesenlinden vor Hofer's Hause lärmte ein Heer schreitoller Sperlinge und so oft sie von einem Zweige auf den andern flatterten, fiel ein dichtes Gestöber von Lindenblüten leise nieder; so schüttelten auch die Reden der Freundin Vronl im Herzen Hofer-Käthchen's Freud' um Freude ab, sie saßen nicht weit von den Linden und wetteiferten in Geschäftigkeit: Käthchen „zwirnte" und Vronl war mit einem Schäffel saubergewaschener Kartoffeln zu ihr herübergekommen, um sie in Gesellschaft unter Gesprächen und Gesängen zu schälen.

Vronl hatte schon lange das Wort allein geführt und fuhr jetzt fort, nachdem sie einer Kartoffel den tiefgehenden „Putzen" aufmerksam herausgestochen:

„Ja, Käthchen, darfst mir's glauben, wie ich die Sachen hör', ist schier kein Herrgott mehr im Himmelreich oben und keine Ordnung mehr wie sonst auf dieser Erden. Hätten wir nicht selber Ordnung zu Haus' und wär' uns der

Frieden nicht eine so liebe Sach', glauben thät' ich's von heut' an, alle Lieb' ist fort und alle Treu' aus dieser Welt. Ich hätt' meine ganze Aussteuer zum Pfand gesetzt: so gut und lieb und freundlich ist Keiner mehr rund herum wie der junge Geigern und jetzt schau' ein glückseliger Mensch den Duckmauser an: da ist er kaum vierzehn Tag' vom Altar weg mit seinem jungen Weib und hat sie schon zwei mal so geschlagen, daß sie weinender heimgelaufen ist zu ihrer Mutter, betrinkt sich all' Augenblick und „karrabatscht" die Knecht' und Mägd', daß es eine Lust über die andere ist. Alle Leut' auf dem Kirchenweg spucken aus darüber und reden laut davon. Denk jetzt, Käthchen, wenn das schon ein paar Wochen nach der Hochzeit geschieht, wie wird das Gras erst wachsen, wenn ein Jahr um ist und Kinder kommen, die all den Unfrieden so aufschießen seh'n! Das muß schief geh'n bis ins Wällische hinein und nimmt in der Türkei noch kein Ende!"

Sie warf eine geschälte Kartoffel in die nebenstehende Schüssel, daß das Wasser herumspritzte und griff um eine andere in das Schäffel.

„Ach, Käthchen", fuhr sie fort, „die Leut' wissen nicht wie gut sie's haben könnten. Da ist wieder die Brenner-Lore, die trinkt heimlich Kaffee und ihr Mann ist ihr dahinter kommen. Das Feuer ist im Dach und wer löscht es wieder? Gar keine Red' nicht, daß die Lore vom Kaffee laßt, aber ihr Mann wird ihr keinen Kreuzer Geld 'für geben und der Unfrieden ist fertig: es wird Sünd' und Mänklerei hinter'm Rücken des Ehmannes geben. Getreid' wird verschwinden und Flachs und Obst und Leinwand, und Niemand wird wissen wohin? Und geschieht einmal ein Raub von fremder Hand im Haus', es wird doch die Mutter „Kaffeelützl" die Diebin sein! Denk aber, die Schläg' von

ihrem Manne sind dann nicht das Aergste, das Ausrichten von den eigenen Dienstboten ist noch viel schlimmer und die Kinder müssen es dann von fremden Leuten erst recht nachdrücklich hören. Ach, ich sag' dir, Käthchen, hätt' nicht schon geheirathet und wüßt' wie gut der Meine sei, ich thät's vielleicht nicht mehr aus Angst: ich oder mein Mann könnte doch später nach der Hochzeit ausarten wie Andere, man weiß ja oft selbsten nicht wie sündig wir werden können. So aber dank' ich Gott, daß es geschehen ist, es ist doch das Allerbest', seinen guten lieben Mann zu haben und sein sicheres Haus und im Haus wieder seinen ewigen Frieden, es geht nichts darüber. Und das sagst du auch, nicht wahr, Käthchen? Dich müßte es schon gar besonders kränken, wär's mit deinem Manne auch fehl gegangen: du hast von den zwei Brüdern die Wahl gehabt und hättest du den Rechten verfehlt, es wär' zum Todtweinen traurig. Weißt noch das Lied?

„Sie kommen, zwei, drei, vier,
Ein Jeder will mich haben,
Da wink' ich Ein'n herfür,
Die Andern laß ich traben!"

Plutz! flog wieder eine geschälte Kartoffel ins Wasser, dann fuhr sie gutmüthig geschwätzig fort:

„Ja sag' doch, Käthchen, hörst du denn vom Bruder deines Mannes, von dem lieben Anton gar nichts? Das kannst mir glauben, Käthchen, das vergess' ich auch nicht und wenn ich hunderttausend Jahr' alt werden sollt': wie du ihm den ältern Bruder vorgezogen hast und er sich auf und davon gemacht hat; so viel wie er übersteht auch kein lebiger Mensch mehr auf dieser Erden. Jetzt darf ich's ja sagen, Käthchen, weil du glücklich bist — ich hätt' mir den

Jüngern gewählt, wenn ich an deiner Stell' hätte zu wählen gehabt, und das beschwör' ich bei meiner armen Seel', eine Heirath mit ihm wär' nicht übel ausgegangen."

Käthchen saß schweigsam da; wie schwer auch ihr Herz in Bedrängniß war, sie ließ den Kopf nicht sinken, wie schmerzlich lähmend auch Vronl's Plaudereien und Lieder ihr durch alle Glieder fuhren, sie strengte sich nur hastender an, durch Geschäftigkeit das Alles zu verbergen; das Mädchen flog und die Hast der Anstrengung hatte doch zur Folge, daß Käthchen's Wangen hochgeröthet wurden, während sie erbleicht sein würden wie im Tode, hätte Käthchen ruhig da sitzen und hören müssen, was Vronl von Geschichten und Liedern zum Besten gab. Ein Glück war es nur, daß Vronl so viel mit sich selber zu thun hatte und weder auf Käthchen's Leidensmiene achtsam sein konnte, noch ihre Antworten abwarten wollte, denn jetzt besonders, als von Käthchen's Manne und dessen Bruder die Rede war, hätten in ihrem Gesicht auffallende Entdeckungen gemacht werden können; aber Vronl fiel ein Lied ein, das mußte „stantepede" gesungen sein:

„Die Stern' am himmlischen Firmament
Die schimmern alle Nächte,
Bald sind sie hell und bald versteckt,
Grad wenn man sie sehen möchte.

So brennt's im eigenen Herz mir fort
Durch Tag und alle Nächte,
Ach bald so warm, ach bald so kalt,
Grad wenn ich mich wärmen möchte.

Ihr Stern' am himmlischen Firmament,
O Herz mit deiner Flammen,

Wann sind eure Fröst' und Nebel zu End',
Wann seid ihr nur licht-warme Flammen?"

Aus diesem ernstern Tone schnell in einen lustigen übergehend sang sie drauf:

„Nur lustig «alert»
Ueber Feld, über Berg,
Durch Wald, über Bach'
Meinem Herzelein nach.

So komm ich gradaus
Zu mein' Liebsten sei'm Haus,
In mein' Liebsten sein Arm,
An sein Herzlein so warm.

Ich klag' ihm und sag',
Was ich sein'twegen trag,
Und freu' mich und sag'
Daß ich Alles gern trag'.

Willkommen ist süß
Und das Scheiden thut weh,
Wie fühle ich Dies,
Wenn ich wiederum geh'."

„Das ist wahr, eine Lerch' hab' ich geheirath', die um eine Million nicht zu theuer wär'", sagte jetzt eine Stimme hinter Vronl, es war die ihres Mannes, der eben während des Gesanges vorübergekommen war.

„Grüß' dich Gott, Alterl, schon zurück?" sagte Vronl freudig erschrocken und verlegen, setzte aber gleich gefaßt hinzu:

„Jesu, Gott! Du kommst mir gerad' wie gerufen! Just bin ich fertig; geh', heb' da das Schäffel und die Schüssel

auf und trag' mir's nach, ich will mit dem Messer vorausgehen. Zeit wird's, daß ich Feuer zur Nachtsuppe mach'; du gehst ja auch jetzt hinein, Käthchen, gelt? Allwärts dampfen die Rauchfäng' schon, nur die unsern nicht. Behüt' dich Gott, Käthchen, ich geh!"

„Ja, aber du liebes, gutes Weib, du", sagte Vronl's Mann, „ich habe ja alle Händ' voll Werkzeug, es ist keine christliche Möglichkeit, daß ich dir was nachtrag'; so nimm mir wenigstens die große Säg' aus der Hand, sonst laß ich dir Alles wie es liegt und steht."

„Ist es dir schon wieder zu viel, was ich dir sag'?" erwiderte Vronl empfindlich. „Jetzt behalt' nur deine Säg', ich will schon selber mit meiner Sach' da heimkommen."

Vronl machte in diesem Augenblicke die falsche Scham blind, weil sie glaubte, in der Weigerung ihres Mannes liege eine beschämende Blöße ihres ehelichen Glücks und Käthchen sei aufmerksam genug, es geschwinde so aufzufassen. Daher fügte sie zu Käthchen gewendet hocherröthend hinzu:

„Da siehst du, Käthchen, wie auch Der gleich ausarten möchte, wenn man ihm Lung (Luft) lassen wollte; aber ich seh', Gott verzeih' mir's, zu viel nach und bin gestraft genug!"

„Du rothgoldiges Weib du!" sagte Lobeiner und legte die Werkzeuge alle auf einmal nieder. „So muß ich's halt so machen; gib her deine fünf Zwetschken da, die werden wol noch 'nüber zu schaffen sein, dann hol' ich halt mein Werkzeug später nach."

Er nahm Schäffel und Schüssel und trug sie hinüber in sein Haus. Kaum aber war er zehn Schritte gegangen, so fiel Vronl über die schweren Werkzeuge her und belud

sich über und über damit, daß Einem Angst und bange werden mußte um ihre Kraft; es war auch ein eiserner „Stößel“ darunter, mit dem man gewöhnlich bedeutende Vertiefungen in die Erde stoßt, um dann große Holzpfähle leichter eintreiben zu können. Aber das war nun dem eigensinnigen Weibchen nicht zu viel. Hätte der Mann gleich folgsam gesagt: „Recht, so leg' ich meine Sachen indeß hier nieder, gib her was ich dir tragen soll“; so hätte Vronl wahrscheinlich erwidert: „Ach, laß doch lieber, laß, du hast so alle Händ' voll; ich will's gleich selber tragen.“ Nun aber war es ihr lieber, die schwerste Last selber zu tragen, als von ihrem Manne in einem kleinen Liebesdienste einen Widerspruch zu dulden.

Wieder ein Beispiel, daß für die Frauen ein unendlicher Reiz darin liegen muß, mit der überlegenen Kraft des Mannes zu spielen; jede leiseste Auflehnung des Stärkern dagegen erinnert sie schmerzlich an ihre natürliche Unterordnung und sie verbergen ihr offenherziges Bewußtsein dann gern hinter allerlei Manoeuvre kleinlichen Zürnens.

In Zeiten der Gefahr ist es anders: da flüchten sie mit aller Liebe hinter die schützende Kraft des Mannes und lassen ihn gern sein, der zu sagen und zu befehlen hat. Vronl fand jetzt nicht nur die Last nicht zu groß, sondern sie ging damit so hastig ihrem Manne nach, daß sie ihn bald genug eingeholt hatte.

Sie bereute schon wieder.

„Gelt du wirst Hunger haben, Jakob“, sagte sie mit glühenden Wangen, als sie neben ihrem Manne zu gehen kam; „wart' aber, da will ich dir 'vor die Nachtsuppe fertig ist ein paar Eier einschlagen, so hast du gleich was Gutes und Warmes. Ich koch' Bauchstecherln auf die Nacht.“

Jakob fühlte unsagliches Vergnügen, den Geist der Reue aus seinem sonst herzensguten Weibchen reden zu hören und zu sehen, welche Last sie sich auferlegt hatte, um ihren Fehler gut zu machen. Er unterdrückte sein freudiges Lächeln, setzte aber Schäffel und Schüssel nieder und sagte:

„Brav, Vronl, daß du mir was Liebes kochen willst; laß aber das Werkzeug da liegen und lauf voraus und mach' geschwind Feuer, mich hungert sehr."

Vronl war froh, zum Niederlegen der schweren Werkzeuge aufgefodert zu sein, denn schon konnte sie nicht mehr recht von der Stelle mit der Last und alle Glieder schienen ihr zu krachen.

„Aber das Schäffel mußt du mir wenigstens geben", sagte sie, als sie mit einem Seufzer der Erleichterung die Werkzeuge fallen ließ.

„Nein, geh' du nur leer voraus", erwiderte Jakob, „wirst noch müde genug werden, für so viele Leut' zu kochen."

„Nein, darauf besteh' ich einmal, ich kann dir nicht Alles so anhängen."

„Nun meinetwegen auch, da hast's."

Vronl sprang jetzt voraus und bald rauchte der Schlot. Als Vronl ihrem Manne die Eier vorsetzte, sagte sie: „Gelt, wir sind wieder gut Bruder und Schwester miteinander? Sieh (und sie strich ihm die Haare aus der Stirne mit ihrer Schürze), die Freundin Käthe drüben könnt' glauben, wer weiß wie hoch es mit unserm Unfrieden wär', wenn ich dich um etwas bitt' und du magst es nicht mir zu Liebe thun. Es ist so gar zu viel Unfried' herum, was sollen wir denn auch noch den Leuten zu reden geben? Da wär'

ja am Ende Niemand mehr gut daran mit ihrem Mann als das Käthchen drüben.“

Bei den letzten Worten sah Jakob sehr betrübt darein, dann sagte er: „Weißt du denn nichts? ...“

„Was meinst?“ fragte Vronl sehr neugierig.

„Ja so, wenn du's nicht schon weißt, so will ich dir's doch lieber gar nicht sagen.“

„Nun, Arm und Bein wird's doch nicht kosten, wenn ich das hochwichtig' Staatsgeheimniß erfahr! Daß du immer gleich niederduckst, als müßt's nothwendig unter's Wasser gehalten werden was du weißt!“

„Schau, laß mich's doch verschweigen. Du hast keinen Gewinn davon, wenn ich dir's sag'; ich bin auch nur so herausgeplutzt und mich reut's schon wieder. Vielleicht ist's auch nicht wahr was ich weiß und glaub' mir, ich weiß auch eigentlich nichts.“

Vronl lachte etwas empfindlich und sagte: „Ich hätt' dir's heiß abgesotten, aber du willst's lieber roher behalten.“

Dann ging sie in die Küche.

Jakob aß die Eier bevor sie kalt wurden und ging dann bis an die Küchenthüre, rufend: „Alte, komm bring mir eine Kohlen auf die gestopfte Pfeifen, ich hab' kein Feuerzeugs da.“

Vronl brachte die Kohle mit feuchten Augen; Jakob hielt sie fest und sagte:

„Weil du dir gar so viel daraus machst, will ich dir doch sagen, was ich von unserm lieben Käthchen drüben und ihrem Manne weiß.“

Vronl that, als ob sie sich losmachen wollte und erwiderte:

„Ich muß auch nicht Alles wissen; behalt's nur, ein anders mal weiß ich auch, was ich zu thun hab'."

Jakob lachte als wollte er sagen, deine Geheimnisse gehen ohnedies durch deine Ohren hinein und gleich wieder zum Mund heraus; dann zog er sie neben sich auf die Ofenbank nieder.

„Sieh", begann er, „du hast vorhin von dem Heidenglück des Käthchen's drüben mit ihrem Mulderer gesagt und weißt nicht, wie's da seit einer kurzen Zeit her aus allen Fenstern brennt. Freilich wissen noch Wenige davon, aber so ein Unfrieden kann nicht lange mehr verhalten bleiben. Du glaubst zum Beispiel, des Käthchen's ihr Mann ist die drei Tag' her wo er von keinem Menschen gesehen wird in der Stadt und will ein neues Paar Pferd und Anderes für sich einkaufen; ei, vixir' dich selber nicht, das pfeift aus einem ganz andern Ton. Der junge Mulderer sitzt die drei Tag' in Kamm draußen und trinkt und spielt und spielt und trinkt und wenn er einen Rausch ausgeschlafen hat, fängt er einen frischen an."

Vronl wurde todtenbleich und sagte sehr erschrocken und traurig:

„Jetzt geh, das ist das erst' mal, daß ich merk', daß du auch ein loses Maul hast. Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr, und da setz' ich meinen Kopf zehntausend mal ein, daß es nicht wahr sein kann! Kehr' deine Red' um, Jakob, du bist sein bester Freund gewesen, geh' sag' nicht gleich nach, was andere böse Leut' erzählen. Siehst, wenn es wahr wär', da hätte man gewiß nicht versäumt und hätte mir auch was davon gesagt, aber man hat gewußt, daß ich grob gewesen wär' und kein Wort ohnedies nicht geglaubt hätte! Schau, sag' mir auch, daß du die ganze Wäsch' nicht glauben kannst; es ist auch ganz sicher nicht

ein Stümpfchen wahr daran, dafür verwett' ich dich und mein Haus auch noch! Und kodeka es wär' so: wie hätt' mir das Käthchen Alles, Alles so verschweigen können?"

„Ja, das verdient, daß ich dir's erklär'," erwiderte Jakob. „Sieh, das Käthchen ist ein liebes gutes Weib und hat nicht bald ihres Gleichen. Die lauft nicht wegen jedem falschen Wort oder wegen einem Unglück, das Niemand angeht, auf die Straß', reißt das Kopftuch herunter und schreit ihren Unfrieden aus, daß die Leut' was zu reden und zu spötteln haben; nein, das Käthchen weint höchstens in ihrer Kammer, was nur Zeug halten will und kommt wieder mit einem Gesicht hervor, dem nicht gleich jede Neugier was abguckt und Das ist recht und schön von ihr und macht ihr nur Ehr'. Denn es kann sein, ihr Mann kommt von seinem Abweg zurück, wie wird er seinem lieben Weibe danken, daß sie seine Schand' so brav unterdrückt hat und er wird ihr einen solchen Liebesdienst sein Leben lang nicht vergessen. Es ist auch ganz recht, daß das Käthchen nicht einmal dir was gesagt hat; es gehört sich nicht, daß man das Böse gleich weitersagt. Das Gute hat dir das Käthchen gewiß immer gleich gesagt, nicht wahr? Nun siehst, so mußt du ihr auch keinen Vorwurf darüber machen. Merk' aber, daß ich dir's auch nur im Geheimen sag', weil ich meinem lieben Weib nicht gern was verschweig'. Thu' vor dem Käthchen als ob du gar nichts wissest und den Leuten wirst du ohnedies die Schande nicht weiter sagen. Es wissen's nur wenige Männer im Dorf, kein einziges Weib, darum ist noch Alles davon so still."

„O du heilige Mutter Gottes, mir schwindelt der Kopf, ich mein' ich muß zusammenbrechen!" rief die Vronl.

„Wär' gar kein Wunder," fuhr der Lobeiner fort; „ich hätt' auch alles Andere eher geglaubt, aber es ist so

und leidet keine Aenderung. Ich muß selbst sagen, ich bin sehr betrübt darüber. Du kannst nun glauben, Vronl, wird's mit dem Mulderer nicht bald besser, so geht Käthchen's Hausglück in Kurzem meilenweit auseinander."

„Heiland!" rief Vronl, „was hab' ich vorhin Alles durcheinander gered't und unglücklicher Weise gerade immer vom Unfrieden in der Eh' und sie hat dabei so viel Unglück in ihrem Herzen gehabt! Ich mein' es hat ihr springen müssen! Heilige Maria! Wenn sie aber geglaubt hat, ich hab' so geredet und gesungen, weil ich von ihrem Unfrieden gewußt? ... Ach, da muß ich gleich hinüber ..."

„Huiii!" sagte Lobeiner und hielt sie zurück. „Und willst ihr dein Geheimniß brühwarm hinübertragen! Was du für Hitzen gleich hast, wenn man deiner Zung' einmal Zaum und Zügel anlegen will! Glaub' was Anders als daß dir das Käthchen so eine Böswilligkeit zutraut; gar keine Red' nicht! Sei lieber ruhig und wart' ab, ob es nicht besser wird und bet' dein Vaterunser im Stillen für deine Freundin."

„Das steckt mir wie ein Messer in der Seel'," sagte Vronl, „ich wein' mich halb zu Tod."

„Sei ruhig," erwiderte Lobeiner, „daß dich Niemand hört."

„Denk', wenn es uns auch so erging' ..."

„Nun es kommt auf dich an, daß es uns nicht so ergeht."

„Verzeih, lieber Mann, ich hab' heut' schon ein paar mal unrecht aufbegehrt."

„Ich hab' dich dafür sanft behandelt, das macht immer Alles wieder gut."

„Jetzt müßt' ja das Käthchen zuletzt unser Glück beneiden!"

„Wir müssen aber über ihr Unglück trauern.“

Jakob verstand sein Weib auf die beste Weise zu behandeln und nur dadurch war auf dauerhaften Frieden zu bauen; die kleinen Zänkereien waren nur fruchtbare Frühlingsregen, auf welche lieblicher Sonnenschein der Versöhnung zu folgen pflegte. Anders stand es jetzt in Käthchen's Hause, wie wir gehört haben, und wir müssen nun das Nähere erklären. Es ist einfach. Wir brauchen uns nur zu erinnern, wie Georg Mulderer in jener Nacht von dem St.-Annafeste nach Hause gekommen ist, wie er zufällig durch sein zu leises Klopfen an dem Kammerfenster sein Weib nicht aufgeweckt und auf diese Art den folgenreichen Argwohn gefaßt hat, Käthchen sei grundmäßig und unversöhnlich böse auf ihn und wolle sich nur nicht melden; wie er gewartet hat vor dem Hause bis der Morgen graute und wie ihm der erste Knecht, der sich zeigte, eine Hacke geben mußte, damit er dem Walde zuschritt. Hier haben wir ihn verlassen. Nun aber finden wir ihn allerdings zu Kamm im Wirthshause mitten unter Spielern und Trinkern, selber spielend wie einen Alten und zum Betrinken auf dem besten Wege; allein wie das Alles kommen konnte, das ist wol die erste Frage, und eine treue Antwort sind wir wahrlich schuldig, da es sich um die Ehrenrettung eines Mannes handelt, zu dem wir doch auch sonst nicht ohne Neigung waren.

Georg hatte am ersten Morgen im Walde sein Bestes gethan, drei Knechte hätten nicht mehr in gleicher Zeit vollbringen mögen und zu Mittag war er, da er seinem Käthchen nicht im vollen Tageslicht vor Augen kommen wollte, nach dem nahen Kamm ins Wirthshaus gegangen, um da Etwas zur Stärkung zu nehmen. Das war denn bald gethan und so wollte er bessern Muthes für den Nachmit-

tag in den Wald zurückkehren, unter fleißiger Arbeit den Abend herankommen lassen und dann während der Abenddämmerung gefaßt nach Hause wandern, um sich mit Käthchen gründlich zu versöhnen. Georg überlegte während der Arbeit allerlei Reden, die er vor Allem bei seiner Heimkunft gleich wirksam anbringen wollte und besonders Eine schien ihm überaus gelungen; die wiederholte er sich immer halb laut, so oft er eine Weile von der Arbeit inne hielt oder sich rastend auf das Gras hinstreckte. Der Abend kam; der letzte kräftige Hieb spaltete noch einen Block, dann lud sich Georg die Hacke über die Schulter und gedachte nun rüstig heimzugehen. Er war auch schon in dieser Richtung etwa funfzig Schritte gegangen, als er plötzlich stille hielt und zweierlei Dingen Gehör zu geben anfing: seinem Durste, der sich wirklich in diesem Augenblicke dringend meldete, und dem Gedanken, daß es gar nicht schaden könnte, vor der Heimkehr noch ein wenig Beredsamkeit zu trinken. Rasch lenkte er noch einmal um und sprach im Kammer Wirthshause ein. Wen traf er da? Gute Gesellschaft, fast dieselbe, die am Tage zuvor zu St.-Anna mit Georg um einen Tisch gesessen hatte, den stets „betakelten" Wagner-Michel nicht ausgenommeu. Da war nun Georg eine willkommene Erscheinung. Gleich wurde Platz gemacht und da eben von der gestrigen Streitgeschichte lebhaft die Rede ging, führte das augenblickliche Interesse ihn auch gleich mitten in den Discours hinein. Das war nun Alles recht schön und gut, aber unter dem lebhaften Reden und Trinken verging die Zeit und eh' man sich's versah war die Mitternacht auf den Zehen da. Jetzt besann sich zwar Georg und wollte unwiderruflich fort, aber wie er vor die Hausthüre hinaustrat, goß ein so heftiger Gewitternachtregen herunter, daß es nicht „menschenmöglich" war fünf Schritte

zu gehen, ohne durch und durch naß zu werden. Die Gesellschaft empfing den Zurückkehrenden mit Jubel, man begehrte Karten, um den Heidenregen besser abzuwarten und Einer sagte, indem er Georg neben sich niederzog: „Laß einschenken, Girgl, heunt' zahl' einmal ich!" Aber aller Ueberredung und Verführung zum Trotze stand Georg nach einer Stunde wieder auf, um nach Hause zu gehen. Der Regen hatte aufgehört und es trat jetzt sogar der Mond aus den Wolken, der dem Wanderer den Heimweg bedeutend erleichtern mußte. Georg stieg ganz sicher die Waldwege auf und nieder, bald erreichte er den Waldessaum und im Mondenscheine lag das Heimatdorf vor seinen Blicken da. Er verdoppelte seine Schritte immer sehnsuchtsvoller, bis er auf einmal stutzte und stehen blieb und sehr befremdet nach dem Dorf hinhorchte, um die Art des Lärmens genauer zu unterscheiden, der sich von dorther auffallend genug vernehmen ließ. Es war ein Schreien, Pochen, Lachen und wüthendes Rufen durcheinander, daß ein Grund dieses nächtlichen Lärmens nur sehr schwer zu finden war; im Dorfe selbst mußte Jeder, der schlaftrunken im Bette aufsaß, bald ebenso am Glauben an Feuergefahr irre werden, wie am Gedanken an ein blos lustiges Ereigniß; denn zu einer ernsten Geschichte konnte unmöglich so viel gelacht, zu einer lustigen unmöglich so sehr gewüthet werden. Während eine Schar Menschen heftig lachte, schrie eine Mannesstimme dazwischen wilde Worte.

„Reg' dich nicht! Wehr' dich nicht! Kreuzhimmelsakerment, es ist dein letztes End'!" Es war Hofer's Stimme.

Aber auf diese Zornausbrüche folgte wieder das laute anhaltende Gelächter wie zuvor.

Rasch angekleidet wollten Viele die Geschichte ganz in

der Nähe hören und sehen und man durfte nicht weit eilen, um mitten unter den Schreiern und Lachern zu stehen. Der Mond schien eben sehr hell und ließ jede Gestalt der lärmenden Versammlung und die Häuser und Gegenstände herum ganz deutlich sehen. Aus einer runden fast schon unter dem Dache befindlichen Wandöffnung des Hoferschen Hauses, vor dem man schrie und lachte, reckten sich zwei lange und behoste Füße, die sich wie zwei Windmühlenflügel immer schwerfällig hoben und senkten. Der Mann, Hausvater Hofer selbst, der die heftigen Worte rief: „Reg' dich nicht! Wehr' dich nicht! Kreuzsakerment, es ist dein letztes End'!" schlug eine riesenhafte verrostete Flinte gegen die zwei langen Füße an, während einige Burschen eben eine Leiter an die Hauswand lehnten, um die zwei Füße und was dazu gehörte, sachte herabzuholen.

Aber während man das vor dem Hause sehen konnte, spielte der Oberkörper des im Wandloch steckenden Menschen auch seine Rolle auf den Hausboden hinein; der Kopf nämlich sprach mit großer Angst und Hast:

„Käthchen, o Käthchen! Hilf, ich sterbe, rette mich! Wegen dir bin ich da, o Käthchen, hilf!"

Gegenüber an der andern Wand, also getrennt durch den ganzen Längenraum des Hausbodens, stand das Bett der Hausmagd. Das Mädchen, kurz zuvor durch den Tumult, den Lärm, durch das Lachen und Toben aus dem Schlafe geschreckt, entsetzte sich im ersten Augenblicke, als es die Augen aufschlug, vor der schwebenden Körpergestalt eines Menschen, die dem Vordertheile eines schwimmenden Frosches glich, denn nur sachte bewegten sich die in der Luft schwimmenden Hände. Des Mädchens erste Angst, einen Dieb durch das Wandloch sich mühen zu sehen, schwand, als sie die gepreßten Worte hörte: „Hilf, ich sterbe, Käth-

chen!" Die Magd, die aber keineswegs Käthchen hieß, errieth nun zu ihrem erneuerten Schrecken, ein Bursche sei im Wandloch stecken geblieben. Die Stimme war ihr im ersten Augenblicke fremd; eine peinigende Sorge verursachte ihr das Lärmen und Lachen der Burschen und das Wüthen Hofer's unten vor dem Hause.

Bald darauf traten die beiden Knechte Hofer's herein, packten die verdächtige Windmühle im Wandloch und indem sie von innen nach außen zurückschoben, half draußen ein Bursche nach, der auf die Leiter gestiegen war. Nach wenigen Augenblicken war der „Schlangerlfranzl" aus seiner Klemme auf den sichern Erdboden herabbefördert. Viele Menschen waren indessen noch zusammengelaufen, die meisten waren nur halb angekleidet, viele hatten Laternen mitgenommen trotz der spiegelhellen Mondnacht.

„Was hast du in meinem Haus gewollt? Warum steht die Leiter da und warum bist du da hinaufgestiegen? Wer bist du und wie heißt du? Ich kenn' dich nicht. Rühr' dich nicht. Wehr' dich nicht. Warum steht die fremde Leiter da? Burschen, laßt mich nur ausreden, das geht mir an mein Hausrecht, heraus mit der Waar', du handelst so nur Schläg' ein; Alles will ich wissen!"

Mit diesen heftigen Worten empfing nun Hofer den jammervollen „Schlangerlfranzl" und folgende Reden, Fragen und Antworten wechselten die Beiden.

„Vetter", flehte Franzl, „Ihr seid ein guter Mann, Vetter, ich bitt' Euch, laßt mich für jetzt nur aus; ich habe in Euerm Haus nichts gewollt, kein Hälmel Stroh nicht einmal nicht, keine Schindel vom Dach nicht — laßt mich aus, Vetter."

„Red' aus; heiß' mich nicht Vetter; reg' dich nicht! Du hast was gewollt in meinem Haus!" rief Hofer.

„Um Gotteswillen, Vetter, wenn Ihr mich auslaßt, so red' ich, Vetter."

„Ich lass' dich los, wenn du redst. Jetzt red', sonst drück' ich die Flinken (Flinte) wie sie da ist, auf dich ab. Was hast du in meinem Haus da oben gewollt?"

„Vetter ... Vetter ... nichts ... Um Gotteswillen ..." Plötzlich riß er so heftig seinen Arm zurück, an dem ihn Hofer festhielt, daß er ihn frei bekam und im nächsten Augenblicke hatte er auch schon die Reihe Burschen, die wachehaltend um den Schauplatz standen, getrennt und durchbrochen und die willkommene Lücke zur Flucht benutzt. Mit einem Freudensprung und einem Jauchzer sprang er davon und rief, als er sich ganz sicher wußte, lachend zurück: „Hofer, ho! ho! Zu Euerm Käthchen wär' ich 'neingestiegen!" Ein betäubendes Gelächter folgte; einige Burschen wollten ihm nachsetzen, aber man hielt sie zurück und sagte: „Laßt ihn laufen!" Hofer rief ihm zwar noch einige Worte im Tone des Zorns nach, stimmte aber dann selbst herzlich in das lärmende Gelächter aller Anwesenden ein. Man besprach nun scherzend die Sache weiter und breiter, und es ergab sich, daß die Burschen selbst diese ganze Geschichte „angezettelt" hatten, um ein kleines Strafgericht über den Schelm ergehen zu lassen. Der Eine von den Burschen hatte sich nämlich in Franzl's Vertrauen geschlichen und ihm weisgemacht, das Hofer-Käthchen sei zum Sterben in ihn verliebt und habe sich deshalb seit Kurzem ihr Bett auf dem Dachboden aufschlagen lassen, um ihn ungestört erwarten zu können. Nun glaubte der Schelm dem Schelme wirklich und diese Nacht wollte der Schlangerlfranzl einen Versuch zu seinem Glücke machen; aber kaum sahen ihn die Burschen, die ihm gefolgt waren, auf der Leiter, als sie den Hofer weckten; Franzl wollte noch vor der

Entdeckung geschwind in Sicherheit kommen, drückte sich durch das Bodenloch so weit es ging und blieb zu seinem Unglücke und zum Ergötzen der Meisten, die sich unten versammelt hatten, in demselben stecken. So viel zur Erklärung dieser nächtlichen Lärmscene.

Georg Mulderer war nicht so nahe getreten, um die einzelnen Worte deutlich zu verstehen, allein er konnte recht gut erkennen, daß die Scene eben vor seinem Hause vorfiel; Hofer's durchdringende Stimme hätte ihn schon davon überzeugen müssen. Wie nun ein schuldiges Gewissen leicht mit Befürchtungen zu erfüllen ist und bei jedem Geräusch sich betheiligt findet, so besorgte auch Georg, es möchte dieser Lärm ihn selbst, wenn auch von Ferne, betreffen. Ungeachtet aller Neugierde wollte er daher abwarten, bis sich die Leute nach und nach verlaufen hätten, um dann stille in seinem Schuldbewußtsein in das Haus zu schleichen und unter vier Augen mit Käthchen die nöthige Versöhnung abzumachen. Allein der Lärm wollte noch lange nicht nachlassen und als sich die Meisten der nächtlichen Versammlung schon entfernt hatten, blieben doch einzelne Männer und Burschen zurück, die sich noch in allerlei Gesprächen ergingen. Georg streckte sich indessen wachsam hinter eine Wachholderstaude in eine kleine Erdvertiefung nieder. Endlich schienen sich die letzten Männer „Gute Nacht" zu sagen und eine Schar Burschen sang von Hofer's Hause weg durch das Dorf hinab; aber da waren dem Mulderer leise unmerklich die Augen zugefallen und er schlief einen ruhigen, tiefen Schlaf bis zur Morgensonne. Als er erwachte, riß er die Augen höchst verwundert auf und blickte schlaftrunken und mit Staunen um sich. Erst nach einer guten Weile besann er sich, wie er hierhergekommen und mitten in seinen Gedanken und Erwartungen müsse eingeschlafen sein. Was war zu

thun? Nach Hause gehen — jetzt, wo abermals die Sonne hell auf ihn und seine Schuld herabschien? Jetzt in sein Haus treten, wo ihn Alles wie ein Gespenst bei Tage anschauen würde? Jetzt im eigenen Hause das Gesinde ein Schauspiel sehen lassen, wie ihn Käthchen, das liebe, stille, fromme Käthchen, betrübt und zürnend und vorwurfsvoll ansehen würde? Nein, lieber wollte er noch einen Tag im Walde verleben, um sich mindestens bei Nacht die unerlaßliche Buße der Heimkehr aufzuerlegen. Er stand daher auf und ging dem Walde wieder zu, den Hut tief über die Augen herabgedrückt. Am Waldessaume schloß er sich an den Meier an, der eben auch denselben Weg ging, und verlor sich mit diesem in dem Waldesdunkel. Der Meier wußte von Georg's Schicksalen seit dem St.-Annafeste nichts und sagte daher ganz arglos: „Ah, Mulderer, guten Morgen, auch waldeinwärts, wie ich? Gut, geh'n wir miteinander... Jesu Christ, Ihr habt ja einen gottslästerlichen Spaß verwichene Nacht vor Euerm Haus erlebt! Was sagt Ihr denn dazu? Mich wundert's, daß Ihr dem Schelm, dem Schlangerlfranzl, nicht ausgiebiger auf die Haut gekommen seid — nun freilich ist's der ganze Mensch auch nicht werth.“ Georg's Wangen färbten sich dunkelroth, er zog den Hut noch tiefer in die Augen und that als wisse er die ganze Sache nur zu gut. „Dem Schlingel“, sagte er, „will ich doch noch einmal ans Leder, daß er an mich denkt sein Leben lang.“ „Ah“, erwiderte der Meier, „diesmal müßt Ihr ihm's nicht zu hoch aufnehmen, diesmal ist der Esel an ihm zu stattlich gewesen!“ Er lachte herzlich; Georg schwieg und trennte sich dann mit einem: „Behüt' Euch Gott.“ Etwa eine Stunde mochte Georg sich grimmig auf sich selbst ins Gras geworfen haben, als er wieder aufsprang und dem Orte zuging, wo er den Meier Holz hacken hörte. Er nahm sich fest vor, dem

Meier Alles zu gestehen, was er seit dem St.-Annafeste erlebt hatte und was ihm jetzt am Herzen lag, der Meier sollte ihm als Friedensbote dienen und wenn er Mittags nach Hause ginge bei Käthchen einsprechen und ihr von Georg einen schönen Gruß und einen Versöhnungsantrag überbringen. Gern übernahm der Meier das Versöhnungswerk und Mittags trennten sie sich; Georg wollte den Meier mit einer Antwort am Waldessaume zurückerwarten. — Aber der Nachmittag verging und der Meier kam nicht; es wollte Abend werden und der Meier kam immer noch nicht. Da fing Georg an eine heftige unnatürliche Wuth erst gegen sich, dann gegen die Welt, dann gegen alle Menschen, dann gegen den Meier ganz allein, zuletzt gegen das Käthchen aufkommen zu lassen und er rief: „Alles ist schlecht und bös und unversöhnlich, jetzt haß ich einmal was mir vorkommt, Mensch oder Thier, und das Erst' was ich thu' ist, daß ich mir einen Rausch antrink — einen Rausch... nun an dem sollen wir Alle unser Verwundern haben! Bei Gott, bei Gott!" Er ging auch gleich, die gedrohte Strafe sich zugute kommen zu lassen. Der Unglückssohn; während er Käthchen unversöhnlich glaubte und sich in Haß gegen Alles aufstachelte, weinte Käthchen über sein langes Ausbleiben, suchte der alte Hofer ihn allenthalben vergebens, war nur der Meier durch einen schlimmen Zufall gehindert seinen Auftrag bei Käthchen zu erfüllen, denn ein Bote war ihm schon auf dem Heimwege entgegengeeilt und hatte ihn benachrichtigt, daß sein Weib auf einmal todtkrank geworden sei und den Arzt brauche und den Priester verlange. Darüber vergaß der Meier natürlich seinen ganzen Auftrag. Erst gegen Abend kam ein Bekannter vorüber, der meldete etwas unvorsichtig, wie er den Mulderer im Kammer Wirthshause tollen und trinken und spielen gesehen. Der alte

Hofer machte sich sogleich auf, den ausartenden Schwiegersohn mit guter Manier heimzubringen. Der Alte fühlte wol auch einigen Vorwurf, daß er dem Georg bei dem St.-Annafeste kein besseres Beispiel gegeben habe, aber seine glückliche Natur überwand bald diese „herbe Philosophie" des Lebens. — Was Käthchen that, das haben wir oben schon gesehen.

So war die Abenddämmerung gekommen, in einigen Häusern wurde die Nachtsuppe eben aufgetragen, in andern war es schon darnach; vor den Häusern sah man Niemand als hier und da ein Mädchen eine verspätete Ente oder Gans heimtreiben und des Heinzelbauern sein Bub' mußte noch in aller Eil mit der Dose zur Semmel-Leni, die auch Taback im Laden hat, hinunterspringen, um geschwinde noch ein „Schnüpfel" zu holen, eh' gesperrt wurde; denn die Semmel-Leni steht, wenn sie einmal liegt, nicht mehr auf und wenn man ihr das Haus über den Ohren anzünden würde. „Ist unser Herrgott drauß'", sagt sie immer, „der kann überall herein und ein anderer Türk soll beim Tageslicht kommen." Da schlug plötzlich die Abendglocke an, des Heinzelbauern sein Bub' sagte zu sich selber: „Halt, Bräunl", und that als hielt er die Zügel eines Reitpferdes straff an — „Langsam, Mäuserl, hörst nicht läuten?" fuhr er fort, streckte die Flächen seiner beiden Hände vorwärts und klatschte sie gegeneinander als tätschelte er begütigend den Hals des Pferdes, dann zog er die Mütze, legte sie auf die Brust und kreuzte die Hände darüber; langsam weiter gehend betete er seinen englischen Gruß. Die Mädchen gingen nun auch hinter ihren Thierchen schweigsam und betend her und lenkten dieselben nur mehr durch Armbewegungen und Schritte. Wer sich in den Häusern zu Tische setzte, stand wieder auf, denn jedem Thun und Genießen geht bei from-

men Gemüthern das Beten voran. — Hinten beim Tannenwäldchen zog auch Jemand den Hut ab, als im Dorf die Abendglocke anschlug, es schien ein Fremder zu sein, er stand still in der Dämmerung da und verrichtete sein Gebet mit Andacht. Als dies vorüber war, setzte er seinen Hut wieder auf, schwieg und blieb eine Weile stehen; dann sagte er mit bewegter Stimme: „Es freut mich, daß ich dich wieder seh', liebe Heimat. Ich glaub', ich verlaß dich nimmermehr. Wenn nur halbweg Alles glücklich ist, so nehm' ich mich bis an mein Lebensend zusammen und erduld gern Alles; es muß nicht Jeder grad' haben, was er gern möchte, ich hab' jetzt genug Unglück gesehen und viel Andern geht es auch nicht besser als mir ..."

Er schritt eine Weile gegen das Dorf hin, aber bei der „Häng" hielt er wieder an. „In allen Häusern", sagte er, „ist schon Licht, auch in der Gesindstube bei meinem Bruder. Sie werden jetzt Alle beim Essen sein." Still betrachtend ließ er sein Auge auf den beleuchteten Fenstern ruhen; plötzlich ging er im Eilschritt weiter, als könnte er seiner Sehnsucht nicht mehr Einhalt thun, viele theure Seelen willkommen zu heißen.

Nachdem er über die letzte Anhöhe, wo das Jägerhaus steht, hinauf war, lächelte er etwas wehmüthig und blickte um. Er erinnerte sich, wie oft er einst allein oder fuhrwerkend diese Anhöhe fast athemlos sich heraufgemüht hatte, die Pferde dampften, der Ochse strebte schäumend mit kleinen Schritten vorwärts; heute hatten ihn seine zwei wandermüden Füße heraufgeführt, er wußte nicht wie. Freilich, wenn er einst hier neben Pferd und Ochs herschritt, dachte er oft: „Eine größere Last als ihr hab' ich zu tragen; kommt ihr nach Haus, so werdet ihr losgespannt und eure Müh' wird verschnauft und an der Krippe vergessen, mir

aber wird zu Haus erst die größte Last aufgelegt, ich bleib' angespannt bei Tisch und im Bett wie auf dem Feld, und wenn ich schlafe, dann ist's erst recht als keucht' ich über die höchsten böhmischen Wälder 'naus." Heute war sein Herz doch viel leichter und wenn sich eine Sehnsucht wie bei ihm an unsere Füße spannt, da reißt es uns über die höchsten Gebirge mit einer Leichtigkeit wie über Maulwurfshügel hinweg.

Er ging weiter.

An der Semmel-Leni ihrem Häuschen vorüberschreitend sah er den Buben des Heinzelbauern mit der Dose herausspringen, einen Hopser machen und fast auf die Nase fallen; er faßte, um sich vor dem Sturze zu sichern, eine Ecke der Holzschar und riß eine ganze Fronte des zierlich geschichteten Kleinholzes mit Gerassel ein. Lachend sprang er auf den Anger, klopfte auf die Dose und sang:

„Auf die Dosen klopfen,
Eine Pfeife stopfen
Und ein' Sechser suchen
Auf ein' Schnaps!"

Dabei nahm er mit unsaglichem Behagen eine Pris' und sagte, indem er wie besessen schreiend die Flucht ergriff: „So macht's mein Vater der Heinzelbauer!" Die Semmel-Leni schoß zornig heraus und rief: „Wart' du Rab', komm' mir noch einmal ins Geheg! Wirft Einem der Racker das ganze Gehölz da ein!" Der Fremde ging mit einem „Gelobt sei Jesus Christus" an ihr vorüber, sie dankte: „In Ewigkeit Amen" und blickte ihm befremdet nach, denn sie glaubte eine bekannte Stimme gehört zu haben. — Im Hintergebäude des Hofer'schen Hauses legte der Fremde seinen Pack ab und warf den zusammengerollten Mantel dar-

über; mit dem Stocke allein ging er nach dem vordern bewohnten Gebäude. Die zwei Stallthüren waren angelweit offen; aber er blickte kaum hinein, denn ihn beschäftigte sein Herz nur zu lebhaft mit den Menschen im Hause. Noch saßen Alle bei Tische; Löffelgeklirr und Stimmen konnte er aus dem nahen Fenster hören. Es war beinahe finster geworden.

„Ich will warten bis sie abgegessen haben, es sollen mich nicht Alle auf einmal sehen", sagte der Fremde vor sich hin; seine Stimme zitterte, es mußte sein Herz gewaltig pochen.

Er setzte sich unweit von dem ersten Fenster auf die lange Wandbank und lehnte seine Stirn auf die über den Knopfstock gekreuzten Hände; eine Thräne fiel aus seinem Auge und fing sich an dem Stocke, an dem sie langsam hinunterrann. Nach einer Weile entstand drinnen Geräusch, die Leute standen auf und verrichteten ihr Tischgebet. Da sprang der Fremde wie von wüthender Leidenschaft und erwachter Sorge getrieben empor und wollte fliehen. „O Gott, Gott!" rief er, „was hab' ich da gethan und bin heimgegangen! Ich geh' lieber in die wildeste Fremde wieder fort und büß' in einer Wallfahrtskirche mein Sündenelend ab; eine Stimm' aus der untersten Höll' hat mir weisgemacht, jetzt könn' ich getrost wieder heim und Alles tragen. Nichts kann ich seh'n und hören, nichts kann ich ertragen, da steh' ich noch vor der Thür und wenn ich rauschen hör', mein' ich, *sie* ist's und die Knie brechen mir. Wär' ich hundert Meilen über Gebirg und Thal hinaus, leichter wär's im höllischen Fegefeuer, als da; ich bin in siedig Oel versenkt, so halt' ich's keine halbe Stund' mit meinem Leben aus!" — Das Gesinde hatte sich gleich von der Hausflur aus durch eine Nebenthüre nach der Stallung begeben, es

ließ sich also Niemand vor dem Hause sehen. Indessen faßte sich der Fremde wieder und fuhr fort: „Wenn ich wüßt', wie's drinnen steht, glücklich oder unglücklich, dann wär' mir leichter. Ist Käthchen mit meinem Bruder glücklich, behüt' sie Gott im Himmel! So nehm' ich Pack und Mantel wieder und geh' der Welt ein End' und laß' nichts mehr von mir hören. Gesetzt aber... gesetzt, sie sind nicht zufrieden... wär' es möglich? Nun dann will ich hören, wer schuld ist... O Gott, verlaß mich nicht, ich wüßt' nicht was rathsam wär'; ich könnt' mich schwer verfangen."

In diesem Augenblicke hörte er lebhafte Männerstimmen von der Halbstraße her; die eine dieser Stimmen schien die eines Betrunkenen zu sein und übertönte alle andern, welche nur beschwichtigten und um ein stilleres Betragen baten.

Man kam langsam näher und es war bald zweifellos genug, daß eine Schar Männer, darunter auch Hofer, den betrunkenen Georg Mulderer aus dem Wirthshause heimbrachten.

Georg wüthete und tobte gegen die friedlichen Männer, welche ihn führten und hatte wahrscheinlich, wie Trunkene gewöhnlich pflegen, ein Riesengespenst von Beleidigungen vor Augen, die ihm zugefügt worden sein sollten. Deshalb schrie er ganz unsinnig durcheinander:

„Halt, halt, halt! Den... Crucifixdonnerwetter übereinander! Glaubt ihr, ich bin betrunken? In kleine Stück' zerreiß' ich ihn auseinander, so und so, laßt mich nur los! Ich bin ein Mann und hab' Respect vor mir selber, ich bin ein ehrlicher Mann und ein braver Mann und thu' keinem Lamm ein Leides; aber einen solchen Hund, der mir an die Wade fällt, den erwürg' ich auf der Stell' — so streu' ich seine Ohren auseinander! Was? Wer sagt's noch

ein mal? Ich ein Schuft? Ihr seid Alle keine Freunde, ihr laßt mir Alle entwischen, die meine ärgsten Feind' sind. Laßt mich nur aus; ich bin nicht betrunken — was thut ihr, als ob ich betrunken wär'? Dort ist mein Haus, es ist Licht bei meinem Weib in der Stube; wer mir nachkommt, dem verreiß' ich Haut und Kragen... Ich muß mit meinem Weib allein reden."

Unter solchen Rauschausfällen war man vor Hofer's Hause angekommen; jetzt stemmte sich der Betrunkene mit aller Gewalt und wollte nicht weiter.

„Sei gescheidt", sagte Hofer's Stimme begütigend, „folg' uns still hinein, wir ziehen dich aus und legen dich in deine Kammer, bedenk' es sieht und hört dich sonst dein eigen Gesind' — und kränk' dein Weib nicht so."

Georg schwieg und wankte eine Weile wie von einem lichtern Augenblicke heimgesucht, dann sagte er:

„Ja, halt, wartet... Vor meinem Gesind' muß ich's thun... Schreit was ihr könnt — sie sollen Alle kommen!"

Der Lärm hatte alle Hausbewohner bereits herbeigelockt, nur Käthchen fehlte.

„Ihr Schelme übereinander!" rief Georg seinen Leuten entgegen, „was ist das für eine Wirthschaft, wenn ich nicht zu Haus bin? Sind das auch Gesichter? Warum seid ihr Alle betrunken?"

Der Oberknecht trat näher und sagte ernsthaft und traurig: „Mulderer, geh' rein und mach' dir selber vor den Leuten keine Schand'. Hör' wie dein Weib drinnen laut weint; kannst du so was über's Herz bringen?"

Georg wollte auf ihn los: „Was du... kommst du grad' von der Kanzel, daß du mir so ans Gewissen reden willst?... Wart' laß' mich nachdenken, wie ich dich heiß', du besoffener... du besoffener... du... Wo ist mein Weib?

heraus mit ihr! Stantepede soll sie herkommen oder ich will an die Thür' trommeln, daß kein ganz Fenster bleibt!"

Käthchen hatte ein Fenster geöffnet und sagte schluchzend heraus: „Georg, bist du vor dem Haus' und fragst nach mir? Komm lieber herein; was sollen wir Alle draußen?.. Endlich bist du da, wie bin ich um dich in Sorgen gewesen!"

„Was", erwiderte Georg, „ich komm' so weit her und du sparst deine zarten Schritt' und kannst nicht zum Haus 'raus? So eine gnädige Frau hab' ich zu meinem Weib? Hast etwa grade dein' Kaffee und deine g'stopfte Tauben vor dir? Trinkst süßen Mulfasier*) und kennst dich selber nicht mehr? Du... du liederliches...."

„Halt! Ein Wort! Da ist noch wer, der mit dir reden will; reg' dich, so stech' ich dich nieder wie ein unvernünftig Thier!" rief eine fremde und doch bekannte Stimme; der Kreis der Männer war von zwei wüthenden Armen durchbrochen und Georg fühlte sich am Halse gepackt, daß er kaum athmen konnte.

„Dich hat Gott lieb, daß du mein Bruder bist", fuhr die Stimme fort, „es wär' dein letzter Rausch und dein letztes Wort schon gewesen... Beicht', ich will dir so viel Luft lassen, wo 'naus ist's mit dir? Lump, Vieh, Teufel aus der untersten Höll' oder was ist aus dir geworden? Schimpfst du dein Weib, weil sie über dich weint, und greifst ihre Ehr' an, weil du betrunken bist?.. Red' oder ich frag' auch nicht mehr, ob du mein Bruder bist; Leben um Leben: hast mir dein Weib geraubt und machst sie jetzt zu deinem und der Leute Schimpf? Red', Süfling, Teufel; red', das

*) Malvasier, gebräuchlich um jedes kostbare fremde Getränke zu bezeichnen.

erst' mal hab' ich das Kreuz auf mich genommen, jetzt bleibt Einer auf dem Platz', du oder ich, wir geh'n nimmer lebig auseinander!"

Georg stieß anfangs einzelne dumpfe Töne aus, dann wurde er ganz still, wankte schwer und es trieb ihm die Augen weit heraus.

Die Männer suchten beide Brüder zu trennen.

„Um Jesu Christi willen!" schrie jetzt Käthchen, die während der ersten Erstarrung alle Sprache verloren hatte — „helft, rettet, haltet sie auseinander!"

Dann stürzte sie aus dem Hause:

„Anton, Anton, vergreif dich an deinem eigenen Bruder nicht — ach Gott und Marie, kommst du zurück und grad' in dieser Unglücksstund? Du thust Unrecht, willst du deinem Bruder seiner Sünd' wegen ans Leben; er weiß nicht was er thut; glaub' mir, er ist das erste mal so; wenn er bei Sinn ist, achtet und liebt er mich — es ist ein großes Unglück, daß du grad jetzt dazukommen bist, laß los; Männer, haltet sie auseinander!"

„Käthchen, versündig' deine eigne Seel' nicht wegen ihm", sagte Anton, und alle Gewalt der Männer war nicht im Stande, seine Fäuste von Georg's Halse abzulösen. „Was ich jetzt geseh'n hab' und gehört, verlöscht mir keine Red' und kein Schwur und keine Ewigkeit mehr; mit uns Einem geht's zu End', und wenn ich auch jetzt loslaß, so muß ich ihn morgen überfallen. Begeh' keine Sünd, sag' ich, Käthchen, ich weiß du denkst wie eine Heilige im Himmel. Sag' mir das Wahre: Beschimpft er dich heute das erste mal so? Wie geht er mit dir um, wenn er bei Verstand ist? Verwahr' dich vor einer Todsünd' und sag' was wahr ist."

Käthchen fing laut zu weinen an und sagte dann: „Anton, willst du, ich soll Alles aussagen hier vor dem Haus und vor allen Leuten? Hast du Einsicht und kannst das verlangen? Ich schwör' drauf, Anton, es ist noch kein mal so wie heut gewesen, das erste mal hat er mir vor den Leuten ein böses Wort gegeben; das Schlimmste, was er verschuldet hat, ist deinen grausamen Zorn nicht werth. Laß ihn los, um Gott und Christi willen, und mach' Fried und komm herein; du wirst seh'n, dein Bruder schlaft sein Verbrechen aus und weiß morgen nichts mehr davon; leicht wird Fried' und Einigkeit zwischen uns werden. Laß nur los und denk' es ist dein Bruder, dem du Böses thun willst; thu's mir zu Lieb' und laß von ihm deine Hände ab."

Käthchen hatte während dieser Worte gesucht, zwischen die beiden Brüder zu dringen; Anton ließ los.

„Käthchen", sagte er, „er ist frei; morgen seh' ich dich wieder. Das Weiter' machen wir dann miteinander aus. Leb' wohl. Gute Nacht."

Eine tiefe Erschütterung lag im Ton der letzten Worte, und kaum hatte er dieselben gesprochen, so war er auch verschwunden.

7.

Die Bekenntnisse.

Man brachte Georg in das Haus, Käthchen selbst führte ihn am linken Arm; in der Kammer ließ er sich entkleiden und zu Bette legen, Alles ohne Zeichen der Weigerung, ohne einen Laut der Widerrede.

Als er schon im Bette lag, gab er weder zu verstehen, daß man gehen, noch daß man bleiben solle; er hielt die Augen weit offen und sah starr in die Luft, sein Gesicht war sehr geröthet und aufgetrieben; nach langen Zwischenräumen wurden immer zwei große Thränen mit Heftigkeit aus seinen Augen gestoßen, die, weil das Gesicht wenig erhöht lag, nicht über die Wangen hinabkonnten, sondern langsam gegen die Schläfe rannen.

Georg schien ganz zum Bewußtsein gekommen zu sein, nur die plumpe Schwere der körperlichen Betäubung schien noch auf seinen Gliedern zu liegen.

Die Vronl und ihr Mann Lobeiner waren auch herübergeeilt und blieben mit vielen Nachbarn in der Stube draußen um zu wachen, wenn etwa in dem Berauschten abermals eine gefährliche Wuth sich regen sollte, welcher dann das arme Käthchen allein ausgesetzt sein konnte; aber Käthchen, im festen Vertrauen auf die im Grunde gute Natur ihres Mannes und wol empfindend, was trotz der schweren Betäubung im Herzen desselben vorgehen möge, bat die Versammelten, auch ihren und Georg's Vater, mit sanften Worten, nur fortzugehen: denn es wäre ja gewiß das Schlimmste schon vorüber.

Man ließ sich endlich bewegen fortzugehen, brauchte aber die Vorsicht, einen Knecht zu bestimmen, der wach bleibe und wenn es nöthig sei, augenblicklich zu Hülfe käme.

Gern ließ sich das der älteste Knecht Friedel gefallen, und um noch sicherer zu sein, blieb der jüngere Knecht aus freien Stücken auch noch wach. Sie setzten sich, als die Leute fort waren, auf die Wandbank vor dem Hause und rauchten, um leichter munter zu bleiben, aus allen Kräften. Es war sehr finster geworden, man konnte außer der Glut in den Pfeifen ohne Deckel kaum einen andern Gegenstand

sehen; es schien daher immer ein Irrlicht vor Hofer's Hause hin und her zu wackeln, wenn bald der ältere, bald der jüngere Knecht um das Haus herum an das Kammerfenster schlich, ob sich nicht irgend was Bedenkliches darin ereigne.

Einige male schon hatten die treuen Knechte diese Runde gemacht und setzten sich immer wieder schweigsam nebeneinander; sie waren sehr traurig. Endlich sagte der Oberknecht Friedel:

„... Drei Tage lass' ich ihm Zeit; sind die drei Tag' vorüber, dann red' ich auch ein Wort drein; so bleib' ich nicht im Haus... Wenn die Leut' von Alters wissen, Einer kommt alle Nacht betrunken heim, so ist's ihnen wie Nichts, es scheert sich auch keine Maus weiter drum; betrinkt sich aber ein braver Mann ein mal oder gar noch ein mal, so brennt das Wunder jedem alten Weib' aus den Augen, es ist weit und breit die Red' davon und die Schand' wird gleich für alle Zeit und hunderttausend mal größer. Gib nur Acht, ob's auszuhalten sein wird, wenn wir übermorgen auf dem Kirchweg gehen, was da Alles noch wird gescheh'n sein und was wir werden hören müssen. Ein mal hat der Bruder den Bruder wie ein Stück Vieh niedergestochen, wird's heißen, zehn mal hat er ihn nur leicht verwundet; und so wird's fortgeh'n. Da hätt' ich nichts zu thun, als ich müßt' mit gleichen Füßen drein springen, so oft mir so was zu Ohren käm'... In drei Tagen räum' ich mein Bislein Hab und Gut zusammen, sag', was mir im Herzen liegt und geh' weit über die Grenz' hinaus, vielleicht komm ich wieder wohin, wo mir's gefällt."

„Sein Weib, das liebe gute Käthchen, so zu heißen!" sagte der jüngere Knecht mit trauriger Stimme. „Ich muß sagen, das hat mir am allerweh'sten gethan. Verzeih' ihm Gott, ich kann's nicht so leicht. Ist ein junges Weibchen

wie das Käthchen brav, wirthschaftlich, fleißig, sparsam, nachgiebig, für jeden Armen gleich bedacht? Ich kenn' keine. Aber sieh, dein Plan gefällt mir nicht; zu was fortgeh'n? Die Leut' müssen seh'n, daß es in diesem Haus noch nicht so schlimm ist als man es gleich machen möcht'. Geht der Dienstbot', dann ist erst das rechte Korn den Leuten auf ihre Mühl' gethan, ein solches Haus bleibt verrufen auf immer. Lieber bleib' da bis Alles wieder gut ist und geh', wenn du dem Haus damit keine Schand' mehr machst. Ich will grad' morgen und gar auf dem Kirchenweg' übermorgen ein Gesicht machen, als hätt' der Mulderer sich einen Spaß gemacht mit der ganzen Rauschgeschichte und hätt' nur seh'n wollen, ob ihn denn die Leut' auch gleich wie einen Galgenstrick zurichten?"

Einige Burschen, die singend durch das Dorf zogen, näherten sich jetzt dem Hause Hofer's, um die beiden Knechte zu ihrer nächtlichen Wanderung abzuholen, aber der ältere ging ihnen entgegen und sagte:

„Lieb' Freunde, heut' ist's nichts; geht diesmal nur allein und singt nicht viel da herum, ich will euch schon einmal sagen warum? Glaubt, ich ging' gern mit, aber ich kann nicht und mein Unterknecht auch nicht. Gute Nacht."

Die Burschen wußten nicht, was zuvor beim Hofer vorgefallen war und ließen sich diese unbestimmte Rede heute nur deshalb gefallen, weil sie selbst nicht ganz gut gelaunt waren; und so lösten sie sich selbst sofort auf und zerstreuten sich mit einem „Gut' Nacht!" nach allen Richtungen. Später hörte man hier und da nur mehr Einen und den Andern aus weiter Entfernung jauchzen. Endlich ward es wieder ganz stille.

Es ging schon knapp an die Mitternacht. In Hofer's Hause war es immer noch ganz ruhig; die Knechte saßen

wieder schweigend nebeneinander, die frisch gestopften Pfeifen glühten aufs neue. Da sagte Friedel der ältere der Knechte, dem das vorige Gespräch noch lebhaft zu schaffen machte:

„Du hast doch recht, ich darf nicht fort; ich überleg's mit mir selber, ich muß bleiben. Es kommt mir hart genug. Leg' mir's auch nicht übel aus und glaub' etwa, wo ich einmal Lieb' und Freuden genossen hab', könne ich gleich fort wie Einer, der nur so hergelaufen ist. Freund, es geh'n in diesem Haus' Sachen vor, die quälen mich Tag und Nacht; ich leid' nicht blos wie du oder ein Anderer, mir geht hier Alles was geschieht wie ein glühend Messer durch die Seel'."

„Hast du keinen Schwur gethan, so laß mich wissen was du meinst", erwiderte der jüngere Knecht und Jener fuhr fort, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte:

„Ich weiß, du kannst verschweigen, was du hörst; ich will dir vertrauen, was du noch nicht weißt. Sieh', wenn ich jetzt aufständ' und meine sieben Sachen „uawalen" in einem Pack auf den Rücken nähm' und „ade" saget und fortging von hier, so wär' mein Weg da 'nüber gerichtet über die „Arberwaldung" und ich käm' nach einer heißen Wanderung in die Droßauer Gegend, sie ist nicht voll hoher Berg', aber auch nicht tief gelegen, hat viel Hügelwerk und Waldung — das ist nun meine Heimat. Denk' dir jetzt ein Haus, das nicht viel anders gelegen ist als das des Hofer's da, aber statt vier großen Linden steht nur eine dort. In dem Haus lebt meine alte Mutter noch, die immer trauert, daß ich sie verlassen kann und ein ganzes Jahr nicht einmal heimschau' zu ihr; alles Geldschicken schlagt nicht ein bei ihr, sie kriegt jährlich die Hälft' von meinem Lohn, es hilft nicht, sie will nur mich zu Haus haben. Sieh aber, da bin ich so arg dran und mag und kann ihr

den Grund nicht sagen, weil ihr die wahre Sach', warum ich nicht zu Haus' komm', mehr Kummer machen müßt' als sie jetzt hat. Hör' mich recht und sag', ob ich nicht recht traurig daran bin.

„In dem Haus, wo meine Mutter ein Stübchen bewohnt, lebt jetzt eine junge Hausfrau, die erst vor einem Jahr geheirathet hat, die ich gekannt hab' wie mich selbst, mit der ich aufgewachsen bin, der ich mein Seelenheil verschrieben hätt', kurz, Freund', für die ich ein Herz gefaßt hab' von früher Kinderzeit an wie für sonst keine. Wie mir Margaretha die liebste gewesen ist unter den Mädchen, so hab' ich auch einen Freund unter den Buben gehabt, mit dem ich immer wie Ein Herz und Eine Seel' verbrüdert war. Meine Lieb' hier und dort ist nicht beachtet worden von Andern, so lang ich natürlich blutjung gewesen bin, auch glaub' ich, daß ich immer furchtsam damit hinterm Berg gehalten hab'; aber sieh', als wir größer und älter geworden sind, haben es nicht nur die Leut' errathen, daß ich hinter der Margareth' herbin, auf einmal hab' ich entdeckt, daß auch mein Schulfreund hinter der Margareth' her ist — und die Sach' war nun so: Ich hab' von den Aeltern der Margaretha verweisliche Worte bekommen, daß ich klug sein möchte, von einer Heirath zwischen ihr und mir könnte ohnedies in alle Ewigkeit keine Red' nicht sein u. s. f.; der Freund hat sich herausgelassen, daß er mir nicht wehren wolle, wenn ich die Margareth' kriegen kann, daß er aber auch alle Müh' nicht sparen wolle, sie selbst heimzuführen.

„Das wär' nun Alles gut gewesen, die Margareth' wär' auch noch für mich zu erreichen gewesen, weil ihr Vater ein schwacher Mann ist, der zuletzt in Allem doch nachgibt: aber Margareth', die mich herzlich lieb gehabt, die

ist dem Freund doch noch anhänglicher gewesen und eines Tags, wie ich von über Feld nach Hause komm', hör ich, daß Alles richtig sei, Margareth' habe meinen Freund gewählt und in kurzem sei die Hochzeit. Ich hab' vor Entsetzen fallen lassen, was ich in der Hand gehabt, bin eine Weile dagestanden als wie von Marmelstein, bin dann zu meiner Mutter 'neingesprungen, ihr um den Hals gefallen, gesagt: „Mutter, o Mutter, behüt' Euch Gott! Schickt mir meine Sachen nach"; und bin zur selben Stund' von Hauſ' entfloh'n und entschwunden.

„Acht volle Tag' hab' ich nicht gewußt, wer ich bin, wo ich bin, was ich bin; wie mir das Blut wieder kälter geworden, bin ich endlich hier in Hofer seinem Hause eingekehrt und hab' gefragt ob ich nicht dienen könnt' umsonst oder für was Geringes. Der Georg Mulderer hat gerade das Käthchen geheirathet gehabt und Alles ist noch in Freud' und Jubel hier gewesen; ich hab' ihm gefallen und bin sein Oberknecht geworden. Arbeit, neue Leut', andere Lebensweise, ich glaub' auch die andere Luft hier, haben mir endlich wieder mehr und mehr zur Vernunft geholfen, und so bin ich wieder nach und nach verträglich gelaunt worden, bis mir zu Ohren kommt, daß der Mulderer da gerade fast so zum Käthchen gekommen ist wie mein Freund zu meiner Margareth': nämlich von den zwei Brüdern hat Jeder das Käthchen wollen und das Käthchen hat gerade den ältern aus freien Stücken gewählt, den jüngern hat wie mich sein schrecklich Herz weit in die Fremde getrieben. Denk' dir, Kamerad, wie mir da geworden ist! Auf lange ist mein Schlaf, mein Appetit, meine Freud' wieder dahingewesen und ich hab' nur Gott gebeten, daß er mir die Last vom Herzen nehm', ich verlange ja nicht mehr, daß ich die Margareth' besitze. Aber lange umsonst; so oft ich nur auf den

Mulderer und sein Käthchen geblickt, hab' ich einen Stich um den andern im Herzen verspürt, es ist mir von dem Tag an gewesen, als säh' ich immer und immer meine Margareth' und meinen Freund vor Augen. Aber sieh, ich sag' dir, unser Herrgott hat gewußt, was er thut, als er unser Herz geschaffen hat, keine Seelenwunden sind zu breit und tief, die Zeit macht doch nach und nach eine Narb' darüber... sieh' ich hab' mich endlich auch an den Gedanken und an den Anblick gewöhnt und mein Herz hat seine Narb' wieder mit Geduld ertragen, bis heut' der arme Flüchtling, des Mulderer's Bruder, zurückkommt und sein Leid meine Seelenschramme von neuem aufreißt, so breit und tief sie nur jemals offen gewesen. Jetzt hab' ich hier in diesem Hause mein ganz Schicksal vor Augen, wie es mir erging', wenn ich auf einmal in meiner Heimat ins Haus meiner Margareth' käm'... O ich kann dir nicht sagen wie mir ist, was mir Alles ist, ich könnt' mich hier auf der Stell'... O Freund, Freund, sterben und von Allem nichts mehr wissen wär' das Liebste und Beste, wenn sich nur Gott in einer solchen Noth erbarmen wollt'. Sag' wie soll ich morgen mit anseh'n, wie die drei: Käthchen, Georg und sein Bruder bei Ruh und Vernunft zusammentreffen? Sag' soll ich doch meinem Heimweh folgen und seh'n wie es meiner Margareth' und meiner Mutter geht? Soll ich von hier und von dort fliehen und in der weiten Fremde mir eine neue Heimat suchen? Ich weiß nicht, was ich soll, ich weiß nur, daß ich so viel leide als ich kaum ertrag'..."

Er schwieg. Es trat eine Pause betrübten Nachsinnens ein. Denn das Eigene hat eine unglückliche Liebesgeschichte immer, daß sie in jedem Zuhörer die Erinnerung erweckt an ähnliche mehr oder weniger schlimme Erfahrungen des Herzens. Darum schwieg denn auch der jüngere Knecht

nach dieser Erzählung und verlor sich in eigene, sehr ernsthafte Gedanken.

Drinnen in der Stube brannte eine dicke Wachskerze, wie man sie den Wallfahrtskirchen häufig verehrt, sie war für die Liebfrauenkirche von St.-Anna bestimmt, aber die ganze Nacht Span zu brennen war nicht räthlich und außer der Wachskerze war zur Erhaltung der stillen Flamme nichts vorhanden; so mußte die heilige Kerze her. Sie war bereits tief herabgebrannt. Käthchen saß an der offenen Kammerthüre, die Leidensstürme des Abends und das lange Wachen hatten sie so erschöpft, daß sie jetzt einschlief; es mußte ein schwerer Schlaf sein, der sie befallen hatte, denn sonst hätte sie wol das Geräusch in der Kammer hören müssen, welches schon einige Augenblicke dauerte und sich noch immer verstärkte. Bald darauf trat eine Gestalt heraus, etwas schwankend, aber doch ziemlich sicher; es war der Georg Mulderer, todtenbleich im Gesicht, fast ganz entkleidet; war es das plötzliche Licht oder ein stärkerer Schwindel, der ihn jetzt befiel: er mußte sich an der Thürpfoste halten, bis es erträglicher ward. Der Anblick seines Weibes erschütterte ihn sichtbar noch mehr als er es schon war, schien ihn aber zugleich in Dem zu bestärken, was er vorhatte, und schwer tretend entfernte er sich bald darauf durch die Thüre.

Wie er zum Hause hinaustrat fiel er gleich den zwei wachehaltenden Knechten in die Hände; sie standen schnell auf und riefen: „Halt, wer da?“ Es erfolgte nicht gleich eine Antwort, aber dann sagte eine schwer angegriffene klanglose Stimme: „Ich bin's; wer ist denn noch da?“

„Euere Knecht', Mulderer“, sagte Friedel, seinen Hausherrn erkennend. „Aber Jesus Christus, wie kommt Ihr daher? Könnt Ihr wieder geh'n? Wie seid Ihr an Euerm Weib vorüberkommen, sie sitzt und wacht ja an der Kammerthür?“

„Sie schlaft jetzt.“

„Mulderer“, sagte der jüngere Knecht, „Ihr dürft nicht aus dem Hauſ'; wir bitten, bleibt da. Euer Weib kommt von Sinnen, wenn sie aufwacht und Euch in der Kammer nicht findet. Kommt, geht wieder 'nein. Schlaft aus, so ist Euch morgen ganz gut. Wir haben unsere Ehr' drauf verpfändet, daß wir Euch nicht aus dem Hauſ' lassen.“

„Ihr wißt nicht, was ihr thut, wenn ihr mich aufhalten wollt“, erwiderte Georg. „... Ist mein Bruder da gewesen? Habt ihr ihn gehört oder geseh'n?.. Ich muß mit ihm reden.“

Die Knechte verneinten, seinen Bruder gehört oder geseh'n zu haben.

„So muß ich ihn suchen“, erwiderte Georg mit tiefer, schwermüthiger Stimme und ging in der Finsterniß weiter.

Der Friedel zog den jüngern Knecht nahe an seinen Mund und sagte ihm leise in das Ohr: „Da hilft nichts, daß wir ihm verwehren; bleib' du nur hier und guck' jeden Augenblick durchs Fenster 'nein, ob das Käthchen erwacht; geschieht das, so geh' grad' hinein und sag' ihr, sie soll' nur ruhig sein, ich sei dem Georg nach und verlier' ihn gewiß nicht aus den Augen und es soll' ihm auch nichts gescheh'n, sie könne sich drauf verlassen.“

Nach diesen Worten verließ er den Angeredeten schnell und folgte dem Mulderer nach, der dem freien Felde zuschritt.

Georg's Gemüthsbewegung mußte eine furchtbare sein. Der Knecht hörte ihn nur dann und wann einen erschütternden Seufzer ausstoßen, während er langsam weiterging und oftmal inne hielt. Jetzt theilte sich die schwere Wolkenmasse gerade über dem Dorfe, gleich flimmerte eine Schar Sterne freudig herunter und es zeigte sich ein Stückchen Mond, dessen mildes Licht die Scene nun auch sehen ließ.

Georg blieb wie angewurzelt stehen und schaute nach der entschleierten Stelle des Nachthimmels; dann sah er um sich und erblickte eine männliche Gestalt hinter sich. Was in seiner Brust sich dumpf zusammengedrängt hatte, das schien jetzt in einem Sturm von Worten losbrechen zu wollen, denn er meinte schon seinen Bruder erblickt zu haben. Im Augenblicke aber, als er sich diesem entgegenstürzen wollte, schob sich wieder eine dichte Wolke vor den Mond und die Sterne und es wurde finsterer als zuvor.

„Bruder, du bist hier“, sagte er nach einer Pause mit unsaglicher Erschütterung, „ich suche dich, ich muß mit dir reden. Geh' meiner Stimm' nach und gib mir deine Hand her, Bruder, wenn ich deine Hand hab', will ich dir sagen, was mir ist...“

Es trafen zwei Hände zusammen, die Georg's und eines Andern.

Georg drückte die fremde Hand fast krampfhaft eine Weile, ohne sprechen zu können, tastete dann am fremden Arme hinauf, bis er die Schulter fand, und stürzte dann mit einem Laut der tiefsten Wehmuth der fremden Gestalt an den Hals.

Lange dauerte es bis er sich wieder erhob und sagte:

„Bruder, Bruder, wo soll ich anfangen, was ich dir zu sagen hab'; was soll ich zuerst sagen? Wär' ich ein Verdammter in der Höll', dein Hereinkommen hätt' mich wieder zur Abbuß' getrieben. Glaub' mir, Bruder, was ich die paar Stunden jetzt gelitten hab' seit du hier bist, könnten dir tausend Zungen nicht sagen. Ich bin elend, elend, ein jed' Stückchen von meinem Herz ist zerschnitten und zerfetzt; wenn ich je wieder heil', so ist's die letzt' Minute vor meinem Lebensend'!“

Es versagte ihm die Stimme und er fuhr erst nach einer Weile fort:

„Bruder, wenn du über mich denkst wie vor ein paar Stunden, wo ich betrunken und unvernünftig wie ein Thier gewesen, so denkst du nicht recht über mich, ich will dir sagen, was es ist ... O Bruder, Bruder! ... Dürft' man sich niederstoßen, wenn es uns grad' recht darnach wär', ich hätt's gethan und ließ' hernach reden über mich was man wollt', es wär' mir schon von ganzem Herzen all' eins. Aber kein Messer ist geschliffen für ein Vergreifen an sich selber und dir, Bruder, möcht' ich die Augen aufthun, daß du nicht schlimmer denkst von mir als es wahr und recht ist."

Er ließ jetzt die fremde Männerhand wieder los und erzählte aufrichtig und mit großer Genauigkeit seine Erlebnisse seit dem St.-Annafeste, wie wir sie bereits kennen. Er fügte auch mit wunderbarer Nüchternheit hinzu, daß ihn Käthchen gewiß nicht klopfen gehört habe, weil sie ihm sonst trotz seiner späten Heimkehr vom St.-Annafeste das Haus geöffnet haben würde.

Dann streckte er seine Hand wieder aus, um die seines Bruders schmerzlich zu drücken, er fand sie aber nicht.

„Ja, du hast recht", fuhr er fort, „was ich jetzt erzählt habe, muß dich schwer verdrießen, ich hätt' alle Ursach' gehabt, auf die milde Nachsicht von meinem Käthchen mehr zu vertrauen; zieh' aber deine Hand nicht zurück, Bruder, ich bin wieder zu mir gekommen, Bruder, mein Elend ist groß, daß ich so der untersten Höll' habe verfallen können. Seit du hier bist, geh'n mir die Augen erst wieder recht auf, welchen Werth und Zauber das Käthchen gehabt hat und noch hat, und ich verzweifle d'rüber, wie gut, wie rein du ihr scheinen mußt und wie sie nun wünschen wird, daß sie dich gewählt hätte, nicht mich."

Jetzt zerrissen die Wolken wieder gerade über dem Dorfe, und Mond und Sterne leuchteten sehr hell auf un-

sere Scene nieder. Statt einer, standen nun zwei männliche Gestalten vor Georg, beide im starken Mondlichte erkennbar — der Oberknecht Friedel und Anton.

Mit unaussprechlicher Wehmuth stand der Letztere seinem Bruder gegenüber und sagte nach einer Weile:

„Bruder Georg, ich hab' deine Rede gehört, ich glaub' ihr, ich vergeb' dir, denn du wirst anders werden. Ich bin zwar nicht Der gewesen, den du umhalst und dem du die Hand gedrückt hast mit Schmerz und Reue, aber ich nehm's an als wär's mir geschehen; komm' her, ich will dir die Lieb' zurückgeben."

Mit Heftigkeit und lange schweigend fielen sich die versöhnten Brüder in die Arme, dann fuhr Anton fort:

„Nehm' mich einige Tag' in dein Haus auf, daß ich mich erhol' von meiner schnellen Reis' und daß ich seh' wie du dein Weib jetzt halten wirst, dann geh' ich in Gottes Namen, wer weiß wohin und wie weit; fort aber muß ich. Ich will seh'n, wie du an deinem Weib gut machst, was du ihr Leids gethan und wie ihr euch versöhnen werdet."

Georg erwiderte: „Bleib' bei mir, geh' nicht mehr fort; seh' mein Haus für deines an, ermahn' mich, wenn ich fehl', rath' mir, wenn ich etwas verfehl'; sei wie ein Schutzengel über mir und meinem Weib', ich will dir's ewig danken."

So gingen Beide in das Haus zurück, Hand in Hand, immer versöhnlicher im Gespräche. Der Spalt, welcher die finstere Wolkenmasse unter dem Monde zerriß, wurde jetzt immer größer, es schauten mit jedem Augenblicke mehr feurige Sterne herunter.

Friedel blieb weit hinter den Brüdern zurück und fragte sich selber: „Ging' ich wol auch so mit dem Mann meiner Margareth' ins Haus, wenn alle Umständ' so wie

hier wären?" Nach einer Weile sagte er: „Ich nicht. Wollt' ihm Margareth' vergeben oder nicht vergeben, ich könnt' es nicht vertragen. Mein Bündel wär' geschnürt, ich ging' wieder wie ich gekommen wär' ... Nein, nein, ich geh' lieber niemals heim bis ich todt bin oder sie todt ist. Magst trauern, Mutter, ich kann dir nicht helfen, aber schreiben will ich dir, daß du zu mir herüberkommen sollst und das thu' ich gleich morgen."

Indessen war Käthchen an der Kammerthüre erwacht, sprang auf und wollte nachsehen, wie es um ihren Mann stehe; aber der jüngere Knecht, der wol aufgepaßt hatte, eilte schnell hinein und sagte: „Käthchen, Käthchen, halt! Euer Mann ist fort, kommt aber gleich wieder, es geht ihm ganz wohl und der Oberknecht ist bei ihm; erschreckt nicht, ich soll Euch das sagen." Käthchen war von Schlaftrunkenheit und Angst ganz außer sich und rief: „Wo ist Georg? Was ist geschehen?"

„Einen Augenblick ist er 'naus in die freie Luft, seid ruhig", erwiderte der Knecht.

Aber Käthchen ließ sich nicht beruhigen und eilte hinaus; draußen sah sie bei dem noch immer hellen Monde beide Brüder daherkommen und eilte ihnen besorgt entgegen; man beruhigte sie und erzählte ihr was vorgefallen war, sie weinte laut und bitterlich.

Zwischen beiden Brüdern gehend kehrte sie nun auch in das Haus zurück.

8.

Es begeben sich Zeichen und Wunder.

Der Oberknecht hatte ein bedeutungsvolles Wort zu sich selbst geredet, indem er sagte, daß er weder einer Versöhnung, noch einem Zerwürfnisse seiner Margareth' mit ihrem Manne beiwohnen möchte. Der Bursch fühlte richtig genug, um zu erkennen, wie ihn das Eine leicht in unberechenbare Wuth, das Andere ebenso leicht in seinen alten Schmerz zurückwerfen könnte. Wenn Anton durch seine Versöhnung mit seinem Bruder glauben machte, er sei ein größerer Meister über sein Herz, so war wenigstens abzuwarten, wie lange er dieser gefährlichen Meisterschaft gewachsen sein dürfte und ob die Gefahr, die er offen, Stirn gegen Stirn bekämpfte, ihn nicht meuchlerisch im Rücken umgehen, entwaffnen, verwunden würde. Mit aller Besorgniß durfte man auf diese Versöhnung und deren Folgen hinsehen, es war viel Grund, nichts Gutes zu erwarten.

Indessen geschieht es nicht selten, daß wir unsere Erwartungen nicht erfüllen sehn, zum mindesten in einem Zeitraume nicht, wo wir eine Hauptentscheidung unausbleiblich wähnten, und wir fangen an, unsere Prophetereien gänzlich einzustellen und den Zufall oder unsern lieben Herrgott künftig thun und walten zu lassen, wie's gefällig ist.

Hat uns ein Mann in einem schweren Conflicte eine sittliche Kraft bewiesen, die wir nicht erwartet hatten, so gewinnt er uns um so mehr Achtung ab und wir sind wieder gern bereit, ihm mehr zuzutrauen als er zu leisten im Stande sein dürfte.

Gerade so erging es unserm Oberknechte Friedel und Allen, besonders der Vronl und ihrem Manne, welche mit

besorgten Augen jeden neuen Tag entgegensahen. Allein ein ewiger Friede schien Hofer's Haus bezogen zu haben. Georg war von nun an wieder ganz Liebe und Aufmerksamkeit für sein Käthchen; was er ihr nur an den Blicken absehen konnte, that er mit liebevoller Eile. Käthchen schien dagegen nicht undankbar und zeigte eine Glückseligkeit in That und Rede, daß es jedem Herzen wohlthun mußte. Wie dem schweigsamen Anton dabei zu Muthe sein mochte, das wußte wol der innerste Winkel seines Herzens, aber sonst verirrte sich auch keine Sylbe über seine Lippen, er war sanft mit Allen, übernahm die schwersten Geschäfte des Hauses, saß am Abende mit seinem Bruder und Käthchen um den Tisch in trauten Gesprächen zusammen und ließ auf diese Weise keine der Befürchtungen in Erfüllung gehen.

Es waren endlich Wochen und Monate vorüber; der Sommer hatte soviel zu schaffen gegeben, daß man kaum Zeit gewann, sich selbst über sein Herz zu fragen, und doch unterließ es Anton nicht, allabendlich, wenn im Hause schon Alles schlief, mit seinem Herzen abzurechnen; er fand — es war ihm selbst verwunderlich genug —, daß sich nach und nach ein leises Genesen einzustellen schien, d. h. ein Bedürfniß, friedlich unter Einem Dache zu leben mit einem guten Bruder und einer guten Schwester (so nannte er das Käthchen jetzt); und wenn er eine Summe seiner Empfindungen zog, fiel sie also aus, daß er sich gestehen mußte: der Verlust Käthchen's schmerze ihn zwar noch recht empfindlich und nur der Gedanke mildere daran, daß sein lieber Bruder Käthchen's Mann geworden; sonst aber möchte er jetzt nirgends auf der Welt lieber als zu Hause leben.

Er fing nun an, auch im Betragen ungezwungener zu werden, ja sogar manchmal heiter zu scherzen.

Einmal sagte er mit ausdrucksvollem Lächeln zum Käthchen (Georg war auch zugegen): „Wenn du mein wärst, ich hätt' dich wenigstens schon eine halbe Million mal heut' gehalst; so hast mir noch niemals gefallen."

Derlei Aeußerungen kamen nun häufiger vor, und die harmlos gemüthliche Art und die vertrauliche Stunde machten, daß sie ohne gefährliche Bedeutung bleiben konnten.

Ein anderes mal, da man ein Fuder Korn über die Anhöhe herauffuhr, die Pferde sich vor Anstrengung fast zerrissen und Georg und Anton an den Rädern mit aller Gewalt nachschieben halfen, sagte Letzterer zu Käthchen, die nebenher ging: „Sieh, Käthchen, so hat sich auch meine Seel' geplagt, ihr schweres Unglück mit fortzubringen. Wärst du nicht gar so brav, ich könnt' dir nicht vergeben, was ich um dich gelitten hab'."

Oft standen Anton und Käthchen, wenn auf dem Felde die Arbeit ruhte, nebeneinander; er hatte ihr frisches Wasser in einem Kruge gebracht oder wetzte ihr die Sichel und ein tiefes Gespräch mit leisem Anflug von Wehmuth wurde dann geführt. „Käthchen", schloß dann Anton gewöhnlich, „darfst mir's glauben, eine Arznei ist es mir, die mich nach und nach gesund machen muß, daß ich dir jetzt Alles erzählen kann." Wenn Anton noch so beschäftigt war und er sah das Käthchen gerade etwas Schweres tragen oder sonst was Gefährliches schaffen, so sprang er hin und trug's oder schaffte es für sie. So verging kein Tag ohne hunderterlei kleine Gefälligkeitsdienste und nie blieb ein freundliches: „Vergelt' dir's Gott, lieber Anton", zum Lohne aus.

Georg behauptete all seine männliche Fassung, obwol er nicht selten aus der Entfernung zusah und berechnete, wie lange denn der vertrauliche Plausch noch dauern würde.

Wenn für Georg's Ruhe Etwas gefährlich war, so konnte es höchstens der Gedanke sein, daß Anton noch ohne Tadel, ja mit dem Zauberscheine des Märtyrthums seiner Liebe umgeben war, er selbst aber, wenn auch längst wieder gebessert, doch mit dem Male einer gemeinen Schuld herumging; indessen merkte weder Anton noch Käthchen eine Veränderung in seinem Betragen, er war gegen Beide freundlich wie zuvor, und wenn er auffallend verstimmt war, traf sich's immer gerade, daß sonst ein vermeintlicher Grund in die Augen fiel.

Es kam der Herbst mit seinen Nebeln, der die Herzensstimmungen der Menschen in vielen Dingen so sehr verdüstern kann. Eines Tages wälzte sich ein schwerer Nebel bis spät in den Nachmittagsstunden von den Gebirgen in die Thäler herab und die melancholische Feuchtigkeit legte sich empfindlich auf die Brust. Sei es nun, daß diese äußere Ursache des Oberknechts Herz so schwer heimsuchte oder machte es ein innerer Grund so traurig, kurz Friedel kündigte an diesem Tage dem Käthchen und ihrem Manne seinen Dienst mit allerlei dunklen Worten auf. Vergebens wollte man deutliche Erklärungen haben, weshalb er ein Haus verlasse, das ihn doch so liebevoll behandle; er deutete nur an, daß er zwar jetzt noch undankbar scheine, indem er gehe, aber wenn geschehen sein würde was er befürchte, dann würde man ihm sicherlich verzeihen und Alles in der Ordnung finden, was er jetzt thue. Käthchen und Anton sahen höchst verwundert drein und setzten ihr Drängen um nähere Erklärungen, wiewol noch immer vergebens, fort, nur Georg wurde nachdenkend und redete nicht viel drein. „Wenn du meinst, du wirst dir's verbessern, Friedel", sagte er nur, „so will ich dir nichts in den Weg legen; du brauchst die vierzehn Tag' nicht einzuhalten, wenn du gern

schon eher fort möchtest, geh', du hast jeden Verlaub dazu."
Erst am Tage des Abschieds ließ Friedel deutlichere Worte fallen und sagte: „Er gehe, bevor das alte Unglück in dieses Haus einkehre, denn er habe sichere Wahrzeichen, daß es mit diesem schönen Frieden nicht lange mehr halten werde." Dann sagte er, indem er ging: „Ich wünsch', daß ich ein falscher Prophet bin."

Die Verwunderung Käthchen's und Anton's stieg bei diesen Worten auf das Höchste, aber sie konnten sich zugleich eines ungläubigen Lächeln nicht enthalten.

Georg schien sehr erzürnt über den unberufenen Propheten und sagte ihm deshalb gar kein Lebewohl. Doch war er einige Tage stiller als gewöhnlich und oft wie in tiefe Gedanken versunken.

9.

Etwas für Alle und Etwas nur für Einen.

In diese Tage fiel die Hochzeit Irrker's aus Alt-Angern mit der Rösel-Katharine.

Es war eine Festlichkeit, wie sie seit Menschengedenken in der Gegend nicht gesehen worden war. Das erste mal entfaltete der bescheidene ernste Irrker die Mittel seines großen Reichthums vor den Augen tausend Neugieriger, die von allen Seiten verwundert zusammenströmten, und es war als verbreite der bejahrte Irrker so vielen Glanz und Festeslärm nur deshalb, um die Aufmerksamkeit der Leute von der zu genauen Betrachtung seiner gar so jungen Braut abzulenken.

Auch von den Anhöhen um Everdingen aus konnte man den entfernten Hochzeitszug vorbeiziehen sehen. Es hatte sich auch, was nur Füße hatte, auf denselben versammelt, um die wunderbare Erscheinung wenigstens aus der Ferne anzusehen. Alle Anhöhen waren schwarz von Menschen und ein dumpfes Brausen lebhafter „Dischkurse" lief durch die ganze Gegend und fand in den umliegenden Wäldern, die herbstlich gefärbt und wehmüthig-stille dreinschauten, noch ein vielfaches Echo. Gegen 10 Uhr Morgens hörte man aus weiter Entfernung endlich die ersten Pistolenschüsse fallen, und von jetzt an erbebten die Lüfte ununterbrochen von dem dumpfen Freudenlärmschießen aus Westen. Aller „Dischkurs" hörte nun auf und alle Augen waren auf die Heuhöfer Hügel gerichtet, wo sich später der Hochzeitszug zeigen mußte. Käthchen stand auf einer der Anhöhen, welche dem Dorfe am nächsten liegen, neben ihr stand ihr Mann und dessen Bruder. Große Feierlichkeiten haben das Eigene, daß sie das menschliche Herz eher rühren als erfreuen, eher tief erschüttern als lebhaft erheitern; und das gilt von den Feierlichkeiten einer Hochzeit ganz besonders. Soviel auch dabei lärmgeschossen, gejubelt, gespielt und getanzt wird, die rechte harmlose Lust, die so recht keine Schranken kennt, ist doch bei Hochzeiten selten; es sieht denn doch das Brautpaar in gar vielen Augen einem Opferpaare nicht unähnlich, das für eine ungewisse Zukunft vor den Altar geführt wird. Käthchen mochte allerlei wehmüthige Gedanken haben, denn sie blickte blaß und mit feuchten Augen gegen Westen und hielt sich die Schürze um das Kinn; als aber bald darauf die weißen Pulverwolken über die Heuhöfer Hügel schwer wogend aufstiegen und unter dem Schießen auch Töne der Musik hörbar wurden, da fing Käthchen lebhaft zu schluchzen an und

dieses Beispiel wirkte auch auf die übrigen herumstehenden Hausmütter gar mächtig. Der Hochzeitszug erschien endlich langsam auf den Höhen, sah aber trotz des Schießens, Spielens und Jauchzens wegen der weiten Entfernung und wegen des langsamen Vorwärtsbewegens mehr einem dunklen Trauer- als Freudenzuge ähnlich; das ofte und blendende Blitzen der großen Bauerknöpfe an den Röcken war das freudigste Zeichen, das aus der Entfernung von dorther kam. Bald mengte sich unter das Lärmen und Spielen des Hochzeitszuges das melancholische Läuten der Kirchenglocken und Alles bekam jetzt immer mehr den Anschein ernster, nachdenklicher Feier.

War dieses eine Begebenheit, die für die ganze Gegend beachtenswerth war, so erlebte doch bald darauf Anton Mulderer auch Etwas für sich allein, das er nicht wenig geheim hielt.

Er erhielt nämlich einen Brief aus einem Dorfe bei Meißau in Oestreich und darin stand nun Folgendes:

„Jetzt ist es bald ein halbs Jahr und du bist fort und ich hör' nichts mehr von dir und du laß'st mich in der Fremd' auf einem Fleck sitzen, ich mein' schon bald du hast mich ganz und gar vergessen. O es wird schon auch so sein; du hast mich vergessen, aus den Augen aus dem Sinn, du bist wieder daheim und ich kann mir's denken, was jetzt wieder geschieht. O was hab' ich gethan und bin dir nachgangen und hab' dir gesagt' und eingestanden, was es mit meinem Herzen ist, ich hätt' auch still sein können, unser Herrgottl hätt's gewußt und mehr hätt' ich zuletzt auch nicht braucht. Ist das vier Wochen? In längstens fünf Wochen hast mir schreiben wollen, weil du derweil mit deinem Vater über uns geredet hättest und jetzt ist es ein halbs Jahr, o Tonö, deine vier, fünf Wochen

sind lang, ich wein' oftmal wenn ich allein bin, daß es mir ein Stoß um den andern gibt; ich seh's schon, die vier, fünf Wochen werden nimmer aus und in drei Jahren ist's grad', wenn's erst ein Tag' wär'. Ich hab' dir nichts einzureden, ich sag' auch nichts, ich gib mich in Gottes Willen, thu was d'willst, um mein Flennen brauchst dich nicht zu kümmern, ich bleib' schon da in meinem Dienst, das sag' ich, heim geh' ich nimmer, hier hab' ich's gut und daheim müßt' ich dich wieder seh'n wie du mich vergessen und verrathen hast. Mach' dir nichts daraus über mein Trübsalblasen, ich will schon für dich beten und nichts Schlechtes nachreden werde ich dir auch nicht. Jetzt behüt' dich Gott, behüt' dich Gott, ich werde ja, so Gott will, noch hören, was mit dir ist und mit mir werden wird; ich zech' dir in Nichts ein, ich rath' dir Nichts an, ich möcht' ja «sched» (nur), daß du mir schreibest, ob du lebst, was du thust, ob du mich ganz vergessen hast und ob es dir denn wohlthun kann, daß ich soviel wein' um dich und mich..."

Unterschrieben war „Anne-Marie". Nach einigen Tagen sah man Anton sehr eifrig einen langen Brief schreiben und selbst auf die Post tragen. Der folgende Winter und das folgende Frühjahr vergingen ohne ein Ereigniß von Bedeutung. Erst der Sommer brachte viel und Bedeutendes.

10.

Ein verirrtes Kind. Ein erschlagener Mann.

Eines schönen Sommernachmittags spielte der kleine Loisl, der jüngste blonde Knabe der Pahlsin, im Garten ganz allein und trieb da Allerlei durcheinander, was eben

ein Kind, das erst drei Jahre läuft, einfach unterhalten kann. Loisl hob Flaumfedern auf, wo er eine fand, und ließ sie fliegen und verfolgte sie dann so weit es ging; dann ackerte er mit einem Stocke in dem Sande des Fahrweges nebenan und hieb mit einer Peitsche, die aus einem Zwirnfaden und einer kleinen Weidenruthe bestand, auf das eingebildete Gespann seines Pfluges los und schrie dabei wie besessen; dann warf er Pflug und Peitsche weg und lief zum seichten Mühlbach, darin er eine Weile gegen Wasser ging, dann stehen blieb bis ihn leichter Schwindel faßte, daß er meinte, er fliege vorwärts und das Ufer pfeilgeschwinde rückwärts; ängstlich aber bald darauf, im Wasser umzufallen, stieg er wieder auf das Ufer heraus, brach sich eine Weidengerte ab und verfolgte Schmetterlinge und große Fliegen. Unter solchen Spielen kam er an den Zaun der entferntesten Gartenseite, und da Niemand auf ihn Achtung gab, kroch er unten durch und stand nun bei der großen Schwemme auf dem offenen Fahrwege, der nach dem Buchenwalde führt. Er hatte eben wieder zu ackern und lebhaft zu fuhrwerken angefangen und ging nun spielend weiter fort und weiter. Bei der Grannerwiese, die dem Richter gehört, wurde er von den „Heugern" angerufen, daß er zu ihnen komme, er kriege Milch und Brot zu essen; aber Loisl that als habe er nicht Zeit und rief wie er von seinem Vater oft hörte: „Nur zu, ich krieg' mein Theil schon noch." Die Heuger lachten und die Richtermagd lief hin und gab dem lieben Buben einen herzhaften Schmatz; dann drang sie ihm ein Stückchen Brot auf, zeigte ihm nach Hause und sagte: „Tausendsasa, wenn dich deine Mutter sieht, daß du so weit allein vom Haus fortgehst; gleich kehrst um, sonst kriegst du Pantsch nach der Noten!" Loisl blieb eine Weile mit weinerlichem Gesichte stehen und

war unentschlossen, was er thun sollte; hätte sich die zurückkehrende Magd noch einmal umgesehen und ihm zugerufen: „Bist noch da, Loisl? Wart' wenn du nicht geschwind nach Haus gehst, dort seh' ich deine Mutter kommen", so wäre Alles gut geworden, Loisl wäre wieder spielend nach Hause gegangen wie er hergekommen war. Nun aber merkte er, daß Niemand weiter auf ihn Achtung gab, und plötzlich machte er rechtsum und lief niedergeduckt nach dem Hohlwege, der näher gegen den Wald hin liegt, und wurde nicht weiter mehr beachtet und gesehen.

Vor Hofer's Hause stand zur selben Stunde eine Schar junger Mädchen mit Rechen über den Schultern und singend, daß es hell und harmonisch in den Lüften nachklang und weit und breit im Dorfe gehört wurde. Die Mädchen warteten auf das Hofer-Käthchen, das frühere liebe „Gespiel" derselben; Käthchen sollte mit ihnen auf die „Hauslustwiese" das früh gemähte Gras im warmen Nachmittagssonnenscheine zu wenden, daß es eher trockne und zur Einfuhr tauge. Und während nun die heitern Lieder vor dem Hause klangen, stand drinnen in der Stube der Georg Mulderer, Käthchen's Mann, nicht weit vom Fenster horchend, lächelnd, nickte dann und wann einmal freundlichen Beifall auf die Sängerinnen heraus, die ihn aber nicht bemerkten und endlich rief er seinem Käthchen sanft ermahnend, weil sie noch immer in der Kammer sich zu schaffen machte, die Worte zu: „Käthchen, mach' doch schnell, die Mädel singen bald ihren Vorrath aus und werden ungeduldig; komm, es geht die Sonn' auch gegen das Gebirg', was hast du noch so unruhig in der Kammer zu schaffen?" Dem Käthchen war heute sonderbar. Die Wände des Hauses schienen ihr sichtbar sich zu verengen, schwül und drückend war ihr die Luft unter dem Dache, Wehmuth, Bangigkeit, ein Sehnen nach

Erfüllung wunderlicher Wünsche stieg in Käthchen's Herzen nacheinander auf; indem das liebe Weibchen treppauf und treppab lief, Dinge zu verrichten ganz alltäglicher Art, mußte es doch scheinen, als gelte es ein Hauptwerk des Lebens auf der Stell' zu Ende zu bringen. Und warum dies Alles? Für's Erste hatte sich in das Herz des jungen Weibes eine Stimmung eingeschlichen, die wir Ahnung nennen und darüber einmal die Erklärungsgründe fehlen, wir mögen hin oder her mit unserer Geistesfackel leuchten; vielleicht geschieht so etwas einfach nur aus diesem Grunde: der Weltgeist möchte einmal in bestimmter Weise irdisch betrübt empfinden und kann es nur vermittels eines menschlich reinen Herzens, ohne daß es Einfluß hätte auf die Folge unsers Lebens; oder der Weltgeist will ein armes Menschenherz ermahnen: „Hab' Acht, hab' Acht, dich wird ein Leid erreichen"; und weil wir nun nicht sagen können, wenn's unsere Seele ahnungsvoll bewegt, welche dieser Heimsuchungen eben gemeint ist, so möchte es geirrt sein, bei trüben Ahnungen das Schlimmste gleich zu fürchten, sowie ganz wegzuleugnen, daß sie von Bedeutung seien. Solche Gedanken hatte freilich Käthchen nicht, sie fühlte sich eben erschüttert und wußte nicht warum, sie hastete eben, Das und Jenes noch geschwinde zu verrichten und meinte, so stelle sie das Friedensgleichgewicht im Herzen wieder her.

Umsonst.

Käthchen's Wehmuth wurde banger; was noch Alles in Eile geschehen müßte, schien von Secunde zu Secunde mehr, unübersehbar endlich; zum Unglücke streifte sie jetzt, da sie den Rechen vom Dachboden holte, an ein summiges Wespennest, mußte die Fallthüre hinter sich zusinken lassen, um sich vor wüthender Verfolgung zu sichern, und sah sich

nun mit aller bangen Unruhe des Herzens auf den engen Raum der Kammer beschränkt.

Hätte Käthchen gethan, wozu sie ein dunkler Drang schon lange hinzog, es wäre ihr wahrscheinlich in gewissem Sinne leichter geworden; sie hätte rufen sollen: „Du, lieber Mann, komm doch herein, daß ich dir was sage", und wenn der freundliche Mann nun hereingetreten wäre in die Kammer, fragend: „Sag' was gibt's?" hätte Käthchen den Rechen in den nächsten Winkel werfen müssen, hätte mit glühenden Wangen sagen müssen: „Lieber Mann, was stehst du wie aus dem Boden gewachsen draußen und schaust lächelnd durchs Fenster? ... Sieh ... schau dorthin ..." und wenn er kaum auf ihr Zeichen ins Unbestimmte durch das Kammerfenster hinausgesehen hätte, neugierig vorgebückt, hätte ihn Käthchen von der Seite anfallen sollen und am Hals umfassen, drücken, pressen, herzen und ausrufen sollen mit Schluchzen und Rasen: „Sieh, sieh, ich kann nicht anders! Vergib mir meine Sünden! Ich müßt' grade glauben, du wärst nicht mehr mein, hätt' ich dich jetzt nicht am Hals, im Arme, am Herzen! Schlag' mich, stoß' mich fort, beschimpf mich wie du willst, wenn ich dir schein' wie eine Närrin; ich will mir das Haar ausrufen, weil ich toll bin, aber glauben mußt, ich kann nicht anders!"

Aber Käthchen that nicht so. Warum? Aus einem Grunde, den wir Alle kennen.

Der Mensch ist in vielen Dingen seltsam, in einem aber gar absonderlich, indem er eine Wahrheit, die er lebhaft denkt und fühlt, anstatt sie rüstig alsogleich im Leben auszuführen, oft durch falsches Zagen, durch kindisches Verschieben von einem Augenblick zum andern, wodurch der Vorsatz seine Kraft verliert, auf gar schwächliche Weise in den Hintergrund drängen läßt durch äußere Dinge von gar kei-

ner Bedeutung; viel lieber täuscht er sich oft selber, nennt die volle große Wahrheit des Herzens kindisch, das Kindische des Alltagslebens dafür allein richtig und wahr, und das Schlimmste dabei ist, daß Beweggrund nicht unsere Einsicht ist, vielmehr das Klägliche: Was die Leute dazu sagen! Im Volke schon gar; da ist jede ungewöhnliche Aeußerung des Gemüths eine Schwierigkeit, die man selten nur besiegt.

Du liebes Hofer-Käthchen, hättest du doch gethan, wozu dein Herz dich drängte, ohne dich zu kümmern, daß deine Kameradinnen draußen stehen und singen und zusehen könnten! Deinem Manne hätte sich vielleicht dein dunkles Bangen mitgetheilt, er wäre diesen Nachmittag nicht nach dem Walde gegangen — und, o liebes Hofer-Käthchen, wie viel Jammer wäre deinem guten Herzen erspart geblieben!

Indessen gingen die Lieder der Mädchen vor dem Hause ihrem Ende wirklich rasch entgegen. Wir haben zu thun, noch eines der vorletzten Abtheilung wegzuhorchen:

„Du baumstarkes Mädel
Wie fangst du es an?
Jed' Last kannst du tragen,
Was brauchst du ein' Mann?

Ihr hochweisen Mädel
Wie fang' ich das an?
Wenn zweie lasttragen
Trägt d' Hälfte der Mann.

Seid nicht gar so dumm,
Seid nicht gar so schwach,
Sind die Jahre um
Greift ihr auch darnach!"

Käthchen merkte recht wohl, daß der Mädchengesang dem Schlusse zueilte, denn er hatte vorerst allen Vorrath an Liedern aufgebraucht, welche nicht im entferntesten eine Beziehung hatten auf Käthchen's jungen Ehestand, nun aber bekamen die Lieder immer entschiedener eine Färbung, welche offenbar den jungen Ehestandsfreuden galt; diese Schlußlieder waren Ueberreste einer verfallenen Sitte, welche verlangte, daß man sehr oft während des ersten halben Ehejahres vor dem Hause der jungen Eheleute sang und in allerlei Weisen schalkhafte Anspielungen, Aufmunterungen zur Treue, Liebe und Frieden vortrug. Käthchen's sonderbare Unruhe erreichte jetzt den höchsten Punkt und in diesem Augenblicke dachte das gequälte Weibchen wirklich daran, was wir demselben schon früher mit Eifer gerathen hätten: den Mann nach der Kammer zu rufen; aber da war es nun zu spät. Draußen klopfte eben der Wagner an das Stubenfenster, eine schwere Axt über der Schulter und Georg Mulderer lud sich nun auch seinerseits die Axt auf, indem die Beiden ihre angewiesenen Bäume fällen wollten im nahen Walde. Auf die Kammerthürschwelle tretend, sagte Georg: „Käthchen, mach' doch, mach'! Sieh' ich hab' die Axt über, der Wagner klopft, ich will nun mit ihm gehen. Behüt' dich Gott, sperr' das Haus gut zu." Käthchen warf jetzt, überwältigt, den Rechen in den nächsten Winkel und wollte mit ausgebreiteten Armen auf ihren Mann zu, aber das Binder-Lenchen war neugierig lachend an das Kammerfenster gesprungen und klopfte und rief: „Du Wetterkäthchen! Hast deinem Mann noch nicht genug schön gethan? Seid ja kein's herauszukriegen, du nicht und dein Mann nicht! Dort klopft der Wagner und hier singen und warten und klopfen wir, aber ihr hört nicht und kommt nicht — na, na! Wenn ich einmal heirath', so viel Zucker geb' ich

meinem Mann auch nicht zu lecken!" Das war nun Eisbad für das aufglühende Käthchen, sie ließ erblassend die beiden Arme sinken, stand einen Augenblick wie versteinert und holte dann schweigsam und tief betrübt den Rechen wieder aus dem Winkel. Ihr Mann hatte nichts von dieser Aufregung bemerkt, indem er nur flüchtig hereingesehen und jene Worte gesprochen hatte, wobei aber seine Blicke unwillkürlich statt auf Käthchen, auf das schalkhafte Gesicht des Binder-Lenchen fielen, das eben vor dem Kammerfenster erschien; drauf griff er mit halb geschlossenen Augen in das Weihbrunnkesselchen an der Thürpfoste, besprengte seine Stirn' damit, warf auch einige Tropfen blinzelnd nach der Richtung gegen Käthchen hin und ging. Georg war heute, man kann nicht sagen mit Bewußtsein wehmüthig, aber ungewöhnlich stille und sanft. Der Wagner mit dem eigroßen Gewächs auf der Stirne begrüßte ihn draußen und ließ, wie er immer that, dem Gruße ein längeres „Gehedel", d. i. Gelächter, folgen. Beide gingen neben dem Hause abwärts, überschritten den Altbach, der fast ganz ausgetrocknet war, und gingen dann in allmäliger Steigung zwischen den neuen Feldanlagen aufwärts nach dem östlich gelegenen Walde. Während Georg immer schweigsam vorwärts schritt, sprach der kleine untersetzte Wagner, seinen uralten, lehmfarbigen „vertäpschten" Hut über'm linken Ohre, sehr viel und sehr laut, indem er nach jedem Satze sein Staccatogelächter folgen ließ, was sich aus der Entfernung fast unheimlich machte. Als aber Käthchen mit dem Rechen zu den lärmenden Mädchen heraustrat, wurde sie mit allerlei Schelmgedanken überhäuft und dann mit folgendem Liedchen in ihre Mitte aufgenommen:

„Wenn ich 'mal heiern thu'
Druck' ich mein' Augerl zu —
Augerl zu —
Seh von der Welt nichts mehr,
Nichts ist und Er."

Die Mädchen gingen über die Brücke des Neubaches, welcher in einem höher gelegenen Beete in das Dorf hereingeleitet ist, um bei der Mühle einen rauschenden Fall und schäumenden Sturz auf das Mühlrad auszuführen, dann aber mit dem Altbach vereinigt ruhig weiter zu fließen; so kamen die Mädchen zwischen den Hofgebäulichkeiten hindurch nach dem Garten, von hier auf den freien Feldweg hinaus und so weiter an dem kleinen Teich vorüber auf die Hauslustwiese. Man sang und schäkerte auf dem ganzen Wege aus vollem Herzen, ohne Käthchen im geringsten ferner damit zu quälen, die Freude war vielmehr jetzt reiner Naturklang, bestimmt wie Lerchensang harmlos ins heitere Blau der Lüfte aufzusteigen. Burschen erwiderten aus der Ferne mit Jauchzen dem Mädchengesange. Käthchen war stille hinter den Freundinnen hergegangen, nur dann und wann einmal ihrem Manne nachblickend, der mit dem lachenden Wagner den Wald in eben dem Augenblicke erreichte, als man von Seite der Mädchen die Wiese betrat, worauf man bald genug die gewichtigen Axtschläge der Männer im Walde ertönen hörte.

Die Arbeit auf der Wiese war bald gethan, die Lustigkeit der Mädchen erhielt auch den Fleiß wie ein Spiel lebendig, und so konnte man nach Kurzem die Rechen wieder auf die Schulter laden und fröhlich heimwärts eilen.

Käthchen hatte inzwischen nicht wenige Blicke nach dem Walde gesendet, natürlich nur nach jenem Rückentheile des

Waldes, wo sie wußte, daß dort der liebe Mann die höchste Buche fälle, bei jedem Axtschlage glaubte sie die Krone der Buche schwanken zu sehen und weithin den Wald unwillig und geheimnißvoll rauschen zu hören; wenn Käthchen's Blick dann besorgt von den Waldeswipfeln zur Arbeit zurückflüchten wollte, überlief sie immer plötzlich ein Schauern ganz unheimlicher Art, denn es war als stürze, kollere, wackle, tanze ein Heer krüppelhafter Waldgeister von schwarzer oder grüner Farbe aus Waldesnacht ins Licht des Waldsaumes heraus, erstarre aber sogleich zu allerlei Gestäude von Wachholder oder Fichtenbäumchen oder zu deren Schatten, wenn Käthchen die Erscheinung fester ins Auge fassen wollte. Auf dem Heimwege erblaßte Käthchen und zitterte an allen Gliedern, als das lustige Binder-Lenchen sagte: „Jetzt muß die Buch' gestürzt sein auf der Brückelhöh', die dein Mann umhaut, Käthchen. Was backst ihm heut Abend? Busseln mit Semmelbröseln?“ Käthchen schwamm es vor den Augen und dem bangen Weibchen begegnete es hier, daß es, wohin es auch blicken mochte, den Wald vor sich sah wie Einer das Bild der Sonne, der sie einmal fest angeblickt hat.

Es wurde Abend; Käthchen hatte drei mal auf dem Herde Feuer angemacht und es war immer ausgegangen, so oft sie von dem Birnbaume zurückkam, wo sie nach dem heimkehrenden Manne inzwischen ausgeblickt hatte; und als Käthchen zum vierten male daran war, Feuer zu schlagen, sagte eine Stimme: „Was, brauchst Feuer, Käthchen?“ Mit einem Freudenschrei kehrte sich Käthchen um und rief: „Bist zurück, Lieber? O Gott, o Gott, was leid' ich um dich für Angst und Sorge!“ und wollte dem Manne, der gesprochen hatte, um den Hals fallen. Aber lächelnd stand Anton, der Bruder ihres Mannes, vor ihr und sagte: „Hast gewiß wegen meiner gleichen Stimm' wieder einmal geglaubt,

ich bin dein Mann; nun, nur her auch einmal an meine Brust, ich hab' dich ordentlich lieb, ich will's dem Bruder treulich wieder zurückgeben... Was bist du aber so gehetzt und glühst ganz und sagst, du leidest viel?... Gib her, ich will dir Feuer machen, du weißt ja, ich thu' dir immer noch Alles gern zu Lieb, wenn du auch meinen Bruder lieber geheirathet hast als mich." Käthchen ließ unwillkürlich das Feuerzeug in die Hände Anton's gleiten, der eigentlich gekommen war, mit uneigennütziger Freundlichkeit, wie er täglich pflegte, dem jungen Weibe was zu Gefallen zu thun, irgendwie behülflich zu sein. Während er nun Feuer machte auf dem Herde, fing die Abendglocke an zu läuten und Käthchen ging wieder unter den Baum hinaus, um ihr Abendgebet zu verrichten, mit dem Gesichte nach dem Walde gekehrt. Sie betete den „englischen Gruß" und dann ein „Vaterunser" für alle armen Seelen im Fegfeuer und dann ein Gebet, in welches alle verwandten und bekannten Verstorbenen eingeschlossen wurden. Zum Schlusse sagte Käthchen voll Gottvertrauen, den Blick gegen Himmel gerichtet: „Gelt, mein lieber guter Vater im Himmel oben, das ist nicht dein Wille, daß ich so unruhig bin, du wirst sorgen, daß meinem Manne nichts geschieht; wär's aber ein Zeichen, daß ich sterben müßt', o lieber Vater im Himmel, so gib meinem Mann Kraft und Stärke, daß er sich in deinen barmherzigen Willen..." Schluchzend unterbrach sie das Gebet und es war kaum mehr zu verstehen, was Käthchen weiter sprach.

Aus dem Walde kam hastigen Schrittes jetzt ein Mann und schien es sehr zu vermeiden, im Vorübergehen dem Hause Hofer's oder jetzt Georg Mulderer's nahe zu kommen; dieser Mann, welcher eben aus dem Walde so brennend eilig daherkam, war der Wagner Vincenz.

16*

Wenn ein Hut auf dem rechten oder auf dem linken Ohre sitzt, bedeutet es sonst gewöhnlich entweder kecke Lustigkeit oder einen guten Beisatz hochmüthigen Sinnes im Charakter, auch thut die Eitelkeit so was sich gern zugute und der Pfiffige, der eben ein Ohr besonders spitzt, will es durch den Schirm beschatten und der Neugier halb entziehen — kurz, auf einen kleinen, meist unschädlichen Sporn des Augenblicks deutet's immer, wenn der Hut rechts oder links auf einem Ohre sitzt. Der Wagner Vincenz, als er mit dem Georg Mulderer nach dem Walde ging, hatte auch den Hut gegen das linke Ohr gerückt und das geschah immer so oft er lachte, weil er dann stets mit den Fingern der rechten Hand hinterm rechten Ohr rieb und so der Hut auf dieser Seite in die Höhe stieg, daß er auf der linken Seite sinken mußte. Jetzt aber saß ihm der Hut tief über dem rechten Ohre und über der rechten Seite der Stirn, was auf erlittene Gewalt hinwies; der Mann war, Entsetzen ganz, aus dem Walde gerannt und das widersetzliche Gesträuch hatte ihm den Hut auf diese natürliche Weise schief gestoßen und so fest geklopft. Fast athemlos verschnellerte er doch seine Schritte mit jedem Augenblicke und sagte nur dann und wann einmal schmerzvernichtet vor sich hin: „O Heiland und Erlöser!... Das ist doch zu viel... Ihr Engel und Engelscharen, was wird Käthchen dazu sagen? Auf einem Umwege wollte er das Dorf erreichen, weil er sonst dem Käthchen vor Augen gekommen wäre, die an seiner unbeschreiblichen Verwirrung und nie gesehenen Hast wol bald genug erkannt hätte, es sei ein schrecklicher Unfall geschehen. Im nächstbesten Hause kehrte er ein und warf sich wie ein gehetztes Wild, das verendet, auf die Wandbank hin und fand längere Zeit die Sprache nicht, um zu erzählen, was er wußte, was er gesehen hatte. Alle Leute im

Hause waren bereits um ihn versammelt, ja aus den Nachbarhäusern hatte das ungewöhnliche Stimmengewirre Neugierige und Erschrockene herbeigeführt, als der erschöpfte Wagner erst wieder zu sich selber kam und reden konnte.

„Kinder, Nachbarn", sagte er, oft unterbrochen von Schwäche und Erschütterung, „verwundert euch nicht, daß ich hier lieg' und kaum reden kann... mich verwundert's, daß ich leb'! Heiliger Gott! denkt euch, nach Mittag geh' ich — ihr habt uns ja gesehen — mit dem Georg, dem Mulderer, Käthchen's Mann, in den Wald und wir wollen Bäume niederhauen, die uns bezeichnet sind und wir kommen auf den bestimmten Platz auf der Brückelhöh'. «Mulderer, grüß' dich Gott, sag' ich, hehe... hau' du hier deinen Baum ab, meiner steht weiter dort drüben, hehe; gib Acht, sage ich noch, die Bäum' fallen nicht immer wohin man meint und fangen wir mit Gebet die Arbeit an, hehe...» Und drauf geh' ich eilfertig hinweg auf meinen Platz hinüber und denk' nicht weiter an den Georg Mulderer mehr. Da bin ich endlich fertig als es finsterer wird, nehm' meine Axt wieder auf, meine Bäume liegen wie mit Fleiß hingelegt schön nebeneinander und denk' nun den Georg Mulderer wieder aufzusuchen, daß er mit mir nach Hause geh'... heiliger Gott!... Seine Bäume liegen, wie ich hinkomm', einer hierhin einer dorthin gestürzt, kein Georg Mulderer ist nicht dort, ist nicht hier zu sehen, stille ist's im ganzen Wald, sodaß ich denk', ei der hat mich im Stich gelassen, er ist schon voraus; so muß ich allein nach Hause... Engel und Engelscharen!... Da stoß' ich, daß ich stolpere, an einen Menschen, der unter einem Ast liegt — der Georg Mulderer ist's — erschlagen, todt, ohne Hilf' und Rettung erschlagen; sein Gesicht ist gar nicht zu kennen, so ist es zerfetzt... O ich kann nicht mehr reden, macht euch auf und holt den

unglücklichen Mann aus dem Walde, ich kann nicht mit, Arm und Bein sind mir wie abgeschlagen... Macht um Gottes willen dem Käthchen das Unglück nicht gleich bekannt, die Leich' kann indessen her oder in ein anderes Haus gebracht werden... Geht, geht, ihr findet den Leichnam bald auf der Anhöh' unter dem Baum, der gegen das Dorf her niedergestürzt ist..."

Mit schmerzlichem Entsetzen hatte man diese Schreckensnachricht kaum gehört, als man sich in Eile aufmachte, um die Leiche behutsam ohne Aufsehen aus dem Walde ins Dorf hereinzubringen.

Käthchen war inzwischen wieder in die Küche zurückgekehrt, das Gebet hatte des lieben Weibchens Herz wunderbar erheitert und gestärkt, in der Küche schnalzte gastlich für den erwarteten Mann das Abendfeuer und warf lieblich hellen Schein durch die offene Hausthüre auf den grünen Anger vor dem Hause.

„Gelt", sagte Käthchen zu Anton, der indessen das Feuer lustig angeschürt hatte — „gelt, wenn ich dich geheirathet hätt', mein Mann wär' auch gekommen und hätt' ein solches Feuer für deine Heimkehr bei mir angeschürt... Gelt, es macht dich ja auch froh, wenn ich dir so auf die Schulter klopf' und sag': Anton, gleich nach meinem Mann kommst du in meinem Herzen?"

Anton lächelte wehmüthig vor sich hin und schaute ins Feuer, welches sein Angesicht hell beschien.

„Gelt, und weil es schon nicht sein hat wollen, daß wir uns heirathen", fuhr Käthchen fort, „so wollen wir auch keine Sünd' in Gedanken begehen und nicht denken, es hätt' anders werden können?"

„Das wahrhaftig nicht", erwiderte Anton.

Käthchen hatte um und über das Feuer gestellt, was eben nöthig war, und setzte sich jetzt neben den Herd, indem sie leise eine Melodie mehr brummte als sang; die Worte waren zum Theil noch verständlich:

„Das Mädel mit dem rechten Sinn,
Das wählt und wählt nur Einen,
Ein Mädel nur mit losem Sinn
Nimmt... und... am Ende Keinen."

Dann sagte sie: „Anton... ich bin so müd... darf ich mein Aug' ein wenig zumachen? Gelt ich schlaf' nicht ein?..."

Aber nach diesen Worten schlief Käthchen schon... Sollen wir sie wecken? Nein, nein!... Hätte sie doch die folgende Nacht und den folgenden Tag und die nächsten Tage und Wochen und Monate auch so ruhig verschlafen können, wie sie jetzt dasaß, erschöpft von den wunderbaren Seelenerschütterungen des ganzen Tages!... Anton stand wachend neben dem Herde und gab auf das Feuer Acht, nur dann und wann ließ er sein sanftes Auge lang und wehmüthig ruhen auf Käthchen's blasser, milder, ruhiger Leidensmiene...

Aber nicht lange, so weckte ein trauriger Lärm das schlummernde Käthchen wieder. Die Pahlsin vermißte nämlich seit einigen Stunden schon ihren kleinen Loisl und hatte bereits im ganzen Dorfe nach dem Kinde herumfragen lassen, bis man ihr vom Richter heruntersagen ließ, der Kleine sei nach Mittag bei der Grannerwiese gesehen worden, und die Richtermagd setzte hinzu, sie habe ihn lebhaft heimgehen heißen, aber dann nicht mehr Zeit gehabt auf ihn Acht zu geben; jetzt könnt' es sein, meinte sie, daß der Kleine doch immer weiter dem Walde zugegangen sei und

dort müsse man ihn suchen. Der ängstliche Ruf der Pahlsin brachte das ganze Dorf auf die Beine und Jedermann erbot sich gern, der jammernden Mutter suchen zu helfen. Käthchen war kaum erwacht und hatte kaum erfahren, was es gebe, als sie eilig das Haus verließ, um die Pahlsin aufzusuchen, ihr tröstlich zuzureden und an ihrer Seite das verlorene Kind finden zu helfen. Alles ging nun rufend und in Gruppen dem Walde zu, Einige hatten Laternen mitgenommen, Andere nur in aller Eile Holzspäne und Feuerzeug, um nöthigenfalls im Walde weiter suchen zu können. Käthchen wich keinen Augenblick von der angstgejagten Mutter und sprach ihr unausgesetzt allerlei gutmüthige Trostreden zu, aber an dem Tone, mit dem Käthchen diese sprach, erkannte man leicht, wie untröstlich sie selbst in der Lage der Pahlsin sein würde.

„Jesus, mein Gott", sagte sie, „und verzweifelt nur nicht gleich auf der Stelle, liebe gute Pahlsin, das ist ja schon oft geschehen, daß man ein Kind außer Acht gelassen hat, aber es ist auch immer wieder gefunden worden. Geltet, geltet, wie man gleich einen Schmerz da haben kann, man weiß nicht wie! Seid nur ruhig, es ist ja noch von keinem Tod nicht die Rede, wie weit kann denn so ein Pumpernickel, ein so kleines geh'n? Es halt es ja nicht einmal bis zu den ersten Bäumen im Walde aus, so fallt es nieder und kann keinen Schritt mehr weiter; seid still, seid still, liebe Pahlsin, Euer Leid ist noch nicht aus der Weis', mehr weinen könnt' ich um mein Kind, das ist mir weiter verlaufen, o Pahlsin, es ist mir gestorben und da holt man's eben nicht ein, bis man selber gestorben ist!"

Käthchen weinte, als sie zu diesen Worten kam, und fuhr dann fort:

„Werdet sehen, gute Pahlsin, in einer Stunde haben

wir's wieder, wir tragen's auf unser' freien Hand nach Haus, oder das Kind ist schon daheim und hat sich nur nicht gemeldet — o der kleine Schelm! Aber dem wollen wir Schänter geben, uijede! Für jetzt quält Euch nur nicht zu viel hinab!"

Dort, wo man nicht weit vom Walde über den Bach muß, sah man die Weidengerte des Loisl liegen und man vermuthete, dort habe der Kleine, was er eben in der Hand gehalten, weggeworfen, habe das Hemdchen aufgehoben und sei so durch das sehr seichte Wasser gestiegen; jetzt schien kein Zweifel mehr, daß der Kleine wirklich immer die Richtung gegen den Wald hin fortgegangen sei. Viele waren der Pahlsin vorausgeeilt und hatten jetzt schon den Waldessaum erreicht; man sah dort, so viel die Dämmerung erlaubte, immer dichter einen Menschenschwarm zusammendrängen, das laute Rufen hörte nach und nach ganz auf, nur dann und wann kehrte sich in dem Gedränge Jemand um und rief: „Pahlsin!" Diese war vor Angst so sehr erschöpft, daß sie nicht mehr weiter konnte und auf einem Feldraine niedersitzen mußte. Statt ihr gab Käthchen Antwort „hier!" wenn am Waldessaume „Pahlsin! Pahlsin!" gerufen wurde.

Loisl war gefunden.

Der Menschenschwarm kehrte mit dem Kleinen zurück, aber stiller, ernster, freudeloser als man nach so einem glücklichen Funde hätte denken sollen. Man hatte von dem großen Unglücke gehört, welches dem Georg Mulderer geschehen war und das war wol geeignet, die Freude der Leute über das Wiederfinden des Kindes herabzustimmen. Die Pahlsin war außer sich vor Freuden, als sie den Kleinen wieder lebendig, sicher, unverletzt auf den Armen hatte; so sehr sie auch zuvor ermüdet gewesen war, das Glück hatte sie jetzt wie mit einem Zauberschlage wieder stark gemacht und Nie-

mand durfte sich erbieten, die Last ihr abzunehmen; und während nun die glückliche Mutter den Kleinen nicht von sich ließ, herzte, drückte, küßte und dazwischen auch recht ernstliche Verweise gab, brachte Käthchen vor freudigem Eifer den Mund nicht zu und wendete sich bald zur Mutter Pahl=sin mit den Worten: „Geltet, ich hab' Euch's vorausgesagt, liebe Pahlsin, wir führen ihn 'vor eine Stund vergeht auf unsern Armen heim?" Bald sagte sie zum kleinen Loisl, indem sie ihm die Wangen freundlich streichelte und klopfte: „Was, du kleiner Schnepf du, was, so weit von Haus ver=laufen? Wirst du das noch ein mal thun, im Wald verlau=fen, wo die wilden Bären sind und der Wauwaul, was? und deiner Mutter so viel Weinen machen? Gelt, das thust nicht mehr? Gleich halſ' und streichel' deine Mutter, Loisl, daß sie dir nicht Pantsch gibt und wieder gut wird auf dich!" Loisl sah furchtsam drein über die Menge Menschen und den Lärm, den er verursacht hatte. Käthchen wendete sich auch an die Leute, welche neben ihr hergingen und sprach mit einer Hast und Freude Allerlei durcheinander, als wäre das ganze Glück der Pahlsin ihr selbst geschehen. Einige sagten ernsthaft und zerstreut „ja, ja" dazu, Andere hielten es nicht länger mehr in Käthchen's Nähe aus, sie gingen mitten unter ihren Reden still betrübt hinweg. Einer von den Männern konnte wenigstens gegen die Pahlsin nicht länger reinen Mund halten und zog sie, während Käthchen nach einer andern Seite hin sehr lebhaft sprach, leise zur Seite und sagte: „Pahlsin, Pahlsin, o Ihr wißt das Aller=schlimmste nicht, was heut' geschehen ist: jetzt tragen sie gerad' dem Käthchen ihren Mann todter aus dem Walde, es hat ihn der Baum erschlagen!"

Die Pahlsin überlief es eiskalt und sie blieb wie von Stein schnurgerade stehen, der kleine Bub' fiel ihr fast von

den Armen, dann schrie sie laut auf: „Jesus, Maria, Joseph! Jesus, Maria, Joseph!“

Käthchen kehrte sich schnell um: „Pahlsin, was ist Euch denn?“ sagte sie.

Der Mann sagte der Pahlsin geschwinde ins Ohr: „Um Gottes willen, sagt Ihr noch nichts, verrathet's nicht!“ Dann zu Käthchen gewendet sagte er: „Ach, nichts, Käthchen; ich hab' der Pahlsin nur vertraut, daß der Loisl schnurgrad' auf einem Fels gelegen ist und geschlafen hat, wo es gählings in ein tiefes Loch heruntergeht, wo unten ein verborgenes Wasser auch noch rauscht — da hätt' der Loisl auch hinunterfallen können, wenn's sein hätt' wollen!“ Käthchen gab ihm über diese „Unvorsicht“ einen Verweis, indem sie sagte: „Aber, aber Ketzdinger, wer wird denn das jetzt einer Mutter gleich brühwarm auf die Nasen gießen, daß jetzt die gute Pahlsin immer fürchten muß, als fallet der Loisl immer und immer hinunter, wenn er auch tausend mal sicher zu Haus ist!“ Sie kehrte sich zur Pahlsin und sagte beruhigend: „Jetzt ist's schon gesagt und gesagt ist gesagt, sagt man, liebe gute Pahlsin, macht Euch nicht zu viel d'raus und vergeßt's wieder, was er Euch gesagt hat. O ihr Männer, ihr wißt halt gar nicht, was sich schickt, ihr packt Alles gleich mit Heugabeln an!“

Der Pahlsin aber war die Ausrede des Mannes gefunden, sie konnte einem schweren Jammer ihres Herzens wenigstens unter einem Vorwande Luft machen und bitterlich weinend sagte das liebe gute Weib: „Da hab' ich gemeint, wer weiß was mir schon geschehen ist, aber da seh' ich jetzt erst, was Einem geschehen könnt'; o Gott, o barmherziger himmlischer Vater, verzeih' uns unsere Sünden, das ist doch zu viel.“ Schluchzend, daß sie nicht weiter reden konnte, ging sie neben Käthchen her und Käthchen gab sich

immer mehr Mühe, ihr den Jammer ihres allzu bangen Mutterherzens auszureden.

Unter solchen Stimmungen und Reden hatte man das Dorf erreicht und vor Gram beinahe erdrückt hatte sich bis auf die Pahlsin Alles nach und nach aus Käthchen's Nähe verloren, ohne daß es Käthchen merkte, weil sie zu beschäftigt um die jammernde Mutter war. Vor ihrem Hause blieb die Pahlsin noch eine Weile weinend stehen, mit dem Kleinen auf dem Arme und konnte vor Elend lange nicht sprechen, dann rief sie: „O Käthchen, Käthchen, Käthchen... gute Nacht, Käthchen..." mehr brachte sie nicht hervor. Jetzt ging es auch dem Käthchen zu Herzen und ohne zu wissen warum fing auch sie zu weinen an: „Gute Nacht, Pahlsin", sagte sie, „ja, ja... so hat man immer, wenn man einmal verheirathet ist, seinen Kummer, seine Noth..." Sie bezog noch immer das Weinen der Pahlsin auf die Gefahr, welcher der kleine Loisl ausgesetzt gewesen sein sollte.

Zu Hause war inzwischen das Feuer auf dem Herde wieder ausgegangen und was darüber gestanden hatte war ganz und gar verbrannt, verdünstet oder ausgelaufen; Anton war fort, keine Magd und kein Knecht war zu sehen, das Haus war leer, wie ausgestorben, da es doch um diese Zeit sonst immer Alle versammelt sah; auch Georg war noch nicht da. Käthchen schob das Alles auf den allgemeinen Tumult, welcher um das verlorne Kind im ganzen Dorfe entstanden war und glaubte Mann und Knechte und Mägde noch unter den hier und da versammelten Leuten. Geschwinde verbesserte und erneuerte sie auf dem Herde Alles und wischte sich dann die Hände an der Schürze eilfertig ab, um nun ihren Mann und die Andern aufzusuchen.

Aus dem Häuschen ihres Vaters hörte sie ein trauriges dumpfes Durcheinanderreden und dann und wann gingen still weinende Leute, Männer und Weiber, Junge und Alte aus und ein. Käthchen erstaunte und wollte schnell hinüber; jetzt hörte sie ihres Vaters Stimme ganz fremdartig tönen, ein mal wie laut weinend, ein mal wie laut lachend. Käthchen eilte nun bestürzt gegen das Häuschen und sah ihren Vater wirklich heftig weinend im Fenster lehnen, das war eine Erscheinung, die Käthchen an ihrem Vater noch nie gesehen hatte; es ging ihm aber sonderbar genug dabei, denn das hatte er nun von seinem ewigen Lustigsein, daß er das Weinen vergessen hatte und jetzt, wo es ihm das Herz abstoßen wollte, statt zu weinen wie ein anderer Mensch, nur allerlei heidenmäßige Töne hervorstieß und dazwischen blökte wie ein Schaf. Als er sein Käthchen jetzt erblickte, fuhr er in die Stube zurück schreiend, daß die Wände widerhallten: „Da kommt sie, da kommt sie! Laßt sie nicht herein!“ Käthchen hörte diesen Ruf und eine böse Ahnung durchschoß ihr Herz; man wollte sie an der Thüre zurückhalten, aber sie war schon den Leuten zwischen den Armen durch in die Stube gedrungen, ihr Haar flog wie in Verzweiflung auseinander, da man ihr das Kopftuch abgestreift hatte, und eine Weile in der Stube wehschreiend und taumelnd erblickte sie eine Leiche auf der Wandbank, das Gesicht mit Leinwand überdeckt, zu Häupten derselben ein brennendes Lämpchen......

11.

Wer war der Todte?

Wir wollen Käthchen's Jammer nicht ausführlicher beschreiben. Was könnte das auch helfen? Die, welche noch keinen Vater und keine Mutter, keinen Bruder und keine Schwester, keinen Mann und keinen Geliebten verloren haben, würden nur zu schmerzlich daran erinnert werden, was sie in diesem Leben noch befürchten müssen — denn sterben muß am Ende Jedes; und für Jene, die schon ein mal solchen Verlust erlitten haben, wäre es die ärgste Herzensquälerei, hier von ihrem eigenen Schmerze, davon ihr Herz noch blutet, mit behaglicher Ausmalerei reden zu hören. Hat doch das Leben Schmerz genug, der nicht vermieden werden kann, warum von ihm noch reden auch, wo es wirklich vermieden werden kann? Genug, daß wir erwähnen, Käthchen habe am andern Tage sich kaum mehr gleichgesehen, so hatte sie ihr Jammer hergenommen. Sie hatte keine Thränen mehr und keine Worte, um anzuzeigen, wie ihr sei; beide, Thränen und Klageworte, hatte sie in der ersten Kummernacht so reichlich ausgegeben, daß es nun unmöglich war, noch welche der erschöpften Natur abzuringen.

Aber, du liebes Hofer-Käthchen, deine Wangen — deine Wangen! Wie zeigten die nur allzu deutlich, wie verwüstet alle deine Hoffnungen und Freuden seien und deine rothgeweinten, sonst so seelenvollen Augen! Wie sah man es ihnen an, daß nun kein Blick mehr drinnen wohne für eine andere Erscheinung dieser Welt, nachdem die liebste dieses Lebens, dein Mann, daraus verschwunden war!

Die Leiche war in Käthchen's Haus gebracht und mit

aller üblichen Pflege versehen worden; das ganz entstellte Angesicht derselben wurde mit Leinwand dicht verhüllt und Niemand durfte es mehr besehen.

Es kamen nun die Leute nacheinander, um vor der Leiche hinzuknien und ein Vaterunser für die arme abgeschiedene Seele des Verstorbenen zu beten; sie besprengten die Leiche erst mit Weihewasser, aber enthüllen durften sie dieselbe nicht und Das war es, was mit zu Käthchen's schmerzlichsten Empfindungen gehörte, daß ihr und Andern nicht einmal mehr das theure Angesicht des Todten zu sehen gestattet war; denn wie ist es Vielen noch ein Trost, ihren Verstorbenen das liebe Angesicht, die theure Brust mit Blumen auszuschmücken und mit Bildern zu verzieren, und nichts von alledem war unserm Käthchen mehr vergönnt; daß Käthchen über die Todtenleinwand Blumen, Kränze, Bilder zur freundlichen Verzierung legte, das war doch nur ein trauriger Behelf für eine Sitte, die sonst so tröstlich wirkt.

Die Nachtwachen bei Georg Mulderer's Leiche waren immer so zahlreich bestellt, daß die große Stube oft kaum Platz genug darbot, alle die Leute zu fassen. Wie gewöhnlich wechselten da mit ernsten Gesprächen auch heitere und es war ergötzlich den Hofer dabei zu sehen, wie ihn jeder Scherz, der vorkam, augenblicklich aus der ernsten Stimmung warf und ihn selbst ermunterte, auch ein lustig Wörtlein mitzureden; aber ein Blick auf die Leiche oder auf sein Käthchen war genug, seine Augen wieder feucht zu machen. In stiller Trauer saßen Vater Mulderer und Anton da, kein ernstes Wort erschütterte sie mehr als sie es waren, kein lustiges Wort erheiterte sie merklich; und doch ist das eine gute vernünftige Sitte, durch heitere Gespräche auf die Trauernden zu wirken, auf Augenblicke gibt sie doch der

trüben Seele eine andere Richtung und erquickt sie unbewußt auf diese Weise.

In der zweiten Nacht kam unvermuthet auch der frühere Oberknecht Georg Mulderer's von Alt-Angern herüber, um bei der Leiche seines lieben einstigen Herrn zu wachen. Käthchen stieß einen Schrei des plötzlich erneuerten Schmerzes aus, als sie ihn hineintreten sah, und auch allen Andern war sein Anblick von erschütternder Wirkung. Friedel wollte „Gelobt sei Jesus Christus!" sagen und hinzufügen: „Käthchen, was muß ich hören? . . ." Aber gleich das erste Wort verschlug es ihm, er blieb an der Thüre lehnen und wischte sich den Schweiß von der Stirne und fuhr mit der Hand langsam über die Augen dem Thränenstrome nach, der sich über seine Wangen hinuntergoß. Eine Zeitlang redete kein Mensch in der Stube ein Wort. Vater Mulderer, der bei aller Weichheit seines Charakters doch in schmerzvollen Augenblicken eine wunderbare fromme Stärke beweisen konnte, war der Erste, welcher aufstand und dem treuen Knechte entgegengehend sagte: „Ja, du kommst in einer traurigen Zeit zu uns; komm aber und ruh' aus bei uns, es ist weit von Alt-Angern herüber." Der Knecht wollte auf die Leiche zu, um ihr Angesicht zu sehen, Vater Mulderer hielt ihn aber gleich zurück mit den Worten: „Nicht, nicht, bet' im Stillen für ihn, das Andere darf nicht sein." „So ist's wahr, was ich gehört hab', sein Gesicht ist nicht zum Kennen mehr?" sagte der Knecht mit lebhafter Rührung. Mulderer führte ihn ohne weitere Antwort zu einem Stuhle hin, daß er sich vor Allem niedersetze. Eine Weile hörte man nun wieder nur ein stilles Schluchzen in der Stube, dann erneuerte sich Käthchen's Jammer mit solcher Gewalt wieder, daß man lange genug zu thun hatte, das arme Weibchen nur einigermaßen zu

beruhigen. Mit unbeschreiblicher Wehmuth sagte sie dann zu Friedel: „Gelt, gelt, von uns bist du fort, weil du gemeint hast, es wird keine ruhige Stund' in unser Haus mehr kommen, du hast gemeint, nur Unfried' und sonst kein Unglück wird unser Haus heimsuchen, jetzt siehst du ihn mitten aus unserm Glück hinausgestorben, es ist nicht Das eingetroffen, was du gemeint hast." Der betrübte Knecht schwieg eine Weile, dann sagte er mit Fassung: „Besser so, Käthchen, als es wär' gekommen, wie ich gefürchtet hab'. Jetzt bist du und ist Jeder ohne Schuld, es ist ein Unglück, bei dem kein Mensch nicht dafür kann. Wer dich ansieht, muß Lieb' und Ehrfurcht für dich haben; o Käthchen, nicht alle Weiber sind schuldlos an dem Unglück von ihren Männern, wenn sie auch Käthchen heißen wie du, und ihren Männern, 'vor sie ihre Männer sind, schön thun wie die himmlischen Engel, daß man glauben sollt', sie kommen graden Wegs aus den Wolken wie die Heiligen; o Käthchen, ich könnt' von meiner neuen Hausfrau andere Dinge erzählen, sei froh, daß dein Mann gestorben ist, weil es nicht anders ist; andere Weiber werden ihre Männer selbst in die Grube bringen, aber ich will schweigen." Diese Worte Friedel's erregten eine große Neugierde unter den Versammelten, selbst Käthchen erhob den Kopf befremdet und konnte sich einer gewissen Theilnahme nicht erwehren. Die Neugierigsten fragten: „Wie, hat's der Irrker mit der Rösel-Katharine nicht getroffen, wie er gemeint hat? Ist schon Unfrieden vorgekommen zwischen den Eh'leuten? Du meinst doch die junge Irrkerin? Vertragt sie sich nicht mit ihrem Mann? Das wär' doch viel Undank von dem Weibe!" Man sah es dem Knechte an, daß er nicht wenig mit sich kämpfte, ob er sagen solle, was er wußte, oder ob er doch lieber schweigen solle. Endlich sagte er mit einer

lebhaften Bewegung: „Nein, es ist hier keine Sünd', wenn ich da kein Geheimniß nicht daraus mach'; wenn die jung' Irrkerin es so forttreibt, wie ich weiß, so ist's ja bald bekannt, wie die Sonn' am Himmel, so was kann nicht lang mehr verborgen bleiben; auch darf man für das Böshafte kein Mitleid und kein Herzerbarmen haben.“

Man rückte näher zusammen und Hofer fragte: „Nun, was ist's denn? Was verbricht denn die Irrkerin? Ist sie durch ihr Glück übermüthig worden? Verachtet sie jetzt andere Leute, die noch arm sind, wie sie einmal kürzlich auch noch gewesen ist?“

„O wenn's nur das wär'“, erwiderte Friedel, „das wär' am End' noch Alles gut zu machen und kommt auch sonst alle Tage vor!“

„So wird sie doch ihrem Manne treu sein, was? Sie wird doch einen Mann nicht betrügen, wie den braven, braven Irrker, einen Mann, den Alles schätzt und verehrt? Das wär' doch höllisch, gering gesagt — ah, das kann nicht sein! Er ist nicht nur wie ein Mann zu ihr, er ist wie ein guter wohlthätiger Vater; da müßt' sie ja alle Scham und Dankbarkeit und Ehr' in tiefsten Abgrund hinein vergessen, wenn sie das könnt'; Friedel, ah, das wirst uns doch nicht vorklagen jetzt, geh', ich glaub's im Voraus nicht.“

Diese Worte hatte der Schädelbauer mit Lebhaftigkeit gesprochen, und Friedel antwortete nach einer Weile: „Glauben sollte man's freilich nicht, daß so Etwas möglich wär', aber es ist doch so; ich hab' meine Augen und Ohren und kann was drauf setzen, wenn ich was hör' oder seh'. Und Untreu' ist's auch wieder nicht allein, es kommt da Alles zusammen, was man nur von einem bösen Herz von Grund

aus verlangen kann. Doch will ich von Anfang her sagen, wie ich dort Alles gefunden hab'."

Er setzte sich besser zurecht und fuhr dann fort:

„Ich hab' noch in meinem ganzen Leben kein junges Weib nicht gesehen, was gleich nach der Hochzeit, wie die jung' Irrkerin, schön und lieblich und brav und freundlich gewesen wär'; man hätte glauben sollen, es geht bei dem Irrker recht nach dem Sprichwort: Wo eine Tauben ist, kommen Tauben hin, wo Glück ist, kommt Glück hin; weil der Mann schon viel Geld hat, muß er auch noch ein gutes Weib bekommen. Es gibt keinen Armen in der Gegend, der nicht von der Irrkerin gleich nach der Hochzeit beschenkt worden wär'; die Alt-Angerer, wie sie das gesehen haben, haben gleich ihren Groll und Zorn beiseit geworfen, daß ihren Töchtern eine Fremde ihren reichsten Mann unter den Händen weggefischt habe; jetzt auf einmal sind Alle auch so zufrieden gewesen, weil die Irrkerin keinen Stolz und keinen Uebermuth gezeigt hat; wer weiß, hat sich Jedermann gedacht, wär' nicht jede von unsern eingebornen Töchtern zehn mal stolzer gewesen, es muß schon gut sein, wie es der Himmel diesmal gewollt hat. Und wie den Irrker habe ich dabei auch in meinem Leben keinen Mann glücklich gesehen, es ist schier rührend gewesen, wie er sich gezeigt hat, nicht ausgewechselt und lustig, nein, er hat das Alles mit stiller Lust und Freude angesehen und gehört, man hat wol merken können, es will sein Herz vor Glück zerspringen; aber ein freundliches «gut, gut», wenn ihm Jemand ein schönes Werk von seinem Weibe erzählt hat, ist Alles gewesen, manchmal sind ihm vor Freude die Augen übergegangen. Denkt euch nun, in dieses Haus bin ich gekommen, wie das Glück darin gerad' im besten Lauf gewesen ist, ihr werdet mir's verzeihen, daß ich in meiner

ersten Freude keinen Sinn und keinen Wunsch zu euch zurück mehr gehabt hab', nur ein Haus mit schönem Eheglück ist für mein Herz ein Ort gewesen und den hab' ich im Irrker seinem Haus gefunden. Da ist die Zeit gekommen und der Irrker hat auf die Reise müssen nach dem Westfälischen in Geschäften; an einem Sonntag nach dem Essen ist er aufgebrochen und hat einen herzlichen Abschied von seinem lieben Weibe genommen und hat mit nassen Augen ihr und uns das Haus ans Herz gelegt, wir sollen es hüten und nichts darin versäumen. Die Irrkerin hat laut auf geweint und mit Seufzen ausgerufen: «O Jesu, Jesu, jetzt gehst du fort und ich soll allein da bleiben, wie werd' ich mich gewöhnen ohne dich, o wär' dies ofte Reisen nicht, so wird es Jahr aus Jahr ein geh'n, ich werde einen Mann haben und werde ihn doch nur alle heilige Zeiten einmal sehen!» Dem Irrker hat das Jammern tief ins Herz hineingeschnitten und er hat sie nach und nach beruhigt. Den ganzen Nachmittag aber ist die Irrkerin noch dagesessen mit rothgeweinten Augen und hat sich trösten lassen von allen Nachbarinnen, und wer nur um Etwas gebeten hat, der hat es erhalten ohne Widerred'; ja sogar die jungen Burschen, wenn sie gekommen sind: «Darf ich Euern Schecken oder Euern Fuchs ausreiten?» haben ihren Willen erhalten. «Geht 'naus», hat sie gesagt, «ich lass' den Friedel bitten, daß ihr reiten dürft.» Mit Freuden hab' ich dann den Ruf vom guten Herzen meiner Hausfrau mehren helfen. — Aber da hat's ein Ende mit dem Guten und das Schlimme kommt. Die jung' Irrkerin hat eine Bas', die Brander-Elis' genannt, das ist ein Weib, vor der ich meinen Abscheu gefühlt hab' wie ich sie das erste mal gesehen hab', ich hätt' das Weib so oft sie gekommen ist, gleich immer beim Flügel nehmen mögen und auf der Stell' wieder fortweisen; wenn

die keine Mondhex' ist, so bin ich auch ein Todtschläger und Mordbrenner, was man will — ich laß mir auch nicht nehmen, die Irrkerin ist nur so höllisch bös geworden, weil diese Branderin ihre Base ist und weil sie lang bei ihr gelebt hat. Denkt euch nun, wie mir gewesen ist, wie an jenem Sonntag nach Mittag der Irrker kaum einige Stunden fort ist und diese Branderin daherkommt und Alles im Haus wie mit Zauberei verändert! Die Irrkerin sagt' gleich zu den Nachbarinnen: «Ach, mir wird so schwind'lig jetzt, ich bitt' euch, helft mir, ich will mich niederlegen.» Recht von Herzen bekümmert helfen die sie aus dem Gewande bringen und glauben schon, die Arme werde jetzt recht elend werden, und gehen fort, daß sie Ruh' zum Schlafen habe. Aber kaum ist Alles fort, so werden alle Thüren versperrt, die Irrkerin steht geschwind wieder auf, frisch und gesund und «allert», und es wird Feuer gemacht und gekocht und gebraten was gut und theuer ist, und der verreiste Mann ist vergessen und auf einen Andern wird gewartet. Mein Unterknecht, der hat schon lang von einer Liebschaft was gemunkelt, aber nicht das Herz gehabt, davon zu reden. Der hat mich auf das aufmerksam gemacht und wir haben vom Boden durch das Loch überm Ofen, wo die Wärme 'nausgelassen wird, in die Stube hinabgesehen und Alles hören können. Mir ist Hören und Seh'n vergangen; ich hab's nicht länger anseh'n können, ich bin auf und davon — ich weiß nicht in Wald und Feld und wo noch überall herum — jetzt ist meine Freude wieder aus und Amen gewesen, ich habe geglaubt, ich müsse mich vor Elend zu Tode weinen — so ein Mann wie der Irrker und auch in seiner Eh' so sehr verflucht und betrogen! Es ist schon Abend gewesen wie ich nach Hause bin und da hab' ich an einem Haus Jemand sagen hören: «Gott, wenn nur der armen

Irrkerin nicht schlechter wird, aus dem Rauchfang raucht es immer fort, sie wird Umschläg' über Umschläg' brauchen ...» Da hab' ich mir gedacht und geschworen: «Von jetzt an mag es rauchen oder nicht aus einem Hause, mag ein Haus von Gold die Wände haben oder von elendem Stein, mögen die Leut', die aus- und eingeh'n, lächeln oder weinen, ich vertrau' auf gar kein Eh'glück mehr in meinem Leben, es gibt doch kein Dach, darunter es zu finden wär'; jetzt will ich mein Aug' und meine Ohren zuschließen und nimmer aufthun bis zum Jüngsten Tag, wo ich nur die Straf' mir will betrachten für eine solche Erbsünd', die in jedes Haus einschleicht und nimmer 'naus zu bringen ist. So bin ich wieder nach Haus und hab' im Vorübergehen am Kammerfenster wispern und lachen gehört; eine Männerstimme ist auch darunter gewesen. Anfangs bin ich aufgefahren und hab' schon Thür' und Fenster verwettern wollen, der höllische Liebhaber drinnen wär' nicht lebendig aus meinen Händen kommen; aber ich hab' mich gleich wieder gefaßt und zu mir selber gesagt: «Laß, Friedel, laß, wenn es in der ganzen Welt so zugeht, warum willst du dich allein da erzürnen und abgeben, mag Jeder thun, was er will, wenn nur ich nicht so bin, auch geht es mich nichts an.» Ich bin ruhig hinaufgestiegen und habe mich ins Bett gelegt, hab' aber nicht einschlafen können. Mein Unterknecht hat schon auf mich gewartet und mich um Rath gefragt; ich hab' mich umgedreht und ihm zur Antwort geben: «Laß mich, ich will von der ganzen Sünd', von dir und von der Welt nichts wissen, komm' mir damit von heut' nicht mehr.» Der Unterknecht aber hat gesagt: «Ah, wenn du nichts wissen willst, so thu' ich doch auf meinen Namen was»; drauf ist er hinunter in den Garten, hat dem Oberjäger Finke so lange aufgepaßt bis er aus dem

Hause gekommen ist und hat ihn gottsmörderlich auf gut bäurisch durchgewalkt und dann mit verstellter Stimm' gesagt: «So, die hast du derweil umsonst, verlier' am Heimweg keinen — die andern wenn du wiederkommst.» Weil die Sünd' nur still dahergeh'n muß, so hat der Oberjäger sich das Maul gewischt und ist schön säuberlich mit dieser Kost davon. Aber andern Tags oder in der andern Nacht hat er sich ein paar Leute von seinen Untergebenen mitgenommen und hat sie wie auf den Pascheranstand in dem Garten aufgestellt, daß sie ihm zu Hülfe kommen könnten, wenn ihm wieder was zustoßen würde; aber die Schläg' sind weiter ausgeblieben. So ist er jetzt die Woche drei mal in der Nacht gekommen und hat endlich der Irrkerin auch die Schläg' eingestanden. Die hat gleich Verdacht gefaßt auf ihre Knecht' und weil sie nichts hat beweisen können, hat sie ihre Freundlichkeit von dem Tag' eingestellt und hat uns immer scharf ins Aug' genommen. Endlich ist die Zeit umgewesen und der Irrker ist von seiner Reise wiederkommen. Die Irrkerin hat wieder geschrien und geweint vor Freude, daß ihr einziges Glück und Gut wieder da sei, und der unglückliche Mann hat Alles für gut und wahr genommen und hat seiner Freude kein Maß gewußt. Zwei Tag' und zwei Nächt' hab' ich fort und fort überlegt, was ich thun will, sag' ich's dem Irrker, wie er daran ist oder laß ich der höllischen Sünd' ihr Vorrecht und leg' ihr keinen Stein entgegen? Aber zuletzt hab' ich ein Herz gefaßt und hab' mir vorgenommen, der Irrker soll's erfahren. Ich hab' im Voraus gleich meine sieben Sachen zusammengepackt, das hab' ich wol gewußt, den Dienst wird's kosten und bin mit Herzklopfen zum Irrker hinabgegangen; aber mein Unterknecht ist mir schon halb todtenbleich und halb lachender entgegengekommen und hat

mir eingestanden, daß er gerade beim Irrker gewesen sei und die ganze Sach' ausgeredet hätte. Der Irrker hab' ihn angehört und ausreden lassen und dann zum Bescheid gegeben: «Geh' und schnür' dein Bündel, du bist in meinem Dienst nicht mehr. Wer von meinem Weibe so was sagt, verdient, daß man ihn mit Hunden 'naushetzt. Du kommst so daraus, weil ich dich lieb gehabt habe, komm mir aber nicht mehr unter die Augen.» Die Antwort hab' ich auch für mich gleich gelten lassen und hab' mir nur vorgenommen, ich will bleiben so lang' der Irrker zu Hause ist, wenn er aber das nächste mal wieder auf Reisen ging', wollt' ich auch abreisen. Aber wie er fort ist, bin ich doch wieder geblieben und hab' doch sehen wollen, wie weit es lästerliche Menschen treiben. Jetzt ist die Sach' von Tag zu Tag immer viel schlimmer worden: der Oberjäger ist alle Nacht gekommen und erst früh Morgens fortgegangen, die Irrkerin hat immer mehr die Scheu von ihr geworfen, sie hat nichts mehr darnach gefragt, was Knecht' und Leute munkeln, und auch in der Wirthschaft hat sie mit ihrer Höllenbas' die rechte Untreu angefangen. Da sind Sachen und Geld verschleppt worden, da ist den Leuten am Lohn immer mehr abgerissen worden, die Kost in diesem reichen Haus ist für die Dienstleut' kaum mehr zu essen gewesen und ich hab' mich deswegen einmal scharf ins Mittel legen müssen. Jetzt hab' ich nur noch abwarten wollen, bis der Irrker zurückkäm', und das ist gestern geschehen, da hab' ich meinen Abschied genommen. Der Irrker ist grad' bei seinem Weib am Tisch gesessen und hat in seinem Glück den Arm um ihren Hals geschlungen. «Was willst du, Friedel?» hat er mich zuerst mit Freundlichkeit angeredet, «du siehst ja aus wie man auf Kirchweih geht! Hast mit mir zu reden?» Die Irrkerin ist brennroth geworden und hat geschwind

gesagt: «Ach Jesu, lieber Mann, ich hab' wie auf den Tod drauf vergessen, der Friedel hat zur rechten Zeit aufgekündigt, ihm ist's in unserm Haus nicht mehr anständig oder was genug; er will fort.» Der Irrker ist eine Weil' dagesessen, hat den Arm von ihrem Hals langsam heruntergenommen, hat kein Wort gesagt und ist dann ernsthaft aufgestanden. «Wie ist das möglich?» hat er endlich gesagt, «Friedel, was treibt dich aus meinem Haus? Ist dir was geschehen, so sag's; vielleicht können wir doch beinander bleiben.» Ich hab' nur mit den Achseln gezuckt und hab' ein Aug' auf sein Weib geworfen, die jetzt dagestanden ist käseweis und mit giftigen Blicken und wär' wahrscheinlich höllisch über jed's Wort hergefallen, wenn ich mit einer Klag' gekommen wär'. Aber ich hab' nichts geklagt und hab' dem Irrker nur die Hand gegeben und gesagt: «Irrker, ich bin nicht aus der Welt, wenn wir später, später einmal reden wollen.» Das hat ihm wol eine Weil' die Stimm' verschlagen, so ist noch kein Mensch aus seinem Haus fort, und er ist mit mir bis vor die Hausthür hinausgegangen: «Du bist mir immer lieb und werth gewesen», hat er endlich draußen mit trauriger Stimm' gesagt; ich hab' ihm nur zur Antwort geben: «Irrker, wenn ich einen Mann verehr' auf dieser Welt, so seid es Ihr, aber ich kann nicht länger bleiben.» So bin ich fort und der Irrker hat mir lange nachgesehen; wie ich aber später von einer Berghöh' nach Alt-Angern zurückgeschaut habe, ist der Irrker Arm in Arm mit seinem Weibe zwischen den Feldern langsam und, wie ich gemeint hab', in Glück und Frieden dahingeschritten ...."

Die Erzählung des Knechtes brachte eine tiefe Wirkung bei Allen hervor. Lange drehte sich das gemeinsame Gespräch der Versammelten um diesen Gegenstand, bis der

Morgen kam und die Leute auseinandergingen. Anton Mulderer zog den Friedel später bei Seite und bat ihn, künftig wieder in Hofer's Hause zu dienen und zu vergessen, was er früher hier zu seinem Leid erfahren habe. „Ich kann dir's ja sagen", fuhr er fort, „daß ich jetzt für Käthchen's Ehr' muß sorgen, alle Leute wissen, wie es zwischen mir und meinem Bruder und Käthchen früher gewesen ist, wenn mein Bruder von heut' an begraben ist, darf ich nicht mehr unter Einem Dach mit Käthchen leben. Das weißt, heirathen dürfen wir in Ewigkeit nicht einander, aber die bösen Leute hätten doch zu reden, lieber geh' ich von heut an zu meinem Vater zurück, er wird alt und es wird ihm recht sein, wenn ich selbst die Wirthschaft übernehme. Friedel dachte eine Weile nach und sah nicht heiter drein. „Eigentlich", sagte er, „ist mein Bleiben nicht bei Euch, mein Weg führt' mich nur vorüber. Ich hab' meine Vacanz gerade benützen wollen und doch einmal zu meiner Mutter gehen; ich fürcht', ich fürcht', die Mutter thut mir's doch einmal „uwalen"*) und stirbt mir und ich hab' das Nachsehen, bis mir Gott selber hinüberhilft. Aber wenn ich die Sachen wieder anders zu Herzen nehm', was ich zu Haus erfahren und sehen werde, wie ich mit einem traurigen Gesicht meiner Mutter doch auch keine freudige Erscheinung bin, so möcht' ich doch lieber nicht hingehen und lieber ein paar gute Zeilen an meine Mutter schreiben, daß sie mich selber besuchen möcht'. Wart' alsdenn, lieber Anton, ich will heut' bei der Begräbniß dableiben und morgen reden wir wieder davon. Aber das sag' ich dir, ich fürcht', wenn die schlimmste Trauer um deinen Bruder vorüber ist und viel von allem Unglück vergessen, ich fürcht', du bleibst

---

*) plötzlich.

nicht so wie du bist gegen das Käthchen und weil ihr euch niemals nicht heirathen dürft', verfallt ihr Beide zuletzt einst recht in ein Herzensübel und ich steh' wieder mitten unter euch da und hab' das Zuseh'n zu meiner eigenen Verzweiflung." Anton stand in Gedanken da und gab ihm dann die Hand mit den Worten: „Befürcht' nur Das nicht, da weiß ich mich schon sicher."

Es war der Morgen des Begräbnisses; das Wetter war mild und heiter; von allen End' und Orten kamen Leute, sich dem Kirchenzuge anzuschließen. Als der Priester kam, in Begleitung der Ministranten und der Leichensänger, glaubte man, Käthchen sei rasend geworden; sie wollte Niemand zum Sarge hinlassen, weder den Priester noch die Sänger. Mit Gewalt mußte sie ihr Vater und Anton in die Kammer führen und da zurückhalten bis der Zug im Gange war, dann erst folgte man mit ihr von ferne dem Sarge; Käthchen's Schreien und Weinen machte noch manches Herz in Thränen zerfließen, Viele, die sonst nicht geweint hätten, schluchzten jetzt bitterlich hinter dem Sarge her.

Hell durch die stille Luft ertönte der wehmuthsvolle Grabgesang:

So muß ich von euch scheiden, ihr meine Lieben all',
In meiner Jugend Prangen aus diesem Jammerthal!
Der Herr hat es befohlen, ich darf nicht widersteh'n,
Ihr Lieben alle hoffet, daß wir uns wiederseh'n.
Wie gern möcht' ich noch einmal erheben meinen Leib
Und an mein Herze drücken mein liebes armes Weib;
Wie gern möcht' ich noch einmal eröffnen meinen Blick,
Daß er euch tröste über mein trauriges Geschick.
Erstarrt sind meine Hände, ich heb' sie nimmer auf,
Zu trocknen euch, ihr Lieben, die Thrän' in ihrem Lauf.

O daß ich euch erreichen mit meinen Lippen könnt'
Und Stirn und Aug' euch küssen bis aller Tage End'!

Das ist ein traurig Schicksal, ist man bereit ins Grab,
Daß jedes Liebeszeichen so ganz ein Ende hab',
Daß kaum des Leibes Blume vom Tode ist gepflückt,
Man ohne Hülf' und Rettung gleich gar so stille liegt.
Doch ist es nur die Hülle, die von der Seele fällt,
Die Seele doch mit Sehnen am Himmelreiche hält;
So laßt uns nicht zu traurig bei unserm Scheiden sein,
Mein' arme Seel' zieht friedlich im Himmelreiche ein.

Nur Käthchen's unsaglich schmerzhaftes Schreien und Schluchzen durchbrach den milden wehmuthsvollen Gesang der Knaben-, Mädchen- und Männerstimmen. Weit hinter dem Sarge sprach ein Vorbeter die üblichen Gebete und die Menge sagte sie dumpfbrausend nach.

Der Johann Meier kam eben von einem Gange über Feld zurück, und weil er aus der Ferne den Gesang des Leichenbegängnisses hörte, aber wegen einer Anhöhe den Zug nicht sehen konnte, beeilte er sich, den Fußweg am Waldessaume hinaufzuschreiten. Erst als er oben anlangte, bemerkte er, daß noch Jemand dem Leichenzuge von hier aus nachblicke; Meier wollte sich zu ihm gesellen und trat dem Fremden näher, warf aber im nämlichen Augenblicke, das Gesicht des Fremden sehend, Stock und was er in den Händen trug hinweg und glaubte vor Entsetzen den Geist aufgeben zu müssen.

Der Georg Mulderer stand vor ihm, zwar ziemlich verwildert in seinem Aeußern, aber doch leibhaftig.

„Jesus Christus, Jesus Maria Joseph und alle Heiligen!" schrie Meier, als er seine Sprache wiederfand — „Mulderer, du bist da und dort begrabt man deine Leiche gerade?"

Georg erblickte ihn jetzt erst und fuhr zusammen. „Still, still, oder ich müßt' Euern lebendigen Leib anfallen, wenn Ihr's weiter sagen wolltet", sagte er. „Ich weiß, mich hat ein böser Geist verführt, aber jetzt kann's nicht anders mehr werden. Ich erschein' Euch bei Tag und Nacht und lass' Euch an Leib und Seel' keine Ruh', wenn Ihr nur ein Sterbenswörtlein meinem Weib oder meinem Bruder oder meinem Vater oder wem sonst sagt, daß Ihr mich gesehen habt. Geht fort, seht Euch nicht um, kümmert Euch nicht mehr was ich bin oder thu', es kost't Euch sonst Euer Leben!"

Nach diesen Worten verschwand er mit zwei Sätzen im Walde.

12.

Ein Liebeszeichen nach dem Tode.

Es wäre eine süße, fromme Pflicht, die wir nicht versäumen sollten, uns oft im Leben aufzuerlegen: in bewegtern Stunden der Einsamkeit die lange Reihe bekannter Menschen an unserm freundlich ernsten Andenken vorübergehen zu lassen, vor Jedem, der uns mehr oder weniger nahe gestanden, mit prüfendem Freudensauge anzuhalten und in milder Wehmuth uns seines Wesens und seines Verhältnisses zu uns zu erinnern. Wir können oft gar nicht tief genug durchschauen, wie wichtig Der oder Jener für uns gewesen und wie viel Kostbares unsere Seele aus all den nahen und fernen Beziehungen zueinander gewonnen habe. Kein Zweifel ist: Was irgend an uns Reifes ist,

kam durch Erfahrung, fremde oder eigene, durch Lehre und Umgang zur Reife. Aber Etwas übersehen wir gar oft, und das ist traurig: uns entgeht das Stille, Tiefe, Fromme eines sonst sehr bekannten Wesens so oft, weil wir unser Auge im großen Tumulte der Welt so häufig nur an das Ueberraschende, Glänzende unverwandt richten; geblendet und betäubt eilen wir an Herzen vorüber, welche noch das Herz nicht haben, uns einmal weinend anzureden und zu vertrauen, was ihnen am tiefsten im Gemüthe liegt; und so — erschütternd ist es nur zu denken — so geht manche verschwiegene Freundschaft vorüber, richtet manche verborgene Liebe ein schweigsames Herz zu Grunde.

Der rastlose Lebenssturm, dem wir athemlos folgen, wird uns solche Verluste niemals vergüten.

Das Volk, welches sonst nie lange klagende Worte macht in traurigen Dingen des Herzens, erfindet sich für seine Schmerzen fromme, tröstliche, wunderliebliche Sagen, darin es den Trost neben den Schmerz stellt, Balsam neben die Wunde. Auch im Falle des Liebensangedenkens von dort herüber weiß es erbaulichen Rath.

Hier eine solche süß-erschütternde Sage.

Sie nimmt sich jener Verstorbenen an, welche mit der namenlosen Pein der Liebessehnsucht im Herzen aus dem Leben müssen und auch jenseit keine Ruhe finden können. Den Lebenden ist es leicht, wenn es ihr Herz einmal mit unbezwinglichem Ungestüme fodert, sich Denen bemerkbar zu machen, welchen sie gern nahe stehen möchten; aber was bleibt den armen Todten, die hier nicht sprechen und von dort herüber kein Zeichen mehr geben können?

Wir wollen sehen, was die Sage meint.

Es starb, erzählt man sich, eines Sommerabends ein wunderliebliches Töchterlein ihrer weinenden Mutter; starb,

wie man nie zuvor ein ähnliches Hinscheiden gesehen hatte, mit süßem heiterm Lächeln, drückte freudig-feuchten Auges der schluchzenden Mutter die Hand, indem sie in sanfter Verklärung sagte, ein Traum habe ihr in letzter Nacht allen Gram und alle Klage aus dem Herzen genommen, sie werde nicht auf lange scheiden. Eben ging nach einem lauen säuselnden Frühlingsregen die Sonne groß und herrlich nieder, man hatte die sanfte Sterbende unter eine schattige Linde hinaustragen müssen und hier sagte sie: bis der Abendstern käme würden die Lüfte leise klingen, in den Zweigen über ihrem Haupte würde es rauschen wie vom lebhaften Ansturme einer flüchtigen Vogelschar, zugleich würde ein leises Flattern und Laufen hörbar werden wie von seligen Kindern, die im Abendscheine spielen; dies leise Klingen aber wäre ihr eigener seliger Freudensang, weil sie noch bleiben dürfe eine süße Weile, wenn auch unsichtbar um ihre Lieben; dies Rauschen in den Lindenzweigen wäre ein Zeichen der wüthenden Flucht jener Erdenleiden, welche ihrem jungen Herzen noch bevorstanden, nun aber sich im Tode freiwillig von ihrer verklärten Beute trennen müßten; und jenes leise Flattern käme vom Himmelskleidchen ihrer eigenen Seele, die in verklärter für Erdenaugen unsichtbarer Gestalt gleich kindlich spielen und schäkern würde mit seligen Kindern, die sie schon nahen höre. — Die letzten Sonnenstrahlen glühten noch auf den hohen Bergwäldern und im fernen Osten kam der blinkende Abendstern zu leuchten, da verschied das wunderliebliche Töchterlein in den Armen ihrer weinenden Mutter .... Wie wurde dieser nun und den Brüdern, die stumm von Schmerz um ihr Schwesterlein standen, und dem ehrwürdigen Vater, der gramvoll gebeugt sich stützen mußte auf seinen bejahrten Freund, als es wirklich leise zu klingen und singen begann über ihren Häuptern,

als wirklich wie eine schreiende flüchtige Vogelschar ein lebhaftes Rauschen durch die Blätter der ganzen Linde fuhr und als nun auch das leise geschäftige Flattern eines duftigleichten Kleidchens hier und dort, nahe und ferne hörbar wurde! Ein Lächeln des Friedens blieb zurück auf den Lippen der jung Verstorbenen und verlor sich auch nicht als sie zu Grabe getragen wurde.

Nun war kurz vor dem Absterben unsers Wundertöchterleins eine wilde unfriedliche Zankgeschichte im nahen Jägerhause vorgefallen; die heftige, keifende junge Försterin hatte wieder einmal, was nicht selten geschah, ihren edlen geduldigen Mann nach unausstehlichen Quälereien in Harnisch gebracht, daß er endlich, wie es würdigen Männern schon geht, ins Uebertriebene, Leidenschaftliche überspringen mußte, um zu zeigen, wenn er wolle oder genöthigt sei, daß er auch im Streite der Herr und Oberste des Hauses sein könne. Als er Das mit Wort und sonstigem Nachdrucke bewiesen hatte, machte er sich fertig, nahm sein Gewehr und ging. Im Walde schoß er großes und kleines Wild, sah Blut, hatte durch langen Jagdlauf endlich sich müde Glieder erobert und gedachte wieder heimzukehren. Vieles hatte seit seiner Ehe beigetragen, ihm sein Weib, sein Gewerbe und sein Haus vom Grunde seines Herzens zu verleiden. Er war einst nur ein schlichter Bauernbursche, schön von Gestalt und freundlich in all seinem Wesen, deshalb sah ihn bald die feine Jägerstochter mit verliebten Blicken an und brachte ihren Vater dahin, daß er ihn wie sein eigenes Kind ins Haus aufnehme, pflege, belehre und endlich für des Vaters Stelle tauglich mache. Es war natürlich, aus Beiden wurde dann ein Paar. Aber da zeigte sich es denn bald, wie traurig sich die Dinge ändern können, ist die Hochzeit nun vorbei. Ueber sein Schicksal dachte der junge För-

ster diesmal im Walde ganz besonders nach und ließ sich so in trüben Gedanken am Saum des Waldes nieder. Als er sich den Schweiß von der Stirne wischen wollte, siehe da fehlte ihm sein Schnupftuch; er wußte aber ganz gewiß, daß er es zu sich gesteckt hatte, doch suchte er es jetzt vergebens. Als er eine Weile in Gedanken dagesessen hatte, hörte er grade über sich auf einem Baume eine Krähe schreien, welches Gekrächze ihm von jeher unausstehlich war; sogleich griff er nach dem Gewehr, um das Thier herabzuknallen, doch siehe, es fehlte ihm sein Gewehr und an dessen Stelle lag sein Schnupftuch. Ein sonderbares Befremden ergriff ihn sowol über den Verlust des Gewehres, welches er eben neben sich hingelegt hatte, als auch über das Wiederfinden des Schnupftuches, weil er zuverlässig wußte, daß er wol zehn mal nach dem Platze hingesehen und hingegriffen habe, wo es jetzt lag. In diesem Augenblicke sah er auf seine rechte Hand und siehe wieder: seine beiden Ringe, die er noch eben daran erblickt, waren herunter und fort. Erschrocken sprang er auf und stieß dabei an sein Gewehr, welches auf demselben Platze lag, wo er es eben nicht gefunden hatte; als er aber darnach langte, sah er auch seine Ringe wieder am Finger. Jetzt warf er sein Gewehr in Eile über die Schulter und wollte erschüttert den Ort verlassen, wo ihm dieses Sonderbare geschah; doch das Wunderbarste sollte nun erst kommen.

Erst war's, als umkreise ihn der Flug einer einsamen Biene, die ihren Heimweg nicht mehr findet und sich in rastlosen Wirbeln ermüdet; es war ein leises Weinen und Klagen in diesem Gesumme. Das zitternde Klingen einer Saite schien es hierauf, das sich verstärkte und schwächte, bald mengte sich auch ein wunderbar fremdartiges Tönen darunter, zugleich ein leises Flattern und wehmüthiges Flü-

stern verklärter Stimmen; zu vollen herzerschütternden Accorden schwoll und in jenes leise Weinen und Klagen verlor sich die süße wundervolle Luftmusik endlich wieder, und das ging so fort, von Secunde zu Secunde mannichfacher, seltsamer, bezaubernder; kein Zweifel schien bald mehr: auch zarte Menschenstimmen sprächen dazwischen, wehmüthig klagend, mächtig erschüttert; Trauerworte verschlang ein vernehmliches Schluchzen.

Der junge Förster lehnte an einem Baume und weil sein irdisches Auge von all den unsichtbaren Dingen der Luft nichts sehen konnte, so schloß er seine Augen und ließ seine Seele gestalten, wozu das Klingen in den Lüften eben anregen mochte. Und nun schien es ihm, ein Knäblein, das sich im Walde verirrt, rufe, weine und laufe hinter ihm und je mehr es sich entferne, desto mehr verkläre sich sein Ruf, bis er zuletzt ganz in der Ferne mehr und mehr zum lieblichsten Gesange verschmolz. Dann schien es ihm, eine besorgte Mutter führe eine Schar lustiger und schäkernder Kinder vorüber und mahne sie mit fromm-wehmüthigen Worten, ihre Herzlein künftig ja recht, ja recht in Acht zu nehmen, und wie sie also sprach, schien ein tobender Reiter zwischen Mutter und Kinder zu sprengen und Tod und Jammer anzurichten: ein erschütternder Leichenzug übertönte das Weinen der Mutter und Kinder. Dann schien's, es senke sich eine Schar Verklärter mälig, mälig, und menge Freudensang in jene irdischen Trauertöne. Aber das Herz zerriß es dem Jägersmanne, als plötzlich in schneidenden Jammertönen ein Mädchen vorüberzustürzen schien, die Arme schmerzvoll rasend gegen Himmel geworfen, die Haare offen und fliegend im Nacken; es klang wie Schmerzruf einer sehr bekannten Stimme und dennoch wieder so fremd, so überirdisch wunderbar. Dazwischen blieb der Gesang der Verklär-

ten noch hörbar, der sich von oben allmälig tiefer senkte bis des jammernden Mädchens Ruf mit jenem Friedensgesange verschmolz und nur leise daraus erkennbar blieb. Nach langer Dauer erst verlor sich dieses schreckliche und liebliche Spiel der Lüfte wieder und wie ein feiner, weithin flatternder Schleier zerriß es zuletzt um die Ohren des jungen erschütterten Försters und wie der Flug einer einsamen Biene zog es nur mehr verklingende Kreise, leise weinend, flüsternd, klagend.

Dies geschah einige Augenblicke nach dem Absterben jenes wunderlieben Töchterleins, von dem wir oben erwähnt. Beide, der Jäger und die Verstorbene, waren einst Nachbarkinder gewesen, spielten ihre zartesten Kinderjahre miteinander, hatten nie gezankt und gingen in dieselbe Schule mitsammen. Nach den Schuljahren wurde Jedes ernsthafter; der hübsche Bursch ging ehrgeizigern Dingen nach und kam endlich in die Fesseln des Jägerhauses; die Jugendspielin hing mit träumerischem Sinn der Erinnerung aus frühern Tagen und — was zum unseligsten Uebel für sie werden sollte — dem herrlich aufblühenden Burschen nach, so lange ihr Herz noch schlagen konnte. Und so kam es, daß sie eben am gebrochenen Herzen starb, als er sein häusliches Unglück gerade in voller Blüte sah.

Ohne von diesem Leid und von dem Tode seiner Jugendspielin noch zu wissen, kehrte der junge Förster heim an jenem wunderbaren Abende, erwartend, daß ihm wie sonst sein wüthendes Weib entgegenkommen und die Scene des heftigsten Streites erneuern würde. Als er von weitem sein Haus erblickte, sah er zugleich sein Weib vor der Hausthürschwelle hin- und herlaufen und hörte ihr fürchterliches Gekeif mit Knecht und Mägden. Heftiger als sonst wollte jetzt dem Jäger die Galle steigen; er beschloß — es ende

nun der Kampf wie er wolle — sich abermals wie ein Herr und Meister im Hause zu zeigen und das Feld mit entschiedenem Erfolge zu behaupten. Nachgiebigkeit hatte schon zu viel verdorben, es sollte nun schnelle Strenge Alles verbessern. Aber welch' ein Staunen erfaßte ihn, als er sein Weib, welches sich wüthend im ersten Augenblicke gegen ihn gekehrt hatte, auf einmal mit zärtlicher Freundlichkeit entgegenkommen sah, worauf sie mit aufrichtigen Thränen ihn küßte und ihn, was früher niemals geschehen war, mit den lebhaftesten Worten um Vergebung bat. Von solchem Wunder vergingen ihm fast die Sinne, um so mehr, als es ihm vorkam, daß es über seinem Haupte wieder zu singen und klingen anfange, wie kurz zuvor. Schweigend ließ er sich also vor der Hand die Liebkosungen seiner Frau gefallen, wurde immer nachdenklicher, je mehr er sich von der wirklichen Herzlichkeit und Aufrichtigkeit dieser Liebkosungen überzeugte, aber erkannte bald, daß es auf natürliche Weise so nicht zugehen könne. Solche Scenen wiederholten sich nun öfters und auch andere Wunder blieben dabei nicht aus. So oft die Jägerin in Zorn gerieth, hörte ihr Mann gleich das leise Klingen in den Lüften und bald darauf schien eine unsichtbare Macht das heftige Weib leise zu besänftigen und friedlich aufzuheitern. Nur einmal fragte der Jäger sein Weib: „Aber sag' mir doch, mein Lieb', hörst du nichts, gar nichts über uns in den Lüften?" „Ich höre nichts, mein Alter, es wird dir nur das Ohr so klingen wie es oft geschieht", sagte sie. Er ließ es dabei bewenden. Von nun an verging kein Tag, ohne daß der Jäger, wo er stand oder saß, zu Hause oder im Walde, bald Dieses bald Jenes vermißte: bald die schöne Feder auf dem Hute, bald den Ring am Finger, bald Pulver und Blei, bald das seidene Tuch, welches er um den Hals trug, und wenn er sich dann lange

abgemüht hatte es zu finden, so lag es plötzlich gerade dort, wo er am eifrigsten gesucht und es nicht gefunden hatte.

Ueber alles Das wollte er Aufschluß haben; deshalb machte er sich zu einem wunderlichen silberhaarigen Manne auf, daß er ihm Rath verschaffe. Dieser ließ sich nun Alles genau erzählen und dachte drei Tage darüber nach, dann sagte er dem Jäger: „Nun ich glaub', ich hab's... Sagt, habt Ihr in Euerm Leben von Jugend auf viel Umgang mit Mädchen gehabt? Habt Ihr wol Acht gegeben, welche Euch sehr verehrt und doch geschwiegen hätte?" Der Jäger erwiderte: „Ich habe freilich oft kindlichen Umgang mit Mädchen gehabt, die mit mir aufgewachsen sind, aber ich hab' niemals Acht darauf gegeben." „Nun so geht jetzt nach Haus, es wird Abend", sagte der Greis, „und legt Euch gleich zu Bett'; fangt an und denkt nach über alle Jugendspielinnen, und habt Ihr alle durchgemustert im Andenken, so steht wieder auf und seht nach, was Euch von Euern lieben Habseligkeiten fehlt; könnt Ihr Etwas wieder nicht gleich finden, so denkt mit einem Seufzer an jenes liebe Kind, von dem Ihr glaubt, daß es Euch könnte im Stillen verehret haben: stellt sich in diesem Augenblicke, wo Ihr an das Mädchen denkt, die Sache zurück, so kniet hin und weint eine bitterliche Thräne, denn Ihr seid schuld, daß ein zartes Herz wegen Euch an gebrochenem Herzen gestorben ist."

Der junge Förstersmann erschrak und ging in wunderlichen Gedanken nach Hause.

„Liebes Weib", sagte er, „ich geh' heut' zeitiger schlafen, stör' mich nicht, mir ist nicht eben wohl."

Dann ging er zu Bette und lief die Reihen seiner Lieben durch, welchen er von Kindheit auf besonders nahe gestanden hatte. Beim Andenken an seine verstorbene Ju-

gendspielin verweilte er am längsten; ein süßes Schauern empfand er dabei und jenes leise, leise Klingen schien sich wieder hören zu lassen. Da sprang er auf und sah unter seinen Habseligkeiten nach, was ihm fehle. Sein Brautring war's, den er vermißte. Kaum aber rief er aus: „Anne! Anne! Bist du es, die um mich gestorben ist, ist dies dein Zeichen?“ so erklang es wieder in vollen, aber heitern Tönen über seinem Haupte und ein sanftes Schluchzen blieb hindurch vernehmbar, der Brautring aber lag vor ihm gerade auf der Stelle, wo er vorhin umsonst gesucht hatte. — Von dieser Stunde an beschloß er sein wärmstes Andenken der Verstorbenen zu widmen und sie anzurufen so oft er irgend Etwas vermißte; stets blieb auch der Zauber dieses Namens wirksam. Fehlte ihm Ring, Kette, Hut oder Gewehr, so rief er nur: „Anne! Anne! bist du es?“ und es lag da.

Wer also von uns je so glücklich oder unglücklich war, ein verschlossenes Herz unbewußt gebrochen zu haben, der nehme sich diese Zeilen zu Gemüthe; es soll wenigstens keine festliche Jahreszeit vergehen, ohne daß wir allen Denjenigen ein freundliches Angedenken widmen, die uns je im Leben näher gestanden haben. Und wenn es geschieht, daß Jemand diese oder jene Kleinigkeit nicht finden kann, von der er doch bestimmt weiß, wohin er sie gelegt haben mußte, der erinnere sich an jenes Herz, welches er im Verdachte heimlicher Liebesqualen haben dürfte. Im Volke heißt es, daß immer, wenn wir etwas Liebes an seinem Platze nicht sogleich finden können, die sanfte Geisterhand einer weinenden Seele darauf ruhe und sich erst wegrücke, sobald wir den Namen der Verstorbenen errathen und mit freundlicher Wehmuth nennen.

Nun heißt es aber ferner: es sei allerdings nicht allen Liebenden, die in ihrer tiefen Leidenschaft starben, erlaubt, von dort herüber sich zärtlich bemerkbar zu machen, weil sich viele mit der Paradiesentschädigung jenseit zufrieden finden, andere mit dem himmlischen Versprechen, daß der Liebling bald nachkommen würde; manche Verstorbene aber haben ihr Herz so unverwandt nach dieser Erde gerichtet, daß sie weder Paradies noch ein himmlisches Versprechen trösten kann; und für diese weiß der Glaube von einer besondern Gnade des Himmels, daß sie nämlich leise und unvermerkt wieder kommen dürfen und auf zarte Geisterweise ihre Lieblinge so lange mahnen, bis sie in deren Herzen ein liebevolles Erinnern erweckt haben.

Diese Sage war es, welche auch unserm Hofer-Käthchen nach dem Begräbnisse ihres Mannes unsagliche Wehmuth bereitete. Es verging kein Tag, ohne daß Käthchen Dieses oder Jenes, was sie zur Hand zu haben meinte, zu ihrem Jammer und Schrecken vermißte. Mochte nun auch manches mal die Aengstlichkeit und Hast daran schuld sein, warum sie oft Dinge, welche wirklich vor ihren Augen dalagen, nicht sehen konnte; so ist doch nicht zu leugnen, daß ungewöhnlich oft Dieses oder Jenes vermißt wurde, was eben noch von ihr oder Jemand im Hause gesehen worden war. Käthchen weinte immer laut, wenn so etwas geschah, denn sie meinte, Georg's unsichtbare Hand ruhe darauf und wolle ein Zeichen des Angedenkens von dort herübergeben. Eines Mittags während der Ernte hatte Käthchen so viele Leute zur Arbeit gebraucht, daß bei Tische ein Löffel zu wenig war und Käthchen sich genöthigt sah, den ihres seligen Mannes aus der Kammer zu holen; aber welch ein Schmerz erneuerte sich in ihrem Herzen wieder, als der Löffel nicht zu sehen war; Nachmittag aber fand ihn Käthchen auf

derselben Stelle, wo sie vorhin vergebens gesucht hatte. Ein anderes mal geschah es, daß Käthchen ihren Brautring als Muster herzeigen sollte; Käthchen hatte ihn noch zwei Stunden zuvor in dem schönen rothledernen Schächtelchen in Wolle eingewickelt gesehen, aber als man jetzt den Ring zu besichtigen kam war er verschwunden und erst des folgenden Tages fand ihn Käthchen wie zuvor an Ort und Stelle. So ging das einige Wochen fort und Käthchen brachte nicht selten halbe Nächte in Thränen und Gebet dahin. Sonst geschah in Käthchen's Hause freilich nichts Bedeutendes, denn die ländlichen Geschäfte gehen ihren regelmäßigen vorausbestimmten Gang und wenn schon in einem Hause Veränderungen vorfallen, so betreffen die nur höchstens den Wechsel der Personen. Nun, dieser Wechsel bestand jetzt darin, daß der alte Hofer seit Georg's Tode wieder lebhaft an der Wirthschaft sich betheiligte, daß Friedel wieder die Stelle eines Oberknechtes mit Fleiß und Treue versah und daß Anton Mulderer sich ganz aus Käthchen's Nähe zurückgezogen hatte.

Friedel war jetzt wieder heiterer und lebensmuthiger geworden, besonders da er nun keine traurigen Liebesscenen mehr in Hofer's Hause zu befürchten hatte. Einst saß er mit Anton während der Abenddämmerung vor dem Hause und es war von Käthchen die Rede, da sagte er: „Freund, das mit der Geschichte von dem Handdrauflegen, wenn Einer gestorben ist, das wär' auch so ein guter Einfall, z. B. wenn Einer verreisen thät' und er ließ' hinterher sagen, er sei gestorben wo im Burgundischen draußen; nun hätt' er aber Jemanden und der stehlet seinem Weib alle Tag was Anderes, aber leget's bald nachher wieder an Ort und Stelle — sag, Bruder, wär' das nicht ein Hauptspaß? Die vermeinte Wittib hätt' vor Weinen und Klagen, weil ihr todter Mann

ihr immer Zeichen von dort herübergibt, gar nicht Zeit, sich umzusehen, wo sie jetzt einen andern Mann hernehme; als wie z. B. gesetzt, wenn dein Bruder nicht todt wär' und wollt' nur sein Weib das Käthchen auf so Weise prüfen, ob sie ihm nach dem Tod auch treu bleiben würde — sag' Freund, wär' das nicht ein prächtiges Mittel, daß du und Käthchen nicht wieder miteinander eine heimliche Liebschaft anfangt?"

Anton schwieg eine Weile und es war gut, daß es bereits dämmerte, denn ein lebhaftes Roth übergoß sein ganzes Gesicht.

Nach einer Weile sagte er mit umflorter Stimme:

„Das ist nur ein angenommener Fall, mein Bruder lebt nicht mehr; 'aber wie kommt dir die Sach' vor, wenn ich z. B. all die Sachen dem Käthchen deshalb verstecken thät', daß sie ja nicht an mich denkt, weil ich fühl', daß ich gleich wieder rückfällig werden möcht', wenn sie über den Tod von meinem Bruder getröstet wär'?..."

Friedel machte große Augen, um durch die Dämmerung Anton's Gesicht besser auszunehmen, dann sagte er:

„Das wär' schön und brav von dir... Und bei meiner armen Seel', ich glaub' auch wirklich, du versteckst dem Käthchen die Sachen — das glaub' ich tausend mal eher, als so ein Märchen von einer Todtenhand... Sag', sag', ist es so?"

Anton stand schnell auf, sagte „Gute Nacht" und ging davon.

Als er in die Nähe seines väterlichen Hauses kam, hörte er von heller weiblicher Stimme singen:

„Im schönen Oesterreich, im Steiern,
Im Steiern und schönen Tirol

Mag laufen mein lustiges Bürschel nur,
He lustig, dort find' ich's wol!

— — — — — — — — — — —

Und müßt' ich rennen und rufen bis Strasburg
Und schau'n bis in die Türkei hinein —
Ist ein Bürschel für mich auf der Welten,
He lustig, lauf zu, ich hol' es ein!"

Anton erkannte augenblicklich die Stimme und eilte die Sängerin zu umarmen. Er traf sie in Burschenkleidern und Holz auf die Arme ladend vor dem Hause seines Vaters; in demselben Augenblicke, als sich Anton näherte, trat auch Vater Mulderer mit einem Licht aus dem Hause, denn es war ihm gewesen, als habe er die Magd Anne-Marie singen gehört. Wie erstaunte er, einen hübschen Burschen mit schwarzen Augen dastehen und Holz aufladen zu sehen!

Der fremde Bursch sagte: „Bei der Arbeit bin ich vorzeiten eines Tags davon, ich muß es einbringen und heut' wieder mit dieser Arbeit anfangen."

„Vater, das ist mein Reis'kamrad gewesen, kennt Ihr ihn?" Nach diesen Worten Anton's warf Anne-Marie das Holz aus den Armen und flog demselben feurig ans Herz.

„Ich hätt' bald gemeint, daß es die Anne-Marie ist", sagte Mulderer noch immer ungewiß, was er meinen sollte.

„Sie ist's auch, ich bin's, Vater Mulderer", erwiderte Anne-Marie und drückte ihm die Hand.

Alle gingen sehr erfreut in die Stube hinein und Anton eröffnete ohne Umstände, daß er keine als die Anne-Marie zum Weibe haben wolle; er drängte dabei zur möglichsten Eile mit der Hochzeit, „denn", fügte er hinzu, „meine liebe Marie da hat so lange genug und mit vielen

Schmerzen warten müssen, bis ich sie heimgerufen habe; jetzt soll sie nicht mehr warten dürfen."

Vater Mulderer sagte mit Freuden: „Ich bin alt, übernehmt das Haus und Gott segne euch, ich habe Nichts dawider."

Vierzehn Tage waren nach diesem Vorfalle verflossen und die Heirathsangelegenheiten Anton's und Anne-Marien's waren im besten Gange, als eines Nachmittags zu dem Pfarrer eines benachbarten Dorfes ein wildfremder, wüstaussehender junger Mann in die Stube trat und zu beichten begehrte. Der Pfarrer, ein wahrhaft frommer und freundlicher Greis, verschloß sogleich alle Thüren, damit kein unberufenes Ohr der Beichte lauschen könne und sagte dann zu dem Fremden:

„Recht gern, mein Sohn, ich will zwischen dir und dem barmherzigen Himmel nach meinen Kräften vermitteln; sieh, wir sind schon allein, komm und sage mir vor Gott und seinen Heiligen: was liegt dir beschwerend auf dem Herzen?"

Nach diesen Worten nahm der fromme Priestergreis die Stola um und setzte sich auf einen Stuhl; er erwartete von dem verwilderten jungen Manne ein schweres Verbrechen zu hören.

Dieser kniete neben dem Priester nieder und sagte: „Ihr kennt mich nicht mehr, Herr Pfarrer, ach Gott! ich glaub' es wol ... Ich bin der Georg Mulderer aus Everdingen; Alle glauben, ich bin gestorben und begraben, aber ich leb' und muß Euch beichten, warum ich leb' und muß Euern Rath hören, wie groß meine Sünd' ist und was ich für eine Buße thun soll für mein großes Verbrechen. Ich komm' zu Euch, weil ich nur zu Euch Vertrauen hab'."

Der Priester konnte sich eines kalten Schauers nicht

erwehren, einen Todtgeglaubten plötzlich lebend vor sich zu sehen; indessen faßte er sich und sagte:

„Ich hab' von deinem Tode und von deinem Begräbnisse gehört, mein Sohn; sag' nun, was für ein Verbrechen hast du begangen und wer ist der Mann gewesen, den man für dich begraben hat?"

Georg fing nun an, seine ganze Liebesgeschichte zu erzählen, wie wir sie bereits kennen, und fügte dann hinzu: „An einem Nachmittag bin ich hierauf in den Wald gegangen mit dem Wagner aus dem Ort und hab' ein paar Bäume umgehauen, die mir bezeichnet gewesen sind. Wie ich damit fertig bin und mich eine Weile hinstreck' ins Gras, um auszuruhen, hör' ich zwei Männer furchtsam daherkommen und still miteinander reden. «Dort liegt er», hat der Eine im Jägerkleid gesagt, «jetzt ist Niemand da, ladet ihn auf und vergrabt ihn dann im Dickicht, daß kein Mensch davon erfährt.» «Geht nur fort», hat der Andere gesagt, «ich will's schon recht machen.» In dem Augenblick ist mir ein Huster durch den Hals gefahren und die zwei Männer sind entflohen. Darauf hab' ich nachgesehen, wer denn da liegen soll — und ich hab' entdeckt, daß da ein erschossener Raubschütz' liege; ein Baum, den ich umgehauen hab', ist grad' so gefallen, daß er dem Todten das ganze Gesicht zerrissen hat. Da versucht mich auf einmal der böse Geist mit einer solchen Gewalt, daß ich nicht widerstehen kann; ich werf' dem Wildschütz' sein Gewehr und Hut und Janker in einen Abgrund und leg' dafür meine Hacke und mein Gewand hin und denk': jetzt müssen sie mich für todt halten zu Haus, und wenn sie mich begraben haben, will ich prüfen, ob mir mein Weib treu gewesen ist. Gleich bin ich auf und davon, bin drei Tag' herumgelaufen in Wäldern und fremden Dörfern und hab'

gemeint, daß ich so mein Herz stillen werde; aber da ist mir bald ein großer Jammer in die Seele gekommen, wie ich mein Weib, meinen Vater und alle Andern, die mich so lieb haben, auf so eine grausame Weis' betrüben kann, und ich hab' Tag und Nacht nicht geschlafen und hab' wie ein wildes Thier herumgelebt, jeden Tag hab' ich geglaubt, ich erleb' die Nacht nicht mehr. Ich bin ganz verwirrt geworden und die Leut' sind mir aus dem Wege gegangen, wie man einem Wahnsinnigen aus dem Wege geht. Ich hab' nachspionirt auf allerlei Art, ich hab' meine Leut' gehalten, Bettler und sonst viele Andere, die haben mir Nachricht zubringen müssen, wie denn das Hofer-Käthchen als Wittiberin lebt, und ob sie an ihren seligen Mann denkt, und ob sie noch um ihn weint, und ob denn der Bruder des verstorbenen Georg sich recht geschäftig mache um das Käthchen und so weiter; aber da hab' ich nur immer und von Allen das Allerbest' gehört, und ich hab' mir oft vorgenommen, daß ich jetzt und jetzt in das Wasser spring' oder mir den Hals abschneid' vor Jammer und Elend.... Heut' endlich hab' ich's nicht länger mehr ausgehalten, ich bin zu Euch hergekommen und bitt' Euch, sprecht für mich vor bei Gott und gebt mir einen Rath für meine arme Seele und legt mir eine Buße auf für meine argen Sünden.... Soll ich hin? Kann mir mein Weib, mein Vater, mein Bruder vergeben, daß ich so teuflisch mich für todt ausgeben hab', daß ich ihnen so viel Kummer verursacht hab'?... Soll ich mich in eine Wildniß verlaufen und nimmermehr heimkommen so lang ich leb'?... Sagt mir's, ich thu' und leid Alles; Gott sei meiner armen Seele gnädig!"

Der würdige Priester machte das Kreuz über ihn, sprach die Absolution und sagte dann mit freundlichem Gesichte:

„Mein Sohn, das erste ist, daß du jetzt bessere Kleider nimmst, mein Knecht wird dir sie leihen; daß du dich freundlicher zusammenrichtest und dann geraden Weges nach Hause geh'st und Alle um Verzeihung bittest; deine Sünden sind dir vergeben, wenn du in Zukunft dein liebes Weib mehr achtest, ihr mehr vertraust und auf alle Weise gut machest, was du so arg verdorben hast. Geh' und Gott sei künftig mit dir, mein Sohn…"

Georg kam nach Hause als es eben gegen Mitternacht ging. Er wollte vor dem Hause sitzen bleiben bis es Morgen würde; da öffnete sich leise ein Fenster seiner Stube und eine Gestalt stieg heraus — er erkannte seinen Bruder Anton.

In diesem Augenblicke verwirrte die Leidenschaft wieder alle seine Sinne und er sprang hin und packte den Bruder am Halse und rief: „Schurk' du, steigst also doch aus und ein bei meinem Weib? So hat dich jetzt der Teufel erreicht, stirb von meiner Hand!" Er wollte ein Messer ziehen und den Bruder niederstechen, aber dieser erwischte noch zu rechter Zeit seine Hand und entwand ihm das Messer und warf es weit weg. „Wer bist du?" rief Anton, „du weißt nicht, warum ich aus- und einhersteig'!" „Ich bin Georg, dein Bruder, ich leb', ihr habt einen Andern für mich begraben — was hast in meinem Haus gewollt, von wem kommst du, wenn nicht von meinem Weib?"

Anton konnte lange vor Entsetzen über das Erscheinen seines Bruders nicht reden und erzählte dann, wie er eben wieder ein seidenes Tüchlein forttragen wollte, um Käthchen an den verstorbenen Georg zu erinnern.

Der Lärm weckte Alle im Hause; Käthchen, Hofer Friedel und Knechte und Mägde kamen und entsetzten sich

zuerst über Georg, den sie für einen Geist hielten; dann aber folgten die rührendsten Scenen des Wiedersehens und der Versöhnung, man weckte auch den Vater Mulderer und noch einige Nachbarn, um ihnen das Wunder mitzutheilen; endlich kamen durch den Lärm erweckt immer mehr und mehr Menschen herbei und am Morgen stand das ganze Dorf vor Hofer's Fenstern, um das neue Glück zu sehen, welches in Hofer's Haus eingezogen war; dieses Glück verließ es auch nie wieder.

Bald darauf heirathete Anton die Anne-Marie und Beide waren sehr glücklich miteinander.

Selbst der Knecht Friedel erlebte es nach einem Jahre, daß seine Geliebte Witwe wurde; er heirathete sie nach einem Jahre der Witwenschaft, und so war auch er Einer, der nach langem Leide ein dauerndes freudiges Leben führen konnte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

zuerst über Georg, den sie für einen Geist hielten; dann aber folgten die rührendsten Scenen des Wiedersehens und der Versöhnung, man weckte auch den Vater Mathieu und noch einige Nachbarn, um ihnen das Wunder mitzutheilen; endlich kamen durch den Lärm erweckt immer mehr und mehr Menschen herbei und am Morgen stand das ganze Dorf vor Josef's Fenstern, um das neue Glück zu sehen, welches in Josef's Haus eingezogen war; dieses Glück verließ es auch nie wieder.

Bald darauf heirathete Anton die Anne-Marie und Beide waren sehr glücklich miteinander.

Selbst der Knecht Friebel erlebte es nach einem Jahre, daß seine Geliebte Wittwe wurde; er heirathete sie nach einem Jahre der Wittwenschaft, und so war auch er Einer, der nach langem Leide ein dauerndes freudiges Leben führen konnte.

Rank, Josef,

Aus dem Böhmerwalde Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben

Bd.: 1

Leipzig 1851